This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

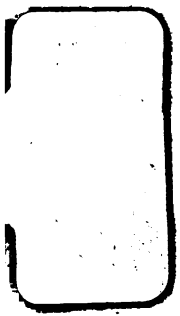
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Magazin

von

merkwürdigen neuen

Reisebeschreibungen,

aus fremden Sprachen übersetzt

und mit

erläuternden Anmerkungen begleitet.

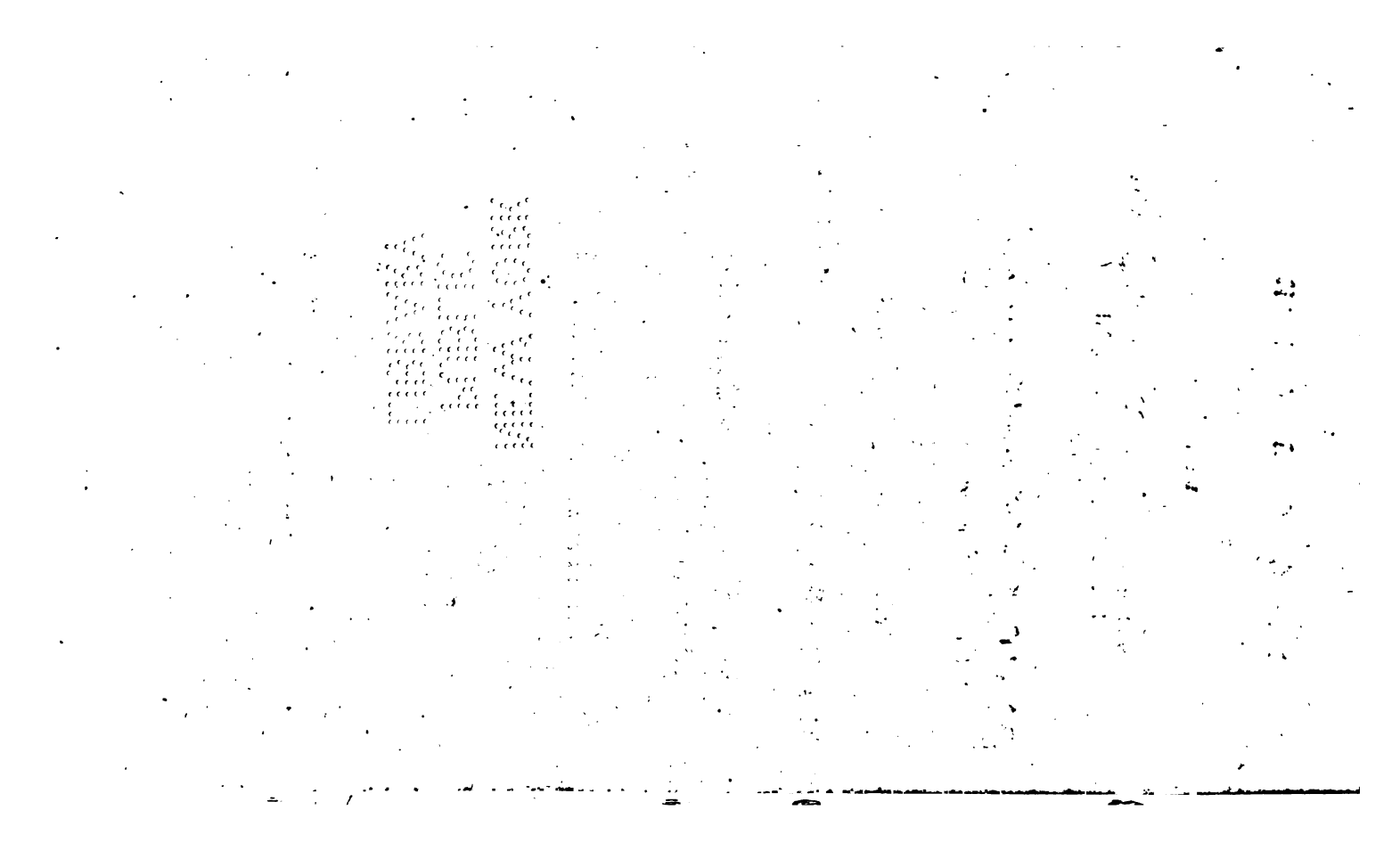
Mit Kupfern und Karten.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Zwei und dreißigster Band.

Berlin, 1811.
In der Vossischen Buchhandlung.

ASTOR LIBRARY NEW-YORK



Reiſe

nach

Oſtindien, den Philippiniſchen Inſeln

und

China,

nebſt

einigen Nachrichten

über

Cochinchina und Tunkin,

von

Felix Renouard de Sainte-Croix,
ehemaligem Franzöſiſchen Cavallerie-Offizier.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt

von

Ph. Chr. Weyland,
Herzogl. Sachſen-Weimariſchem Legations- und Kriegesrath.

Berlin,
in der Voſſiſchen Buchhandlung,
1811.

THE NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Reiſe

nach

Oſt-Indien, den Philippiniſchen Inſeln

und

China.

Erstes Kapitel.

Zweck der Reise. — Ausrüstung der Flotte. — Abreise. — Vorgebirge der guten Hoffnung. — Falsche-Bay. — Constantia-Wein. — Die Kapstadt. — Ankunft zu Pondichery.

Indem ich die Beschreibung dieser Reise der Welt mittheile, versichere ich zugleich im voraus, daß ich durchaus nichts als die Wahrheit darin sage, und mir auch nicht die geringsten Uebertreibungen und Ausschmückungen einzelner Gegenstände erlaube, dergleichen manchem neuern Reisenden mit Recht vorgeworfen werden. Dagegen muß ich aber freilich auch auf den Ruhm eines glänzenden Stieles Verzicht thun; ich will nichts weiter seyn, als einfach und wahr!

Ich machte die Reise nach Indien mit der Flotte, welche die Französische Regierung im Jahre 1803 dahin schickte. Der Zweck der Regierung bestand darin, daß sie ihre alten Besitzungen in Bengalen und auf den Küsten von Coromandel und Malabar, die ihr durch den zu Amiens abgeschlossenen Frieden wieder zurück gegeben worden waren, aufs neue in Besitz nehmen wollte. Sie hatte zu diesem Ende den General de Caen zum General-Kapitain über alle diese Niederlassungen ernannt, und ihm die Besitznahme derselben aufgetragen. An die Spitze der innern Administration hatte sie, als Kolonialpräfekten daselbst, Herrn Leger ernannt, der schon vor der Revolution Intendant in Indien gewesen war, und daher das Land in allen seinen

Verhältnissen auf das genaueste kannte. Außerdem wurde auch eine große Anzahl Civilbeamten von allen Graden dahin geschickt, so wie auch Aerzte für die neu anzulegenden Hospitäler. Die auf der Flotte eingeschifften Landtruppen bestanden an Infanterie, Kavallerie und Artillerie aus ungefähr 1600 Mann, und außerdem befanden sich noch so viele überzählige Offiziere dabei, als zur Formirung einer halben Brigade von 3000 Sipoys erforderlich waren, welche letztere unter den Befehlen des Obersten von Mainville stehen sollten, der das nämliche Korps schon vor der Eroberung des Landes kommandirt hatte. Die Flotte bestand aus einem Kriegesschiff von 74 Kanonen, zwei Fregatten von 44, und einer von 36 Kanonen, aus einer Kriegsbrigge von 20 Kanonen, und aus zwei Transportschiffen von 800 und von 450 Tonnen. Das Oberkommando über dieselbe war dem Contre-Admiral Linois anvertraut.

Am 4ten März 1803 segelte diese wohl ausgerüstete und mit allen Arten von Bedürfnissen reichlich versehene Flotte aus dem Hafen von Brest ab, und kam nach einer äußerst glücklichen Fahrt schon am 17ten Mai bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung an, wo wir, weil in dem dasigen Klima eben der Winter anbrach, nicht in den eigentlichen bei der Kapstadt befindlichen Hafen, sondern in die sogenannte Falsche-Bay einliefen, die nur allein in dieser Jahreszeit, wo sich in dem oben genannten Hafen keine Fahrzeuge halten können, von Schiffen besucht wird. Der daselbst liegende Ort besteht bloß allein aus einigen öffentlichen oder Nationalgebäuden, und etlichen wenigen Privathäusern, welche letztere nur allein in der Jahreszeit, wo die Bay besucht ist, bewohnt werden; da alle Arten von Lebensmittel aus der Kapstadt, die über sieben Stunden entfernt ist, herbei geholt werden müssen, so sind sie daselbst außerordentlich theuer. Die National-

gebäude bestehen in einer Kaserne, die ehemals der Holländischen Kompagnie zum Magazin gedient hatte, in einem Hospital, das zwar nur mit Stroh gedeckt, aber vorzüglich gut gelegen und vortrefflich eingerichtet ist, und in dem Hause des Gouverneurs, bei welchem sich ein Garten befindet, der dem dürren Erdboden zum Trotz wohl unterhalten und sehr fruchtbar ist, weil sich ein kleiner von den nahen Gebirgen herunter kommender Bach mitten hindurch schlängelt.

Die Gebirge, womit die Falsche-Bay umringt ist, gewähren dem Auge einen unangenehmen Anblick, weil sie aus nacktem Granit bestehen, und bloß hin und wieder mit Heidekraut und einigen wenigen Bäumen bedeckt sind. Uebrigens findet man auf demselben über hundert verschiedene Arten von Heidekraut, wovon einige unsern Botanikern noch gänzlich unbekannt sind. Das Klima in der Falschen-Bay ist im Sommer, wegen des Zurückprallens der Sonnenstrahlen von den Granitgebirgen, außerordentlich heiß, im Winter hingegen muß man sich daselbst, wegen der kalten Winde, beständig warm anziehen. Die Gebirge werden von keinem Menschen, sondern bloß allein von der größten Art von Affen, die unter dem Namen der Waldmenschen bekannt, und vorzüglich dem weiblichen Geschlechte äußerst gefährlich sind, bewohnt.

Am 1sten Junius trat ich zu Fuß, in Gesellschaft einiger Freunde und eines Hottentotten, der uns zum Wegweiser diente, den Weg nach der Kapstadt an. Da wir beständig auf einem feinen Sande zu gehen hatten, so mußten wir sehr oft ausruhen, weil wir vor Müdigkeit kaum mehr fortkommen konnten. Nach einem vierthalbstündigen, äußerst beschwerlichen Marsche kamen wir endlich bei dem Musenberge an, einem militairischen Posten, der von einem Feldwebel kommandirt wird, und auf die herumschweifenden Neger, die ohne eine schriftliche Erlaubniß ihrer Herren

die Hauptstadt nicht verlassen dürfen, Achtung geben soll. Als militairische Position betrachtet, ist dieser Posten einer der vorzüglichsten, die gefunden werden können. — Nachdem wir von hieraus wieder beinahe sechs Stunden gegangen waren, so kamen wir endlich äußerst erschöpft zu Constantia an. Auf diesem letztern Wege findet man eine Menge der mannigfaltigsten Sträuche und Blumen, die fast insgesammt officinell sind. Besonders sieht man vielerlei Arten von Amaryllis, welche alle mit den lebhaftesten Farben prangen, und eine unvergleichliche Zierde für unsere Blumengärten seyn würden; ferner findet man auch die schönsten Lillenarten und mancherlei Balsamkräuter mit den wohlriechendsten Blättern.

Zu Constantia kehrten wir bei Herrn Colyn ein, welchem, nebst einem gewissen Herrn Clout, die sämmtlichen dasigen Weinberge eigenthümlich zugehören. Er ist von französischer Herkunft, und nahm uns vielleicht auch deswegen mit der gastfreundlichsten Güte auf. Bei ihm tranken wir den mit Recht so sehr berühmten Constantia-Wein, der wirklich aus einer Mischung von allen Arten von Gewürzen zu bestehen scheint. Er gab uns auch noch eine zweite Sorte davon zu versuchen, die zwar weniger geistig, aber dem Geschmacke nach noch weit vorzüglicher ist. In Europa werden beide Sorten für eine und die nämliche ausgegeben, und man kann auch wirklich nur an Ort und Stelle selbst einen Unterschied zwischen ihnen finden. In der umliegenden Gegend wächst auch noch ein anderer weißer Wein, der aber viel leichter, und mit dem Constantia-Wein durchaus nicht zu vergleichen ist; er ist unter dem Namen Kapwein bekannt, und der größte Theil davon geht nach Batavia.

Von dem eigentlichen Constantia-Wein kostet das Alveram *), oder 90 Glasflaschen, an Ort und Stelle

*) Ohne Zweifel ein halber Ohm.

selbst 80 bis 90 Reichsthlr., und es werden jährlich von demselben im Durchschnitt ungefähr 100 Ohm eingeerndtet. Die Wohnung des Herrn Colyn ist äußerst schön, und sein Keller ist so köstlich, wie bei uns die Prunksäle ausgeschmückt. Um das Haus herum stehen die schönsten Eichen-, Orangen-, Citronen-, Pfirsich- und Abrikosenbäume, so wie denn überhaupt auf dem Kap alle Arten von Europäischen Obstbäumen und Gemüsen fortkommen. Die Arbeiten in dieser so vorzüglich schönen Pflanzung werden insgesammt durch 250 Negersclaven, die Herr Colyn besitzt, verrichtet.

Auf dem Wege von Constantia nach der Kapstadt trift man mehrere ziemlich schöne Häuser an, welche die Nähe einer großen Stadt verrathen, allein das Land ist wenig angebaut, und besteht größtentheils aus einem feinen Sande, worin gar nichts wächst. Einige hundert Schritt von der Stadt liegt das Schloß, das die Rhede beherrscht; es ist jedoch so schlecht befestigt, daß es im Fall eines Angriffes kaum im Stande wäre, den geringsten Widerstand zu leisten.

Die Kapstadt liegt in der Vertiefung der Bay dieses Namens, welche letztere das Meer am Fuße der drei in einem halben Cirkel herum liegenden Berge, des Tafel-, Teufels- und Löwenberges, gebildet hat. Die Stadt ist schön gebaut, und die Straßen in derselben alle nach der Schnur gezogen. Die meisten Häuser haben ein flaches Italiänisches Dach, wodurch sie den Windstößen, die daselbst so fürchterlich toben, daß sie oft auch die allerfestesten Gebäude umstürzen, weniger ausgesetzt sind. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen vorzüglich die neuen Kasernen angeführt zu werden, in denen 4000 Mann bequem wohnen können, und die von allen Seiten dem Luftzuge vortrefflich ausgesetzt sind, was in allen heißen Ländern ein wesentliches Erforderniß ist. Ferner führe ich noch das Gouvernementshaus an, das aber heut zu Tage zie-

lich in Verfall gerath, das Rathhaus und zwei Kirchen, eine lutherische und eine reformirte. Von der berühmten Menagerie, von welcher so viele Reisende gesprochen haben, sind heut zu Tage nur noch einige wenige Ueberreste vorhanden. Das merkwürdigste Thier, das ich noch in derselben fand, war die von le Vaillant und einigen andern Reisenden beschriebene Gazellenart, welche Aehnlichkeit mit dem Schweine, dem Hirsche und dem Esel hat. Sie ist besonders dadurch merkwürdig, daß sie immer in Heerden herumzieht, die oft aus mehr als tausend Stücken bestehen. Die vordersten Thiere in dieser wandernden Heerde, denen das schönste und beste Gras zu Theil wird, zeichnen sich durch ihren fetten fleischigen Körper aus, weil sie aber denen, die hinter ihnen herkommen, nichts übrig lassen, als was sie nicht Zeit gehabt haben, selbst abzufressen, so sind dagegen die letztern ausserordentlich mager. Dafür werden jedoch diese zu der Zeit entschädigt, wo die Reihe an sie kommt, den Vortrapp zu bilden, was immer geschieht, sobald die vordersten an einen unersteiglichen Berg kommen, der sie umzukehren nöthiget; die Hintersten werden alsdann die vordersten, und mästen sich in eben dem Maße, als die andern wieder mager werden.

Die Anzahl der Einwohner der Kapstadt beläuft sich ungefähr auf 12000, sowohl weiße als schwarze, aber mit Ausschluß der Garnison. Die weißen haben insgesammt eine große Menge von Sclaven zu ihrer Bedienung, und man kann annehmen, daß auf jedes Haus 15 bis 16 von den letztern kommen; woraus denn erhellet, wie unverhältnißmäßig gering die Anzahl der Weißen daselbst ist. Uebrigens findet man daselbst allgemein diejenige käufliche Gastfreundschaft, d. h. die sich bezahlen läßt, die von allen Reisenden so sehr gerühmt worden ist. Man kann nämlich in jedem Hause, wo man will, einkehren, und lebt daselbst für

dittehalb Piaster, die monatlich an den Eigenthümer bezahlt, als wenn man in seinem Eigenthume wäre. Das Essen, das man bekommt, ist zwar nicht ganz vortrefflich, aber doch wenigstens äußerst gesund, denn man findet auf dem Kap besonders den größten Ueberfluß an den geschmackvollsten Gemüsearten, durch deren Genuß der Reisende, wenn seine Gesundheit auf der langen Seereise gelitten haben sollte, in kurzer Zeit wieder hergestellt wird.

Es ist in der Kapstadt ein Papiergeld im Umlauf, das für die Einwohner von großem Nutzen, aber für den Fremden, der sich nur eine kurze Zeit daselbst aufhält, völlig unbrauchbar ist. Man hat dasselbe von 2 bis 60 Rthl., und es ist das einzige Geld, das in der Stadt zirkulirt. Die mit unserer Flotte dahin gekommenen Franzosen hatten einen unaussprechlichen Widerwillen gegen dasselbe, und wollten es durchaus nicht annehmen, denn sie erinnerten sich dabei an die unglückliche Epoche der Assignaten und an das Schicksal derselben. Ein Soldat, der einmal in einem Kaufladen bei Bezahlung einer gekauften Waare ein solches Billet heraus bekam, rief mich in der vollesten Verzweiflung um Hülfe an, „man hat mich, rief er mir zu, mit dem verwünschten Papiergeld so oft betrogen, daß ich geschworen habe, mir nie mehr welches aufhängen zu lassen. Machen Sie, daß mir der Kaufmann baares Geld giebt, denn sein Papier nehme ich auf keinen Fall mit." Durch ein eingelegtes Vorwort brachte ich es auch wirklich dahin, daß er baares Geld bekam. Die Piaster werden auf dem Kap nur in größern Handelsgeschäften gebraucht, und besonders beim Schweinhandel, weil die dahin gebrachten Neger nur mit dieser Geldsorte bezahlt werden.

Die Kolonie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung ist für alle Nationen, die nach Ostindien Handel treiben, von der größten Wichtigkeit, denn man muß

im Hin- und Herweg daselbst anlanden, und athmet alsdann nicht nur die reinste gesundeste Luft ein, sondern findet auch die vortrefflichsten Lebensmittel im größten Ueberfluß. Wie groß ist der Unterschied zwischen dieser Kolonie und der auf der Insel St. Helena, auf der man nichts als Felsen und Wasser findet, und wohin die Engländer die nöthigen Lebensmittel insgesammt mit den größten Kosten aus Europa müssen kommen lassen! Wirklich glich auch die Kapstadt ehemals einem großen Gasthofe, wo die Schiffe von allen Nationen einkehrten, um sich mit Lebensmitteln zu versorgen. Es ist daher von der äußersten Wichtigkeit, welcher Nation diese Kolonie am Ende des Krieges als Eigenthum verbleiben wird.

Am 6ten Junius ließ der Admiral Linois das Signal zur Abreise geben, und schon am folgenden Tage befanden wir uns in der offenen See. Am 10ten fiel ein Soldat, der sein Hemde zum Trocknen an einen Mastbaum aufgehängt hatte, ins Meer, und konnte wegen der hochgehenden Wellen nicht mehr gerettet werden. Am 18ten erblickten wir die Insel Bourbon, und fuhren an der östlichen Spitze derselben hin. Am 8ten Julius entdeckten wir die südliche Küste der Insel Ceylon. Hierauf segelten wir durch einen Theil des Meerbusens von Manaar, und befanden uns alsdann gegen Cudalore über. Hier lag eine Englische Flotte vor Anker, die aus zwei Kriegsschiffen und fünf Fregatten bestand, und von dem Admiral Regnier, dem Oberbefehlshaber der ganzen Seemacht in diesem Welttheile, kommandirt wurde. Sobald dieselbe unsere Flagge erkannt hatte, so segelte sie weiter und legte sich in der Nähe von Pondichery vor Anker. Am 11ten langten wir ebenfalls auf der Rhede von Pondichery an. Zu unserer großen Verwunderung sahen wir in der Stadt noch überall die englische Flagge aufgesteckt. Herr Leger begab sich sogleich ans Land, weil er den ge-

meinsten Befehl hatte, die Uebergabe zu befördern; der General de Caen hingegen that es durchaus nicht, so sehr auch Herr Cällen, der von den Engländern zur Auslieferung der Französischen Besitzungen ernannte Commissarius, deshalb in ihn drang; er gab beharrlich zur Antwort, daß er, den erhaltenen Befehlen zufolge, nur allein bei Franzosen landen könne. Die Civilbeamten hingegen wurden ans Land gesetzt, weil sie größtentheils mit Hrn. Leger zu arbeiten hatten; desgleichen landeten auch alle für das zu errichtende Korps von Sipoys bestimmten Offiziere, die größtentheils verheirathet waren, und deren Frauen durch die lange Seereise sehr an ihrer Gesundheit gelitten hatten. Von Brest bis hieher hatten wir einen Weg von 4199 Stunden zurückgelegt.

Zweites Kapitel.

Landung. — Plötzliche Abreise der Flotte. — Gefangennehmung der Französischen Truppen.

Auch ich befand mich unter denen, die ans Land zu gehen beordert wurden, und ich nahm deshalb noch am Bord einen sogenannten Dobatchi in meine Dienste, der in diesem Lande eine Art von Factotum ausmacht, und dafür außer seinem Gehalte noch dritthalb Prozent von allem, was er einkauft, zu beziehen hat. Gewöhnlich sind die Dubatchi's mit guten Certificaten versehen, und außerdem leisten auch noch einige reiche Malabaren Bürgschaft für sie; wirklich ist es auch ein äußerst seltener Fall, daß sich einer von ihnen einen Betrug zu Schulden kommen läßt, und man kann sich mit dem vollesten Zutrauen auf sie verlassen.

Als wir ans Land stiegen, war das ganze Ufer mit einer zahllosen Menge von Malabaren bedeckt, die sich daselbst versammelt hatten, um die Franzosen ankommen zu sehen; auf den ersten Blick hätte ich geglaubt, daß über hundert tausend von diesen Hindus zu Pondichery wohnen müßten. Die Kleidung derselben ist sehr angenehm und gefällig; sie besteht in einer Art von Supreweste oder weitem Kamisol ohne Ermel, das von Musselin gemacht ist, einem Pagne von Musselin, den sie sehr künstlich um sich herum zu werfen wissen, und der bei ihnen die Stelle der Pantalons vertritt, und in einem Shawl von rosenfarbenem Musselin, der, leicht und nachläßig über die Schultern geworfen, ihnen zugleich anstatt einer Schärpe dient. Auf dem ganz kahl geschornen Kopfe tragen sie eine Art von Turban, der jedoch von dem der Muselmänner sehr verschieden ist.

Es kostete uns nicht wenige Mühe, ehe wir im Stande waren, uns durch dieses Gewühl von Menschen hindurch zu drängen. Als wir endlich die Stadt erreichten, so begab ich mich vorerst in einen Gasthof, wo ich für Frühstück, Mittag und Abendessen mit Inbegriff der Wohnung täglich zwei Rupien oder ungefähr 1 Rthlr. 6 Gr. bezahlen mußte. Man wird mir zugestehn, daß dieses keinesweges theuer war, und es ist um so viel auffallender, da es außerdem zu Pondichery, wie wir weiter unten sehen werden, keinesweges wohlfeil zu leben ist.

Am folgenden Tage kam zu unserm großen Erstaunen eine Französische Corvette auf der Rhede an, die wir bei unserer Abreise von Brest in dem dasigen Hafen hatten liegen sehen, und die damals bestimmt war, einige Transportschiffe nach Indien zu begleiten. Die Englische Flotte lag immer noch in einer kleinen Entfernung, und schien die unsrige zu beobachten. Gegen Abend erfuhren wir, daß der Admiral Linois, nach

Lesung der ihm von der Corvette überbrachten Depeschen, dem Befehlshaber dieses Schiffes allen Verkehr mit der Flotte, so wie auch mit den schon auf dem Lande befindlichen Personen, auf das strengste untersagt hatte. Man kann sich denken, wie sehr uns diese Nachricht beunruhigte, und mit welcher ängstlichen Ungeduld wir den Aufschluß dieses Räthsels entgegen sahen!

Am andern Morgen wurde ich mit Anbruch des Tages von meinem Dobatchi aufgeweckt, der mir mit der größten Bestürzung die Nachricht brachte, daß unsere Flotte während der Nacht ihre Ankertaue gekappt, und sich heimlicher Weise dem Anblick der Engländer entzogen habe. Diese Nachricht kam mir so unerwartet, daß ich Mühe hatte, mich von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Ich begab mich deshalb sogleich auf das flache Dach meiner Wohnung, allein mit Entsetzen erblickte ich hier nichts mehr von unserer Flotte; von der Englischen lagen nur noch drei Schiffe auf der Rhede, und die übrigen alle hatten den unsrigen nachgesetzt. Da ich unter allen, die mit mir ans Land gegangen waren, am frühesten aufgestanden war, so ging ich nun sogleich zu mehrern meiner Unglücksgefährten, um ihnen unser trauriges Schicksal ebenfalls bekannt zu machen. Wir stiegen zu wiederholten Malen auf die flachen Dächer ihrer Wohnungen, und sahen uns halb blind nach unserer Flotte um, denn immer noch trauten wir kaum unsern Augen. Es war in der That ein schreckliches Schicksal für uns, daß wir uns bei 4000 Stunden weit von unserm Vaterlande hinweg geschleudert sahen, und nunmehr nach einer so äußerst langen und beschwerlichen Reise uns in einer Gefangenschaft befinden sollten, in der wir jede, auch die härteste Behandlung zu befürchten hätten. Unser Unglück wurde noch dadurch vermehrt, daß wir fast insgesammt unsere Koffer und alles, was wir besaßen,

allein ohne allen Erfolg. Der Admiral versicherte jedoch wiederholt, daß keine Kriegserklärung erfolgt sey, und daß er bloß allein aus Vorsicht die Côte d'Or mit den bei sich habenden Truppen zurück behielte. Was soll man aber von dieser neuen Art von Völkerrecht denken? Keine Kriegserklärung, und doch behält man immerfort, was der Friedensvertrag heraus zu geben befiehlt, und doch behält man auch aus Vorsicht die Truppen zurück, die zur Vollziehung des Friedensvertrages abgeschickt worden sind? Von diesem Augenblick an schien unser Schicksal uns nicht mehr zweifelhaft zu seyn, und wir sahen dem Zeitpunkt entgegen, wo wir förmlich zu Kriegsgefangenen würden gemacht werden.

Der Oberbefehlshaber Binot schickte hierauf dem Commandanten der Côte d'Or die bestimmte Ordre zu, daß er in der Nacht die Anker entzwei hauen und die Flucht zu ergreifen suchen sollte. Dieses geschah auch, allein die Engländer wurden es bald gewahr, und schickten dem Transportschiffe eine Fregatte nach, um es wieder zurück zu holen. Nunmehr erklärte Binot, daß wenn man dieses Transportschiff nicht frei und ungehindert seine Reise fortsetzen ließe, es von dieser Stunde an aufhörte, den Franzosen anzugehören, und nebst der ganzen auf demselben befindlichen Mannschaft nicht mehr von ihnen würde unterhalten werden. Dies setzte den Admiral Regnier in die größte Verlegenheit, und man kam endlich dahin überein, daß die ganze Sache dem hohen Rathe zu Madras zur Entscheidung sollte vorgelegt werden. Wahrscheinlicher Weise wollte sich nun dieser letztere nicht mit der großen Anzahl von Truppen, die sich auf dem Transportschiffe befanden, befassen, denn auf die geschehene Anfrage kam der Befehl zurück, daß das Schiff seinen Weg, wohin es wollte, ungehindert fortsetzen könnte. Es erhielt deshalb von dem Commandanten Binot die Ordre, sich

unver-

unverzüglich und ohne unterwegs in irgend einen Hafen einzulaufen, nach der Insel Frankreich zu begeben; nachdem sich hierauf dasselbe mit den nöthigen Lebensmitteln versehen hatte, reisete es auch wirklich dahin ab. Allein unglücklicher Weise lief es gegen die erhaltenen Befehle unterwegs in den Hafen von Negapatnam ein, um frisches Wasser einzunehmen, wo es denn sogleich, weil unterdessen die Nachricht von dem wieder ausgebrochenen Kriege zwischen Frankreich und England daselbst angekommen war, als gute Prise in Besitzung genommen wurde.

Unterdessen war meine Lage zu Pondichery keinesweges so schlimm, als ich mir sie im Anfange gedacht hatte. Ich hatte von der Regierung ungefähr 150 Rthlr. ausbezahlt erhalten, und außer einer Summe von 100 Piastern, die ich baar bei mir führte, hatte ich mir auch noch von unserm Zahlmeister einen Vorschuß von 150 Rthlr. geben lassen. Ich war daher fürden Augenblick gegen allen Mangel geschützt, allein da ich nicht wußte, wie lange dieser Zustand dauern könnte, und nicht hoffen durfte, auf irgend eine Art eine abermalige Unterstützung zu bekommen, so studirte ich mit allem Fleiß die schwere Kunst zu sparen, und dachte ernstlich nach, in welchen Stücken ich mich einschränken könnte. Vor allen Dingen schaffte ich meinen Dubasch ab, und behielt nur den aus Frankreich mitgebrachten Bedienten bei. Zwar machten mir mehrere wohlwollende Einwohner von Pondichery das Anerbieten, daß sie mir Geld vorstrecken wollten; allein ich konnte dieses um so weniger annehmen, weil ich keine Möglichkeit voraussah, es jemals wieder zurückzugeben, und auch wirklich für den Moment noch überflüßig reich war.

Ich bekam eine sehr gute Wohnung in dem Hause einer Französischen Dame, mit der ich durch einen meiner Unglücksgefährten Bekanntschaft gemacht hatte.

Unter den mit angekommenen Frauen befanden sich mehrere äußerst liebenswürdige, und es fehlte uns daher keinesweges an einem sehr angenehmen geselligen Umgang. Ich lebte nunmehr einige Monate so angenehm zu Pondichery, als es in Ermangelung seiner Koffer und aller seiner Habseligkeiten, und bei der ängstlichen Besorgniß über das zu erwartende Schicksal nur immer möglich ist. Da auch die Englischen Zeitungen diese ganze Zeit über von nichts als von Einigkeit und Frieden sprachen *), so fingen wir nach und nach wirklich an zu hoffen, daß am Ende noch alles gut gehen, und wir mit der bloßen Furcht davon kommen würden. Allein am 6ten September des Morgens um drei Uhr brachte mir der Oberst Cullen die Nachricht, daß der Krieg wieder ausgebrochen, und daß Englische Truppen angekommen wären, welche schon alle Wohnungen der Franzosen, so wie die Kasernen und das Haus des Commandanten Pinot besetzt hätten. Es war nämlich ein Englisches Regiment von Tritschinapoly angekommen, und hatte mehrere Kanonen mitgebracht. Auch war der Commandant Pinot schon aufgefordert worden, sich mit den sämmtlichen Truppen und allen bei ihm befindlichen Civil-Beamten auf Gnade und Ungnade als Kriegsgefangene zu übergeben. Es war ihm jedoch noch geglückt, aus seinem Hause zu entwischen, und sich mit den aus 250 Mann bestehenden Französischen Truppen, welche nebst ihren

*) Dies war offenbar eine Falle, die das Englische Ministerium der Französischen Regierung stellte. Der Friede war kaum mit genauer Noth zu Stande gekommen, als schon im Voraus starke Flotten nach Indien, nach Amerika und in das Mittelländische Meer abgeschickt wurden, um sich durch eine überlegene Macht aller unserer dahin zu schickenden Kriegs- und Kauffartheyschiffe, so wie unserer Handels-Capitalien, zu bemächtigen. Um uns sicher zu machen, sprachen unterdessen die Englischen Zeitungen immerfort von der Beibehaltung des Friedens, und das Ministerium zog erst die Maske ab, als es sah, daß es seinen treulosen Zweck ganz erreicht hatte.

Offizieren die Waffen ergriffen hatten, zu vereinigen, und sich mit denselben so gut als möglich zu verschanzen. Von hier aus ertheilte er nun den Engländern die Antwort, daß ein Französischer Commandant sich niemals auf Gnade und Ungnade ergebe, ohne vorher auf das tapferste gefochten zu haben, daß er im Vertrauen auf den abgeschlossenen Frieden und mit Vorwissen der Englischen Regierung ans Land gestiegen sey, daß er sich aber, weil man gegen ihn das Völkerrecht auf eine so schreiende Art verletze, bis auf den letzten Mann vertheidigen würde, wenn man den Vorschlag, den er hierdurch thue, die Sache durch den General-Gouverneur zu Madras entscheiden zu lassen, nicht annehmen wollte. Die Englischen Befehlshaber stunden nicht an, sogleich hierin zu willigen, und es wurde wirklich eine von beiden Theilen ernannte Deputation nach Madras abgeschickt, zugleich aber auch festgesetzt, daß bis zur Zurückkunft derselben alles auf dem jetzigen Fuße bleiben sollte.

Da die Französischen Truppen weder Pulver noch Blei hatten, und also nicht den geringsten Widerstand zu leisten fähig gewesen wären, so suchte man vor allen Dingen diese Zwischenzeit zu benutzen, um durch einen unter ihnen befindlichen Apotheker, so gut es die Umstände erlaubten, und in der größten Geschwindigkeit Pulver verfertigen zu lassen. Dieser Versuch glückte auch über alle Erwartung, und schon nach 24 Stunden war jeder Soldat mit 12 scharfen Patronen versehen. Zwei Tage nachher kamen unsere Deputirten wieder zurück, und brachten die Nachricht mit, daß sie zu Madras übel wären empfangen worden, und daß man von Seiten der dasigen Englischen Regierung schlechterdings darauf bestehe, daß sich die sämmtlichen zu Pondichery befindlichen Franzosen auf Gnade und Ungnade zu Kriegsgefangenen ergeben sollten. Dieser bestimmten Entscheidung ungeachtet waren aber die Englischen

Behörden zu Pondichery unter der Hand bevollmächtigt worden, daß sie sich im Nothfall auch auf eine Kapitulation mit den Franzosen einlassen könnten, und da wir immerfort Miene machten, uns auf das nachdrücklichste zu vertheidigen, obgleich der Feind uns in jeder Rücksicht weit überlegen und jeder Ausweg gänzlich für uns versperrt war, so brachten wir es endlich wirklich dahin, daß eine Kapitulation abgeschlossen wurde. Nach derselben wurden wir zwar insgesammt zu Kriegsgefangenen gemacht, und die Truppen mußten ihre Gewehre niederlegen; allein die Offiziere durften ihre Degen und Pistolen behalten, so wie auch das Privat-Eigenthum eines jeden unangetastet bleiben sollte. Die sämmtlichen Gefangenen sollten, unter der Bedingung, die Waffen in Jahr und Tag nicht mehr gegen England zu führen, sobald als möglich nach Frankreich zurückgebracht werden, bis dahin aber ihr bisheriges Traktament nach den verschiedenen Graden von der Englischen Regierung ausbezahlt erhalten ꝛc. — Diese Kapitulation war weit vortheilhafter, als wir sie in der Lage, worin wir uns befanden, nur immer erwarten konnten, und sie wurde auch von beiden Theilen auf das pünktlichste erfüllt. Am 15ten reiseten unsere Truppen nach der Festung Pontanuly ab, die vier Stunden von Madras gegen das Innere des Landes zu liegt, und am 19ten folgten ihnen die Offiziere dahin nach. Die Civilbeamten hingegen erhielten die Erlaubniß, so lange zu Pondichery zu bleiben, bis sie nach Europa könnten geschickt werden; jedoch mußten sie sämmtlich ihr Ehrenwort darauf geben, daß sie während ihres dortigen Aufenthaltes durchaus keine Gemeinschaft mit den Indischen Fürsten anknüpfen oder unterhalten wollten. Auch ich bekam die besondere Erlaubniß, daselbst bleiben zu dürfen, und da ich folglich durch meinen ziemlich langen Aufenthalt in dieser Stadt, und durch die völlige Freiheit,

womit ich nach Gefallen alle, auch die weitesten Reisen ins Innere vornehmen durfte, nicht nur die Stadt selbst, sondern auch das ganze Land auf das genaueste kennen lernte, so will ich hier meinen Lesern die von mir über diese Gegenstände gesammelten Nachrichten und angestellten Beobachtungen mittheilen.

Drittes Kapitel.

Die Stadt und das Gebiet von Pondichery. — Einkünfte. — Handel. — Münzen. — Maaße und Gewichte. — Theures Leben daselbst.

Die ehemalige so sehr berühmte Pracht dieser Stadt ist fast gänzlich verschwunden, und sie ist heut zu Tage nur noch der Schatten von dem, was sie sonst gewesen ist. Dieser Verfall ist eine Folge von der schlechten Politik der alten Französischen Regierung, und von dem Einfluß, den die Engländer auf den Hof von Versailles hatten. Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier alle die vielen Fehler aufzählen wollte, die wir in Indien begangen, und wodurch wir nach und nach unsere ehemaligen Besitzungen daselbst beinahe gänzlich verloren haben. Auf der ganzen Küste von Carnatik besitzen wir von allen unsern ehemaligen Eroberungen nichts weiter als Pondichery *), dessen ganzes Gebiet jedoch nur eine Stunde im Durchmesser groß ist, und außerdem noch einige einzelne Comtoire, wo aber die auf dem Hause des Gouverneurs aufgesteckte Französische Flagge das ganze Grundeigenthum bedecken kann. Unsere Feinde hingegen haben unsere Fehler mei-

*) Der Verfasser spricht hier von dem Zustande zur Zeit des Friedens von Amiens.

ſurhaft benutzt, und nach und nach eine koloſſaliſche Macht in Indien gegründet, die ihnen heut zu Tage unermeßliche Einkünfte abwirft; allein deſſen ungeachtet reichen dieſe Einkünfte kaum zu, um eine Armee von 120000 Sipoys und 30000 Europäern daſelbſt zu unterhalten. Es müſſen auch noch außerdem ganze Schaaren von habſüchtigen Beamten bezahlt, die Feſtungswerke und öffentliche Gebäude in gutem Stande erhalten, und die ſonſtigen ungeheuren Ausgaben beſtritten werden, welche die verderblichen und unaufhörlichen Kriege verurſachen, und welche auch wirklich dieſem politiſch-merkantiliſchen Gebäude, dieſem Koloß, der auf eine ſo furchtbare Art auf Indien und auf dem Handel der ganzen übrigen Welt laſtet, einen baldigen Einſturz drohen. — Ich kehre jedoch zu meinem Gegenſtande zurück!

Die Stadt Pondichery enthält ungefähr 80 Familien von weißen Einwohnern, und wenn man diejenigen dazu rechnet, in denen ſchon einige Miſchung des Blutes ſtatt hat, ſo beläuft ſich die Anzahl derſelben ungefähr auf 300. Die daſelbſt wohnenden Malabaren ſind im Durchſchnitt genommen auf 40000 Seelen zu berechnen, ob man gleich heut zu Tage die Anzahl derſelben nicht mehr mit Genauigkeit angeben kann, weil ſie insgeſammt ihren Wohnort häufig zu verändern pflegen, beſonders aber die geringern Caſten unter ihnen, die arm ſind, und ihre aus Flechten von Bambusrohr erbauten Häuſer ohne die geringſte Schwierigkeiten hintragen können, wohin ſie wollen.

Ein Theil der Stadt liegt an dem Ufer des Meeres, und hier wohnten ehemals die reichſten Leute, die auch eine große Menge der ſchönſten Gebäude daſelbſt aufgeführt hatten. Allein dieſe Gebäude wurden bei der Eroberung der Stadt durch die Engländer im Jahre 1778 faſt insgeſammt zerſtört, und auch von den öffentlichen Gebäuden blieben nur einige wenige ſtehen.

Durch einen breiten Graben wird die Stadt in zwei Theile getheilt, wovon der eine die weiße Stadt heißt, weil ausschließend nur die Weißen darin wohnen, die andere aber die schwarze, weil sie bloß von den Malabaren bewohnt wird. Der Graben hatte ehemals wesentlich zur Verschönerung der Stadt beigetragen, allein heut zu Tage ist er zur Hälfte verschüttet, und da das darin befindliche Wasser nicht mehr den gehörigen Abfluß hat, so wird durch seine faulichten Ausdünstungen die ganze umliegende Gegend mit Gestank angefüllt.

Die weiße Stadt wird durch einen unermeßlich großen öffentlichen Platz in zwei Theile, nämlich in den nördlichen und südlichen, eingetheilt. Auf diesem Platze standen ehemals eine Menge der schönsten Gebäude, als z. B. die Häuser des Gouverneurs und des Intendanten, mehrere Kasernen, das Zeughaus ꝛc.; allein von allen diesen sind heut zu Tage kaum noch einige Ruinen zu sehen. Ferner wird auch noch die weiße Stadt durch eine lange Straße durchschnitten, die über diesen öffentlichen Platz hinläuft, und die Stadt abermals in zwei Theile, nämlich in den östlichen und westlichen, eintheilt. Man pflegt daher gewöhnlich zu Pondichery zu sagen: ich will nach Norden zu dem Herrn M. N. Unser Freund wohnt in Osten ꝛc.

Die sämmtlichen Straßen der Stadt sind nach der Schnur erbaut, und die Häuser unermeßlich groß und so eingerichtet, daß jede Last beständig hindurch streichen kann; dies ist aber auch in einem Lande, wo ich den Fahrenheitischen Thermometer auf 115 Grad habe steigen sehen, ein wesentliches Erforderniß. Die meisten Häuser haben eine sehr geschmackvolle Bauart, und sind mit Säulen von weißem Stuck, der so schön wie Marmor ist, verziert. Auch die Wände, sowohl von außen als von innen, sind durchgängig damit überzogen, und dieses gewährt einen sehr schönen Anblick. Wenn man nun noch die große Anzahl von Dienstboten

bedeckt, die durchgängig sehr gut, d. h. in weißen Musselin gekleidet sind, und schaarenweise unter den blendend weißen Säulen herum wandeln, so wird man mir glauben, daß in allen diesen Häusern ein Gepräge von vornehmer Pracht und Majestät herrscht. Außerdem sind in der weißen Stadt zwei Kirchen, in deren einer die Kapuziner, in der andern aber die Jesuiten-Missionarien den Gottesdienst verrichten; die letztern haben auch noch eine Schulanstalt daselbst, wo Kostgänger von beiderlei Geschlecht erzogen werden. Beide Kirchen sind jedoch heut zu Tage, aus Mangel angehöriger Unterhaltung, im Begriff einzustürzen.

Die schwarze Stadt bildet einen ungefehr großen Halbzirkel, der auf dem oben erwähnten Graben aufsteht. Es wohnen in derselben, wie gesagt, ungefähr 40000 Malabaren und Mauren. Die Straßen sind ebenfalls nach der Schnur erbaut, und auf die gewöhnliche Indische Art eingetheilt, d. h. so, daß jede Caste ihren besondern Abschnitt bewohnt. In der Mitte dieser Stadt ist ein großer Bazar oder Marktplatz, der beständig mit allen Arten von Lebensmitteln reichlich versehen ist. Die Häuser der Malabaren sind durchgängig so gebaut, daß die sämmtlichen Zimmer auf einen viereckigten gepflasterten Hof stoßen, der sich in dem Innern derselben befindet. Die Dächer sind so eingerichtet, daß jedes Lüftchen an derselben widerstößt und in dem Hofe die lieblichste Kühlung bewirkt; dieser letztere ist daher auch der Ort, wo gewöhnlich der Herr des Hauses auf einer Matte zu schlafen pflegt. In dieser schwarzen Stadt sind 2 große Pagoden, wovon die eine dem Schiwen und die andere dem Wischnu geweihet ist, und außerdem noch ungefähr 30 kleinere. Die Muhamedaner, die sich hier insgesammt zu der Secte des Ali bekennen, haben ebenfalls eine Moschee.

Die ehemaligen Festungswerke, wovon jedoch heut zu Tage kaum mehr eine Spur zu sehen ist, hatten einen

Umfang von 12000 Toisen. Es ist jedoch unbegreiflich, wie man auf den Gedanken hat kommen können, Pondichery zu einer Festung zu machen, denn ein Ort, in welchem 60000 Menschen eingeschlossen sind, und wo die höchstens aus 4000 Mann bestehende Besatzung die weitläuftigen Festungswerke unmöglich gehörig besetzen kann, muß nothwendigerweise bei dem ersten ernsthaften Angriff fast ohne allen Widerstand eingenommen werden. Weit zweckmäßiger würde es seyn, wenn man das Beispiel der Engländer bei Erbauung des Forts St. Georg befolgte, und alle öffentlichen und Nationalgebäude in eine nach allen Regeln der Kunst erbaute Citadelle verlegte, ohne sich im mindesten um das Schicksal der Hindus zu bekümmern, die durchaus in allen Rücksichten ruhige und unpartheiische Zuschauer bleiben müssen.

Ungeachtet der großen und vielfältigen Unglücksfälle, welche diese Stadt betroffen haben, ist sie dessen ungeachtet noch die allerfreundlichste und angenehmste auf der ganzen Küste. Man findet daselbst überall die wohlwollendste und zuvorkommendste Behandlung, dagegen man zu Madras Gefahr läuft, mehr noch unter dem anmaßenden Stolze der Engländer, als unter der furchtbaren Hitze des Klimas zu erliegen. Das gesellschaftliche Leben zu Pondichery ist sehr angenehm und aufheiternd; nach dem echten Französischen National-Charakter hat man daselbst trotz aller erlittenen Unglücksfälle, und ungeachtet die meisten Einwohner den größten Theil ihres Vermögens eingebüßt haben, immer fortgefahren, zu lachen und zu scherzen. Es herrscht daselbst sehr viel geselliger Umgang, und dieser wird besonders auch durch ein gewisses herkömmliches Ceremoniel unterhalten, nach welchem ein jeder Einwohner seinen Antheil zur Unterhaltung dieser Geselligkeit beitragen, und jeden, durch eine Einladung von andern genossenen angenehmen Tag in seinem Hause wieder

erzeigen muß. Zu Madras hingegen und in allen übrigen Englischen Städten ist an einem solchen geselligen Umgang ganz und gar nicht zu denken, weil das Interesse der Einwohner zu sehr getheilt ist, und ein jeder von ihnen bei allen vorkommenden Speculationen gern ausschließend allein gewinnen möchte.

Außerdem ist aber auch Pondichery der gesundeste, und in Rücksicht auf die Schönheit der umliegenden Gegend, der anmuthigste Ort auf der ganzen Küste. Das Wasser ist daselbst vortrefflich, indem nicht weit davon eine frische Quelle entspringt, welche die ganze Stadt reichlich mit Trinkwasser versorgt. Das Wasser aus den Schöpfbrunnen hingegen braucht man nur allein zu den Bädern, deren man sich wegen der großen Hitze des Klimas allgemein sehr häufig zu bedienen pflegt. Höchst sonderbar ist es übrigens, daß es daselbst in einer Entfernung von nicht mehr als 10 Toisen vom Meere Schöpfbrunnen giebt, die ein süßes, höchst wohlschmeckendes Wasser enthalten, dahingegen einige Stunden weiter im Innern alle diese Brunnen durchgängig ein salziges, nach Seewasser schmeckendes Wasser liefern, das die Europäer nicht ohne den größten Widerwillen trinken können.

In den meisten einigermaßen wohlhabenden Häusern zu Pondichery findet man gewöhnlich 30 bis 40 Dienstboten, weil ein Malabare immer nur, nach seiner Caste, eine und die nämliche Art von Arbeit verrichten darf, dagegen kommen sie aber auch insgesammt nicht viel theurer zu stehen, als ungefähr der vierte Theil davon in Europa kosten würde. Sie sind dabei beständig sehr reinlich und schön angezogen, und besonders giebt ihnen der Shawl, den sie mit einem ihnen eigenthümlichen Geschmack über die Schultern zu werfen wissen, ein sehr geputztes Ansehen. Es ist kein seltener Fall, daß man vor der Thür eines Zimmers, in welchem sich eine Gesellschaft von 13 bis 20 Personen

befindet, über 200 Dienſtboten ſteht, die auf ihre Herrſchaften warten. Als Fuhrwerke bedient man ſich gewöhnlich der Palankine, wovon ein jeder immer durch zwölf ſogenannte Boes oder Träger abwechſelnd getragen wird. Es giebt jedoch auch eine Art von leichten Wägen daſelbſt, die viele Aehnlichkeit mit unſern Kabriolets haben, und in denen man kleine Spazierreiſen zu machen pflegt; die Pferde ſind aber ſehr theuer, ſo wie die Unterhaltung derſelben, denn für jedes Pferd gehören zwei Menſchen.

Alle Religionen ſind zu Pondichery erlaubt, ſo wie überhaupt in allen Städten auf der Küſte, und man ſollte glauben, daß dieſes das Vaterland der Toleranz wäre. Man ſieht daſelbſt Muhamedaner, Indianer von der Secte Wiſchnu's und Schiwen's, und endlich Parias, die ſich auf eine ganz beſondere Art zum Chriſtenthum bekennen, nämlich mit Beibehaltung einer großen Menge von Indianiſchem Aberglauben. Wenn die Miſſionarien in das Innere des Landes gehen, ſo müſſen ſie ſich wie Braminen kleiden, und überhaupt alle Ceremonie dieſer Caſte, z. B. das regelmäßige Baden beobachten; auch dürfen ſie durchaus kein Rindfleiſch eſſen, denn die Indianer haben einen unbeſchreiblichen Abſcheu vor einem jeden, den ſie dieſe Art von Fleiſch genießen ſehen. Ungeachtet aller Mühe und Anſtrengungen ſind dennoch die guten Väter Miſſionarien nicht im Stande, in einer andern Caſte Proſeliten zu machen, als allenfalls in der allerunterſten, nämlich der Parias, einer unreinen verworfenen Caſte; allein auch ſogar dieſe Parias werden ſehr häufig nur durch den Wunſch, ihre Frau los zu werden, und ſich durch den katholiſchen Prieſter eine andere antrauen zu laſſen, auf den Entſchluß Chriſten zu werden gebracht. Weiter unten werde ich von dieſer unglücklichen Caſte ausführlicher ſprechen. Ein Indianer aus einer höhern Caſte verändert dagegen äußerſt ſelten ſeine Reli-

gium, und es ist fast kein einziges Beispiel davon bekannt, denn er würde von seiner eigenen Familie sogleich ausgestoßen, und von allen Indianern auf die unterste Stufe der Caste der Parias gesetzt werden, was für sie die alleräußerste und unerträglichste Beschimpfung ist.

Die Handwerksleute zu Pondichery sind bei weitem die allerbesten auf der ganzen Küste, weil die meisten unter ihnen zur Zeit, wo die Franzosen im ungestörten Besitz der Stadt waren, im Zeughause und bei andern öffentlichen Anstalten gearbeitet, und dadurch mit den Europäischen Werkzeugen umzugehen gelernt haben. Wenn übrigens diese auch noch jetzt so angenehme Stadt nur noch einige wenige Jahre in dem Zustande bleibt, worin sie sich gegenwärtig befindet, so muß sie ohne allen Zweifel gänzlich zu Grunde gehen. Schon jetzt ist eine große Menge von Malabaren weg und in das Innere des Landes gezogen, weil sie daselbst weniger Abgaben entrichten müssen, und auch nicht muß eine so lästige Art gehudelt werden. Es sind daher gegenwärtig schon über 400 Malabarische Häuser eingestürzt, und eine große Menge, die leer stehen, haben in kurzer Zeit das nämliche Schicksal zu erdulden. Auch sehr viele Häuser der Weißen sind in einem hohen Grade baufällig, weil die Eigenthümer bei dem gänzlichen Stocken des Handels nicht so viel aufbringen können, als zur Reparatur derselben erforderlich ist.

Das Gebiet der Stadt erstreckt sich gegen Westen bis nach Valdour, ungefähr auf drei Stunden Weges, gegen Norden aber kaum auf eine Strecke von drei Viertelstunden. Auf diesem Flächenraum liegen ungefähr 80 große und bedeutende Aldeen oder Dörfer, viele kleinere und eine zahllose Menge von sogenannten Schandery's, Caravanserais oder Orten, worin Reisende aufgenommen und verpflegt werden. Das ganze kleine Gebiet kann ungefähr 70 bis 80000 Eingebohrne

enthalten, wonach sich folglich die gesammte Bevölkerung der Stadt und des Gebietes von Pondichery auf 110 bis 120000 Malabaren von allen Casten, mit Inbegriff der Muhamedaner, belaufen würde. Die ganze Besitzung trägt dem Staate, ohne die sämmtlichen Zölle in Anschlag zu bringen, jährlich eine Summe von 80000 Rupien, oder ungefähr 40000 Rthlr. ein. Der Handel der Stadt besteht größtentheils in blauen Zeugen, die den Namen Guinea-Zeuge führen, weil man sie hauptsächlich zum Negerhandel braucht, und sie auch auf dieser Küste den meisten Absatz finden. Die Inseln Frankreich und Reunion nehmen davon jährlich zum wenigsten 14000 Stücke, um theils ihre Sclaven darin zu kleiden, theils andere aus Afrika dafür zu kaufen. Außerdem werden zu Pondichery auch noch Schnupftücher, Bazins, die unter dem Namen der Gabanore bekannt sind, u. dergl. verfertigt. Alle diese Zeuge werden zu Pondichery und auf der ganzen Küste nach sogenannte Cargen verkauft, wovon jede aus 20 Stücken besteht.

Die gewöhnlichsten Geldsorten zu Pondichery sind die Stern-Pagoden, die Rupien, sowohl die von Madras als die von Pondichery, und die Fanons von Madras und Pondichery. Alle andern Münzsorten haben keinen eigentlichen Cours, und werden bloß nach dem Gewichte genommen; hierbei wird jedoch auf die Goldmünzen sehr viel verloren, weil das Gold an den Pagoden weit besser ist, als an allen andern Arten von Münzen. Die Stern-Pagode hat den Werth von 2 Rthlr. 6 Gr., und wird für drei und eine halbe Rupie ausgewechselt. Die Rupie von Pondichery ist ungefähr 15 Gr. 6 Pf. werth, und auf eine derselben gehen 8 Fanons von Pondichery, so daß ein solcher Fanon nicht volle 2 Gr. werth ist. Der Fanon wird endlich auch noch in sogenannte Cachen, eine kleine Art von Kupfermünze, eingetheilt, deren er 15 Stück enthält.

Die Venetianischen Zechinen, die Holländischen Dukaten und die Portugalleser werden übrigens daselbst jederzeit nach ihrem wahren Werthe angenommen, weil das Gold an denselben sehr fein ist.

Die Produkte, die ich in der Gegend von Pondichery am häufigsten angetroffen habe, bestehen in den Cocos-Nußbäumen, in Reiß und in einigen Arten von Körnern, aus denen man ein Oel preßt, die aber insgesammt in Europa nicht zu gebrauchen sind. Der Cocosbaum wird in dem ganzen Lande vorzugsweise der Baum genannt; der mannigfaltige Nutzen desselben ist so allgemein bekannt, daß ich nicht nöthig habe, ihn hier zu beschreiben. Bemerken muß ich jedoch, daß sowohl die Frucht desselben, als auch die verschiedenen Getränke, die er liefert, von den Europäern keinesweges für wohlschmeckend gehalten werden können, und daß sie das nicht sind, was viele Reisebeschreiber aus ihnen gemacht haben. Die Malabaren verfertigen unter andern auch aus diesem Baume, und zwar aus dem innersten Safte desselben, ein sehr beliebtes Getränk, indem sie nämlich einen grünenden Zweig des Baumes an seinem Ende ein wenig abschneiden, und den heraus rinnenden Saft in einem Gefäße auffassen. Wenn dieser letztere ganz frisch ist, so soll er, wie man allgemein behauptet, nicht unangenehm schmecken; was jedoch mich selbst anbetrifft, so habe ich mich niemals entschließen können, davon zu trinken. Die Indianer nennen dieses Getränk Calu, und wenn dasselbe in Gährung übergegangen ist, so hat es einen solchen abscheulichen Geruch, daß man sich ihm unmöglich nähern kann. Dieser Geruch verliert sich jedoch wieder, wenn die Gährung vollendet ist. Das Getränk ist alsdann äußerst berauschend, aber auch dabei so ungesund, daß alle Europäer, die sich an dasselbe gewöhnt haben, in kurzer Zeit sterben. Es ist übrigens das gewöhnliche Ge-

tränk der Parias, weil sie sich in demselben auf eine wohlfeile Art berauschen können; die Malabaren aus den höhern Casten hingegen trinken es durchaus nicht. — Man rechnet, daß ein Cocos-Nußbaum, wenn er in seiner vollesten Kraft ist, jährlich eine Stern-Pagode einträgt.

Das Maaß für die Entfernungen wird auf der Küste Coromandel nach sogenannten Kagis berechnet, wovon ungefähr drittehalb eine Französische Stunde ausmachen. — Das gewöhnlichste Gewicht daselbst ist der Kandil, der 480 Französische Pfunde ausmacht. Der Kandil wird in 20 Maun, und die 20 Maun in 162 Biſen eingetheilt; ein jeder Maun enthält hiernach 8 Biſen oder 24 Französische Pfunde, und 1 Biſe 3 Französische Pfunde. Auf der Küste Coromandel ist jedoch das Gewicht um zwei Prozent schwerer, als auf der Malabarischen Küste.

Um sich einen Begriff von der Lebensart zu Pondichery machen zu können, muß ich zum Schluß auch noch einige daselbst statt habende Einrichtungen nebst den Preisen verschiedener Dinge beifügen. Vorerst muß ich jedoch die Bemerkung machen, daß, wenn man in Indien gut bedient seyn will, man durchaus Landeseingebohrne in seine Dienste nehmen muß. Jeder von diesen besorgt jedoch immer nur die eine und nämliche Verrichtung im Hause, und wenn er dieses Geschäft auch noch so treu und eifrig verrichtet, so sieht er doch, sobald man ihm etwas anderes auftragen will, unfehlbar zur Antwort: dies verbietet mir meine Caste! Man mag ihm nun hierauf auch noch so viel bieten, so wiederholt er doch immer den nämlichen Entschuldigungsgrund, und geht zuletzt fort, um einen solchen Indianer herbei zu holen, dem seine Caste das beauftragte Geschäft erlaubt. Man muß deshalb einen eigenen Mann zum Reinmachen des Hauses, einen andern zum Anzünden der Lampen und

vorgleichen haben. Wollte man nun aber, um dieſem Uebel abzuhelfen, Europäiſche Dienſtboten annehmen, ſo würde man noch weit ſchlimmer dabei fahren, denn das daſige Clima nimmt dieſen durchaus alle Energie des Körpers. Schon in Europa iſt nicht viel mit ihnen anzufangen, in Indien aber ſind ſie gänzlich unbrauchbar. Etwas beſſer als mit ihnen würde man mit den Sclaven von der Küſte von Afrika zurecht kommen, wenn ſich dieſelben nicht allzu häufig im Calmeraufchten.

Eine Wohnung für einen ledigen Mann koſtet zu Pondichery monatlich ungefähr 10 Rupien oder 6 Rthlr. 10 Gr. Der Dobatchi, dem die Oberaufſicht über das ganze Hausweſen übertragen wird, bekommt monatlich 7 Rupien oder 4 Rthlr. 12 Gr. Dagegen wird dieſer nicht beköſtigt, und man kann ſich darauf verlaſſen, daß er außer den zwei Prozenten von allem, was er einkauft, ohne Vorwiſſen und Erlaubniß ſeines Herrn ſich nicht das allergeringſte zueignet. Ein ſehr mittelmäßiger Koch koſtet monatlich 5 Rupien oder ungefähr 3 Rthlr. 5 Gr. Da aber dieſe letztern, ſo wie überhaupt alle Indianer, den ganzen Tag mit Kalk zubereiteten Betel kauen, ſo verlieren ſie dadurch in kurzer Zeit allen Geſchmack, und bringen nicht ſelten ein abſcheuliches Eſſen auf den Tiſch. Der Koch muß ferner einen Küchenjungen haben, denn er ſelbſt würde niemals Feuer anmachen; dieſer rupft auch alles Geflügel, und zündet die Lampen an, wofür er monatlich 2 Rthlr. 6 Gr. bekommt. Auf ihn folgt eine Parias-Frau, die Waſſer herbei holt und aufwäſcht. Ihre Caſte, die niedrigſte unter allen, erlaubt ihr dasjenige zu eſſen, was von dem Tiſche ihres Herrn abgetragen wird. Sie kehrt auch täglich das ganze Haus, und erhält dafür monatlich ungefähr 20 Gr.

Auf alle dieſe Leute folgt nun erſt die Wäſche, und hierbei muß ich die Bemerkung machen, daß, je häufiger

siger man in Indien die Wäsche wechselt, desto länger dauert sie, weil dadurch das außerdem gewöhnliche Schlagen derselben, wodurch sie in sehr kurzer Zeit zu Grunde geht, vermieden wird. Die Europäische Leinwand hält zuweilen kaum zwei oder drei Wäschen aus; unter Europäischer Leinwand verstehe ich nämlich solche, die aus Flachs oder Hanf verfertigt ist. Die Malabaren bedienen sich zu ihrer Wäsche einer rothen Erde, die in der Gegend von Pondichery gefunden wird, und ein seifenartiger Thon ist; diese Erde wird mit Kuhmist vermischt, und durch diese Mischung wird die baumwollene Leinwand so weiß, als man sie sich nur denken kann. Für die Wäsche im Ganzen genommen werden monatlich 3 Rupien oder 1 Rthlr. 22 Gr. bezahlt; dafür kann man aber so häufig die Hemden wechseln, als man will, was oft zwei bis dreimal im Tage geschieht. Aus den Händen des Wäschers kommt hierauf das Weißzeug zu dem, der es plättet oder bügelt; dieser gehört schon zu einer etwas vornehmern Casse, und bekommt ebenfalls monatlich 3 Rupien.

Die Nahrungsmittel für einen ledigen Mann können ungefähr täglich auf 2 Rupien oder 1 Rthlr. 6 Gr. zu stehen kommen, worunter jedoch der Wein nicht mitbegriffen ist, von welchem der allermittelmäßigste 4 Rupien oder 9 Rthlr. für das Dutzend Flaschen kostet, so daß also der Wein, wenn man täglich nur eine einzige Flasche trinkt, monatlich über 25 Rthlr. zu stehen kommt. Will man sich ein Cabriolet halten, so muß man, ohne den ersten Ankauf des Fuhrwerks und des Pferdes in Anschlag zu bringen, dem Dienstboten, der für die Fütterung des Pferdes sorgt, monatlich gegen 2 Rthlr. bezahlen, und das Futter selbst kommt zum wenigsten auf sieben Rupien oder 4 Rthlr. 12 Gr. zu stehen. Hält man sich einen Palankin, so kommt dieses wegen der großen Anzahl von Trägern, die dazu erfordert werden, noch weit theurer zu stehen.

Einer der wesentlichsten Dienstboten in jedem Hauswesen ist endlich noch der Toti, der kein anderes Geschäft hat, als den Nachtstuhl zu reinigen. Er ist aus der untersten Caste der Parias, und bekommt monatlich anderthalb Rupien oder 22 Gr. Gehalt; wenn man jedoch Arzeney einnimmt, so muß man ihm jedesmal einen Fanon oder 2 Gr. Zulage geben. Rechnet man nun alle diese Ausgaben zusammen, so kommt eine monatliche Summe von wenigstens 225 Rthlr. heraus, worin noch nicht einmal die erste Anschaffung der Meubles, der Lampen u. dergl. begriffen ist. Hieraus sieht man also, daß die Lebensart zu Pondichery ganz eben so theuer ist, als in den größten Städten Europa's.

Viertes Kapitel.

Französische Besitzungen in Indien. — Handel und Industrie in denselben. — Reise nach der Pagode zu Triwikaret. — Religionsfeste der Indier.

Die Engländer scheinen uns in diesem Welttheile nur noch darum einige unbedeutende Stückchen Eigenthum gelassen zu haben, damit wir von der unermeßlichen Macht, die sie daselbst besitzen, Zeugen seyn sollen. Wir gleichen in Indien einem jungen Menschen, der sein ganzes väterliches Erbtheil durchgebracht hat, dem aber die jetzigen Besitzer noch das eigentliche Stammhaus gelassen haben; er kann weder hinein noch heraus gehen, ohne an seine begangenen Fehler auf das schmerzlichste erinnert zu werden.

Südwärts von Pondichery und sechs Stunden von Trankebar besitzen wir die Stadt Karikal, die ehemals einen ziemlich lebhaften Handel hatte, weil sie in

der Nähe von Trankebar und von Negapatnam war, als sich die letztere Stadt noch in den Händen der Holländer befand. Zu Karikal selbst und in der umliegenden Gegend werden rothe Pagnen verfertigt, die den Malabarinnen zu Staatskleidern dienen, und deshalb sehr starken Abgang haben, so wie auch noch eine Art von Zeugen, die in Indien unter dem Namen der südlichen Zeuge bekannt sind. Das Gebiet um die Stadt herum ist übrigens von sehr geringer Bedeutung.

Nordwärts von Pondichery besitzen wir das Comtoir zu Yanaon, das wegen der äußerst schönen Zeuge, die daselbst verfertigt werden, und die unter dem Namen der nördlichen Zeuge bekannt sind, berühmt ist. Die Engländer nennen nämlich denjenigen Theil des Landes, der sich oberhalb Madras längs der Küste hinauf erstreckt, den nördlichen, und denjenigen hingegen, der zwischen Madras und dem Kap Comorin liegt, den südlichen. Das Gebiet von Yanaon ist nur eine Stunde im Umkreise groß, und es wohnen in demselben fast lauter Malabarische Weber; allein da es von den Englischen Besitzungen ringsum eingeschlossen ist, so haben wir von diesen Webern niemals die besten Zeuge bekommen können, weil die weit reichern Engländer die Arbeiter besser bezahlen, als wir, und weil die Capitalien unseres dasigen Comtoirs bei weitem nicht so bedeutend sind, als diejenigen, worüber die Beamten der Englischen Compagnie zu jeder Stunde disponiren können.

Nach der allgemeinen Sitte in Indien pflegen von den Europäern wegen der Lieferung der Zeuge mit den Malabarischen Kaufleuten Contracte abgeschlossen, und von den letztern Muster von ihren Waaren abgeliefert zu werden, die, mit ihrem Namen oder mit ihrem Petschafte versehen, in den Händen des Käufers zurück bleiben. Wenn der letztere die Muster bekommt, so

bezahlt er sogleich die Hälfte von der Summe, die den Werth der bestellten Lieferung ausmacht, und der Malabare stellt über den Empfang derselben einen Schein aus, in welchem die Verbindlichkeit, zu einer bestimmten Zeit die angegebene Quantität von Waaren vollkommen nach der Güte der Muster abzuliefern, umständlich ausgedrückt ist; bei der Ablieferung der Waare wird ihm alsdann die zweite Hälfte der Summe ausbezahlt. Wenn aber der Malabare seinen Contract nicht erfüllt und nicht zur bestimmten Zeit abliefert, so übergiebt man seinen Empfangschein den Gerichten, worauf er nicht nur die schon empfangene Summe wieder zurückgeben, sondern auch 21 Prozent von dem ganzen Werth der bestellten Waaren als eine Schadloshaltung an den Contrahenten bezahlen muß. Erfolgt aber die Ablieferung wirklich, so müssen die Zeuge Stück für Stück sorgfältig untersucht und gemessen werden.

Auf diejenigen Zeuge, die man durch solche Contracte kauft, werden immer 25 Prozent mehr gewonnen, als auf die andern, die man außerdem von den Malabaren oder gar von den Europäischen Unterhändlern erhandelt. Man hat dabei auch noch überdieß den Vortheil, daß man die Zeuge ganz roh zu sehen bekommt, da sie hingegen nach der Zubereitung weit schöner ins Auge fallen, als sie wirklich sind. Auch ist es bei diesem Verfahren sehr schwer, jedoch nicht unmöglich, betrogen zu werden, und man muß deshalb die Waaren bei dem Empfange derselben auf das sorgfältigste untersuchen. Die Engländer bekommen jedoch von den Webern natürlicher Weise die allerschönsten und fehlerfreiesten Zeuge, weil sie gleich vom Anfang an unter der ganzen Masse der vorräthigen Waaren die Auswahl haben, und in Rücksicht des Preises auf einige Pagoden mehr oder weniger keine Rücksicht zu nehmen brauchen.

Dies sind alle unsere Besitzungen auf der Küste Coromandel. Auf der Küste Malabar kann ich nur die einzige Stadt Mahe nennen, die von den Nachkommen der Portugiesen bewohnt wird. Die Stadt ist schlecht gebaut und noch schlechter befestigt; unter den sämmtlichen Häusern sind nur allein diejenigen, die für die ehemaligen Beamten der Regierung erbaut wurden, bewohnbar. Dagegen hat sie einen sehr sichern und vorzüglich guten Hafen, und sie ist auch bloß allein durch ihren Handel gewissermaßen berühmt geworden. Der Pfeffer, den man daselbst aus dem Innern des Landes zieht, wird für den besten gehalten, der irgendwo gefunden wird; und von diesem Produkte allein kauften die Franzosen ehemals über zwei Millionen Pfund ein. Für eine Macht, welche Besitzungen auf der Küste Coromandel hat, ist allerdings dieser Hafen von dem größten Nutzen, denn in der Regen-Jahreszeit können alle Schiffe, die in den sämmtlichen übrigen Häfen nicht mehr sicher genug sind, in diesen Hafen geschickt werden. Uebrigens liegt Mahe viel zu nahe bei Talichery, das den Engländern angehört, als daß die Einwohner nicht von diesen letztern auf eine höchst lästige Art in allen ihren Geschäften sollten gestört werden.

In Bengalen haben wir durchaus keine nur einigermaßen bedeutende Besitzung mehr, außer nur Chandernagor am Ganges, sieben Stunden von Calcutta. Vor dem letzten Kriege wurde diese Stadt für einen der angenehmsten Aufenthaltsorte in ganz Indien gehalten, allein zur Zeit der Revolution theilten sich die Einwohner in die Volkspartei und in die Royalisten; es entstanden hierdurch die heftigsten Gährungen, und diese wußten die Engländer zu benutzen, um sich der ganzen Niederlassung zu bemächtigen. Chandernagor ist übrigens in allen Stücken von Pondichery abhängig, denn diese letztere Stadt ist der

eigentliche Sitz der Französischen Regierung in ganz Indien. Die vorzüglichsten Gegenstände des Handels, der zu Chandernagor getrieben wird, bestehen in allen Arten von Zeugen und Musselinen; auch das Opium machte daselbst ehemals einen wichtigen Handelsartikel aus, allein seit dem Kriege haben ihn die Engländer gänzlich an sich gerissen und nach Calcutta gezogen. Die Stadt Chandernagor ist heut zu Tage fast zur Hälfte unbewohnt, denn alle nur einigermaßen wohlhabenden Einwohner sind nach Calcutta gezogen; nicht nur die Privathäuser, sondern auch die öffentlichen Gebäude werden daher täglich baufälliger, und die Engländer nehmen sich sehr in Acht, auch nur das geringste für die Unterhaltung derselben zu thun.

Es ist nicht zu beschreiben, in welchem Grade eingeschränkt unser Ansehen in Indien ist, und wie viele Erniedrigungen aller Art wir täglich daselbst auszustehen haben. Außer den angeführten Besitzungen haben wir auch noch das nichtssagende Recht behalten, in mehreren Städten Vorsteher von Handelslogen zu unterhalten; allein diese Handelsagenten finden in den Städten, wo sie sich aufhalten, durchaus nichts zu thun, weil uns nirgends auch nur ein Schatten von Handel übrig geblieben ist. Diese Städte übrigens, wo wir solche Comtoire halten dürfen, sind Surate am Persischen Meerbusen, Calicut auf der Küste Malabar, Cossimbazar in Bengalen, Magapur am Ganges, Patna im Innern von Bengalen und ebenfalls am Ganges, und endlich Balazor auf der Küste von Orixa. Die wichtigsten unter diesen Handelslogen sind jedoch die zu Surate und zu Patna, indem die erstere Stadt durch ihre köstlichen Zeuge berühmt ist, die man bei uns unter dem Namen der Perse kennt, die andere aber durch die schönen seidenen und baumwollenen Zeuge, die in der größten Menge daselbst fabrizirt werden.

Die Vorsteher aller dieser Handelslogen besitzen als solche das Recht, Waaren unter der Flagge verfertigen zu lassen, d. h. auf den Ruinen der Französischen Factoreien wird ein Mastbaum mit der Flagge aufgepflanzt, und hierdurch das Recht erlangt, Contracte über Waaren mit den Malabaren abzuschließen, und auch selbst welche von ihnen fabriziren zu lassen, von welchen beiden Unternehmungen der Vorsteher der Loge 5 Prozent zu beziehen hat. Allein dieses Recht, so viele Waaren fabriziren zu lassen, als wir wollen, ist nur scheinbar, weil die Engländer theils die Arbeiter besser bezahlen, theils auch weil die letztern ihre Unterthanen sind, und wir auf ihrem Grund und Boden müssen arbeiten lassen; sie können es daher den Fabrikanten unter der Hand verbieten, für uns zu arbeiten oder die contrahirten Waaren an uns abzuliefern. Hierzu kommt aber auch noch, daß diese Handelsagenten fast durchgängig schlecht bezahlt sind, und gewöhnlich nicht so viel einzunehmen haben, als der unterste Schreiber von der Englischen Compagnie. Hieraus entsteht aber für dieselben eine zahllose Menge von Hintansetzungen und Erniedrigungen, die nothwendiger Weise den Geschäften und dem Interesse der Nation nachtheilig seyn müssen.

Während meines Aufenthaltes zu Pondichery hatte ich viel von der Pagode zu Triwikaret und den daselbst befindlichen merkwürdigen Versteinerungen erzählen hören. Ich faßte daher den Entschluß, mit einigen Bekannten eine Reise dahin zu machen, um bei dieser Gelegenheit auch das Innere des Landes näher kennen zu lernen. Vor allen Dingen mußten wir jedoch bei der Englischen Regierung um die Erlaubniß dazu anhalten, und diese war keinesweges leicht zu erlangen, denn die Engländer erlauben es einem Fremden nicht gern, daß er die Länder der Hindus, die ihnen unterworfen sind, durchreiset; allein nach

einigen Schwierigkeiten wurde uns diese Erlaubniß denn doch endlich ertheilt.

Wir traten die Reise bei einbrechender Nacht an, um nicht durch die Hitze gequält zu werden; einige von meinen Gefährten bedienten sich eines Palankins, von welcher Art zu reisen ich weiter unten umständlicher reden werde, andere aber waren zu Pferde, und unter diesen befand auch ich selbst mich. In einer kleinen Entfernung von der Stadt kamen wir an dem berühmten Garten Mauracin vorbei, der nebst dem dazu gehörigen Landhause über 150000 Rthlr. Sächsisch Geld gekostet hat; heut zu Tage ist ihm jedoch von seiner ehemaligen Pracht und Schönheit nichts weiter übrig geblieben, als einige unvergleichlich schöne Bäume. Herr von Mauracin nämlich, ehemaliger Intendant zu Pondichery, der diese Anlage auf öffentlichen Kosten gemacht hat, und nach welchem dieselbe auch benannt worden ist, hat, um dieselbe desto früher genießen zu können, mit unermeßlichen Kosten eine zahlreiche Menge schon großer und tragbarer Bäume dahin verpflanzen lassen, und dieser Versuch ist ihm auch vollkommen geglückt; man bemerkt darunter besonders mehrere Bäume, die aus der Südsee dahin gebracht worden, und auf das vortrefflichste fortgekommen sind. Heut zu Tage ist fast der ganze Garten mit Reiß bestellt, um durch den Ertrag desselben die Abgabe von ungefähr 200 Rthlr., die auf die Ruinen dieser schönen Besitzung gelegt worden ist, bestreiten zu können.

In einer kleinen Entfernung von diesem Garten kommt man an dem Dörfchen Oulgarel vorbei, wo sich ebenfalls ein vorzüglich schöner Garten befindet, der von Herrn Law, ehemaligem Gouverneur von Pondichery angelegt worden ist. Das Haus ist in einem sehr schönen Style erbaut, allein, weil man sich nicht die Zeit nahm, dem Grund desselben die gehörige Festigkeit zu geben, indem das Ganze in einer Zeit von sechs

Wochen vollendet wurde, so kann man gegenwärtig, aus Furcht, daß es einstürze, nicht mehr darin wohnen. Der dabei befindliche Garten ist sehr groß, und mit Bäumen von allen Arten bedeckt, so daß man beständig den erquickendsten Schatten darin genießen kann. In dem Dörfchen Quigarei entspringt auch die Quelle, durch welche ganz Pondichery mit Wasser versorgt wird.

Von hier aus geht der Weg nach der Stadt Vellore auf dem Damme eines großen Sees hin, mit dessen Wasser in der trocknen Jahreszeit eine unermeßlich große und äußerst fruchtbare Strecke Landes bewässert wird. Dieser See ist fünf und eine halbe Stunde lang, und drei Viertelstunden breit; er ist zur Bewässerung des Landes wesentlich nöthig, weil den ganzen Sommer hindurch die Löcher, welche die Hindus, um Wasser zu bekommen, in die Erde graben, gänzlich vertrocknen. In ganz Indien findet man überall in einer Tiefe von 2 oder 3 Fuß Wasser, allein es hat einen salzigen und höchst unangenehmen Geschmack. Die Schleusen in diesem See werden beständig auf das sorgfältigste unterhalten, denn, wenn es an Wasser in demselben fehlte, so würde es für die ganze Provinz ein großes Unglück seyn.

In einer kleinen Entfernung von Vellore kommt man zu zwei steinernen Pferden, die beinahe zwanzig Fuß hoch, und ein Denkmal des grauen Alterthums sind, das auch von den Hindus als heilig verehrt wird; es befinden sich deshalb auch beständig mehrere Braminen bei denselben, um daselbst täglich mancherlei religiöse Ceremonien zu verrichten. Die Malabaren, welche sich in unserm Gefolge befanden, wollten vor diesen Orte durchaus nicht während der Nacht vorübergehen, und wir sahen uns daher genöthigt, bis zum Anbruch des Tages daselbst liegen zu bleiben. Der Aberglauben der Hindus in Rücksicht dieser Pferde geht

so weit, daß, wer es wagen wollte, sie zu berühren, Gefahr liefe, ermordet zu werden. Zwei Französische Offiziere kamen einmal bei einer Jagdpartie auf den sonderbaren Einfall, sich auf die beiden Pferde zu setzen, allein in wenigen Minuten waren über 2000 Hindus zusammen geströmt, die über die Offiziere herfielen, ihnen Hände und Füße banden, und sie in diesem Zustande zum Gouverneur von Pondichery schleppten, wo sie mit lautem Geschrei die strengste Bestrafung derselben forderten. Es kostete dem Gouverneur alle mögliche Mühe, um sie aus ihren Händen zu retten. Die Hindus glauben nämlich, daß diese Pferde die Schutzgötter ihrer Felder sind.

Die Gegend um Vellore ist in einem außerordentlichen Grade fruchtbar, und alle Arten von Produkten kommen daselbst vortrefflich fort. Die Stadt hat ehemals zu unsern Besitzungen gehört, und wir hatten ein regelmäßiges Fort daselbst erbaut; das letztere ist jedoch von den Engländern zerstört worden, und auf der Stätte desselben befindet sich gegenwärtig ein Reismagazin. In der umliegenden Gegend werden die besten Gemüse gezogen, und zwar in solcher Menge, daß fast ganz Pondichery damit versorgt werden kann. In der Stadt befindet sich eine Pagode und eine Moschee, die den Muselmännern zu gleicher Zeit die Stelle eines Carawanserais vertritt; auch für die Malabaren sind mehrere Carawanserais daselbst.

Von Vellore nach Triwikaret ist es noch ungefähr anderthalb Stunden, und der letztere Ort ist ein an und für sich unbedeutendes Dorf, das aber wegen der daselbst befindlichen und von den Anhängern des Schiwen für heilig gehaltenen Pagode in ganz Indien berühmt ist. Die Pagode ist zwar heut zu Tage äußerst verfallen, aber auch selbst in ihren Trümmern erkennt man auf den ersten Blick das hohe Alterthum derselben. Auch hindert dieser verfallene Zustand die

eifrigen Anhänger des Schiwen nichts, zu gewissen Zeiten im Jahr dahin zu wallfahrten, was denn für die hasigen Bramines ausserordentlich einträglich ist. Die Europäer, die dahin kommen, werden durch die daselbst befindlichen höchst merkwürdigen Versteinerungen von ganzen Bäumen für ihre Mühe reichlich belohnt.

Diese Versteinerungen befinden sich oben auf dem Berge, an dessen Fuße die Pagode liegt. Die versteinerten Bäume haben drittehalb Fuß im Durchmesser, und liegen auf dem Felsen auf, mit dem sie nur einen und den nämlichen Stein ausmachen. Man erkennt in ihnen allen noch auf das deutlichste die Art der Bäume, worunter der Tekabaum am häufigsten vorkommt. Diese Versteinerungen scheinen zu beweisen, daß nach einer heftigen Erschütterung, die unser Erdball erlitten hat, eine allgemeine Ueberschwemmung statt gehabt hat, und daß die Gewässer, nachdem sie diese Höhen bedeckt hatten, sich nach und nach in die Tiefen, worin sie sich heut zu Tage befinden, zurückgezogen haben. Die Hindus, deren Religion voll von Allegorien ist, unter welchen gewisse Wahrheiten vor den Blicken der Profanen verborgen werden, erzählen unter andern auch, daß Wischna in seiner neunten Verwandlung, nämlich in einen Zwergbramines, den König der Gattes, einer Gebirgskette, welche die Indische Halbinsel diesseits des Ganges der Länge nach durchschneidet, um die Erlaubniß gebeten habe, sich an dem Ufer des Meeres, das damals noch bis fast an den Fuß dieser Gebirge heranreichte, niederlassen zu dürfen. Er habe, sagen sie ferner, das ganze Land zum Eigenthum verlangt, das zwischen den Gebirgen und dem Orte läge, wo ein von ihm in Gegenwart des Königs abgeschossener Pfeil niederfallen würde. Diese Bitte wurde ihm auch verstattet, weil der Ort, wo er sich befand, von dem Meere sehr wenig entfernt war; allein der Pfeil von Schiwen flog bis an denjenigen Ort, wohin sich

das Meer heut zu Tage zurück gezogen hat, d. h. dreißig Stunden Weges weit, und diese ganze Landesstrecke, heißt es in dem Vedam, oder ihren heiligen Religionsbüchern, macht nunmehr ein Königreich aus, das ausschließend und allein nur den Braminen zugehören darf. Dies ist nun freilich nicht der Fall, aber daher kommt es denn doch, daß sich nirgends in ganz Indien so viele Braminen aufhalten, als in diesem Theile der Küste von Coromandel. Auf der malabarischen Küste hingegen findet man äußerst selten einen Braminen, der sich für immer daselbst niedergelassen hatte. Gewöhnlich halten sie sich, wenn sie auf ihren Reisen dahin kommen, nicht lange daselbst auf, weil sie sich außerordentlich fürchten, daselbst zu sterben. In dem Vedam wird nämlich ausdrücklich gesagt, daß die Seelen aller derjenigen Braminen, welche auf dieser Küste sterben, in die Leiber von Eseln fahren werden. Dieses Thier wird aber von den Hindus wegen seiner Geduld und der beständigen Mühseligkeiten, die es zu tragen hat, für das allerverworfenste und unreinste gehalten.

Nach der Meinung der Hindus sind übrigens diese merkwürdigen Versteinerungen nicht von der Natur gebildet, sondern durch die ungeheure Kraft eines Riesen verfertigt worden. Bei dieser Gelegenheit muß ich überhaupt bemerken, daß in der Geschichte der Indischen Religion die Riesen und Zwerge eine sehr wesentliche Rolle spielen. Das Dorf Triwikaret besteht aus zwei langen Straßen, die beide auf einen freien Platz laufen, auf welchem die große Pagode steht. Wir durften nur in den ersten Hof derselben hinein gehen, wurden aber in dem dazu gehörigen und unmittelbar gegenüber gelegenen Carawanserais einquartirt. Der Haupteingang in die Pagode ist ein großes Thor, über welchem eine fünf Stockwerk hohe Pyramide erbaut ist, deren ganze Höhe mit Inbegriff des Thores unge-

fähr 100 Fuß ausmachen kann. Ueber der Pyramide befinden sich zwei in Stein gehauene Pfaue, die den Schweif ausgebreitet, und den Kopf mitten in dem Gefieder in die Höhe halten, was dem Ganzen ein sehr majestätisches Ansehen giebt. Ringsum die Pyramide herum befinden sich an allen Stockwerken eine Menge von Bildsäulen, welche Indianische Tänzerinnen mit Tamburinen und Flöten vorstellen, die nebst diesen Instrumenten zum Dienst in den Pagoden wesentlich erforderlich sind.

In dem ersten Hofe, in den man uns zu gehen erlaubte, befinden sich eine große Anzahl halb verfallener Kapellen, worunter die auf der linken Seite beim Eingange noch am besten unterhalten ist. Der Bramine, dem die Aufsicht über dieselbe anvertraut ist, ermahnte uns zwar, nicht in dieselbe hinein zu gehen; allein ich benutzte eine Stunde, wo er abwesend war, um sie in allen ihren Theilen zu untersuchen. So wie man hinein kam, standen gleich an der Thüre zwei steinerne Bildsäulen, von denen man mir sagte, daß sie die Wächter dieses kleinen Tempels wären. In dem Innern selbst befanden sich sieben steinerne Figuren, die mit Oel beschmiert und durchaus glänzend waren. Die mittlere unter denselben stellte den Gott Wischna in seiner Allmacht vor, nämlich mit sieben Armen, worin er verschiedenerlei Waffen, und unter andern auch den sogenannten Schetru führt, womit er einen Schuldigen überall, wäre es auch im Mittelpunkte der Erde, erreichen kann; um den Hals hat er ein Band von Todtenköpfen hängen, um dadurch anzuzeigen, daß er von Ewigkeit her ist. Diese Figur war größer als alle übrigen, und mochte ungefähr 6 Fuß hoch seyn; sie saß auf dem Boden mit kreuzweis unterschlagenen Beinen nach Indischer Sitte, und war vom Kopf bis auf die Fußsohle mit Oel überzogen. Die übrigen kleinen Figuren waren insgesammt Sinnbilder seiner Allmacht,

und stellten die mancherlei außerordentlichen Begebenheiten vor, die ihm während seiner verschiedenen Menschwerdungen begegnet waren. Die Kapelle wurde übrigens nur allein durch die Thüre und durch eine in der Mauer angebrachte kleine Oeffnung erleuchtet; ringsum dieselbe herum war eine Rinne in den Fußboden angebracht, damit das Wasser, womit diese Figuren täglich zu verschiedenen Malen nach Religionsvorschrift müssen gewaschen werden, ablaufen kann.

In der Mitte dieses ungeheuer großen Hofes und fast gegen den Eingang in das Heiligste über, welches kein Europäer betreten darf, ist die äußerst verfallene Kapelle des Lingams; dies ist nämlich eine allegorische Gottheit, und zwar die wichtigste für die Anhänger von Schiwen, welche auch für dieselbe eine ganz außerordentliche Ehrfurcht haben. Dies geht so weit, daß sie insgesammt einen kleinen Lingam an ihrem Halse hängen haben, der aus einem kleinen Gefäße besteht, aus welchem ein mit der Größe des Gefäßes in Verhältniß stehender Phallus emporragt. Der zu Trivikarel befindliche Lingam war von Steinen verfertigt, und das Gefäß an demselben hatte drei und einen halben Fuß im Durchmesser, der Phallus aber ungefähr 9 Zoll. Dieser Lingam stellte die Indische Dreieinigkeit vor, und zwar so, daß der Phallus den Brama, das Gefäß den Schiwen, und der Fuß des Gefäßes den Wischna vorstellt.

Etwas weiter hin gegen die Thüre des heiligen Ortes zu stand eine kolossale steinerne Kuh mit hoch empor gehaltenem Kopfe. Die Größe derselben mochte ungefähr 25 Fuß betragen, und wurde durch ein von vier schön gearbeiteten Säulen getragenes Dach gegen den Einfluß der Witterung geschützt. Die Kuh ist nämlich bei den Hindus das Symbol der Tugend. Noch etwas weiter hin steht die Kapelle von Schiwen mit dem Elephantenkopfe. Unter dieser Gestalt vereh-

ten ihn die Hindus als den Beschützer ihrer Tempel und Felder, und man trifft daher überall kleine Pagoden an, worin sich dieses Bild befindet, das auch den besondern Namen Polear führt, und der Gegenstand ihrer täglichen gottesdienstlichen Ceremonieen ist.

Der heilige Ort, dessen äußere Thore man uns zwar öffnete, ohne uns jedoch zu erlauben, den Fuß hinein zu setzen, schien mir ein Haufen einzelner zusammen gebauter Kapellen zu seyn. Links neben der Pagode befindet sich der Teich, der bei den gottesdienstlichen Ceremonieen nöthig ist, und der die Länge von dem ganzen Gebäude hat. In der Mitte desselben steht eine kleine dem Polear geweihete Kapelle.

Das Dorf Triwikaret war, wie fast alle Indischen Dörfer, bloß von Lehm aufgebaut, und kam mir äußerst arm vor; es könnte jedoch weit wohlhabender seyn, wenn nicht die Art, wie die Engländer die Auflagen erheben, es ganz unmöglich machte. Das Oberhaupt des Dorfes, der alle diese Auflagen von dem Ober-Dobatchi des Einnehmers gepachtet hat, will natürlicher Weise beträchtlich dabei gewinnen; außerdem läßt er aber auch dieselben durch zwei andere Männer einsammeln, die den Namen der Pions führen, und ebenfalls einen Gewinn von diesem Geschäfte haben wollen. Die letztern stehen unmittelbar unter den Befehlen des Englischen Einnehmers in der Provinz, und machen der Anzahl nach eine kleine Armee aus. Der Ober-Dobatchi, der dem Einnehmer zum Dollmetscher dient, und gewöhnlich schon eine bedeutende Summe auf die zu erhebenden Einkünfte vorgeschossen hat, will ebenfalls einen Vortheil dabei haben, und man kann daher mit Bestimmtheit annehmen, daß die Hindus durch diese schlechte Art der Erhebung zum wenigsten den doppelten Betrag ihrer Abgaben bezahlen müssen. Die Englische Regierung in Indien weiß auch

alles dieses recht gut, allein ihre Habsucht giebt es nicht zu, es abzuändern.

Wir waren noch nicht lange zu Triwikaret angekommen, als wir schon einen Besuch von den beiden dasigen Pions erhielten. Sie forderten uns im Namen des Einnehmers der Provinz, der zehn Stunden davon entfernt wohnte, unsere Pässe ab; solche Pässe dienen durchgängig den Pions anstatt der bestimmtesten Befehle, daß sie den Reisenden alles, was dieselben nur immer brauchen, von den Bewohnern des Dorfes liefern lassen müssen. Jeder Europäer, der eine Reise in das Innere vornimmt, kann daher sicher darauf rechnen, überall hinlängliche Lebensmittel zu bekommen, sobald er nur den Paß, womit er versehen seyn muß, den beiden Pions im Dorfe vorzeigt.

Die Braminen der Pagode statteten ebenfalls einen Besuch bei uns ab, und zwar um Almosen von uns zu fordern. Wir legten unser Geld nach der herkömmlichen Sitte auf das Palmblatt, das ihnen anstatt eines Fächers dient; es waren ihrer zwar nur drei, allein es befindet sich in der Pagode noch eine weit größere Anzahl derselben. Im Ganzen genommen soll sich ihre Anzahl auf 15 belaufen, und außerdem noch 1 Schreiber, 10 Musikanten, 10 Bayaderen und 21 sogenannte Pandarons, von denen ich weiter unten sprechen werde, in der Pagode leben.

Auch das Oberhaupt des Dorfes kam mit Musikanten und den Bayaderen, oder den Tänzerinnen aus der Pagode, um uns im Namen des ganzen Dorfes zu bewillkommnen. Die Bayaderen sind öffentliche Mädchen, die jedoch bloß zum Gebrauch der Hindus dienen. Dem Abbé Raynal hat wahrscheinlich seine lebhafte Einbildungskraft diese Mädchen in der Beschreibung, die er uns von ihren Tänzen entwirft, mit Reizen vorgemahlt, die ich schlechterdings nicht an ihnen habe finden können. Eben so wie mir ist es auch noch vielen

an=

andern Reisenden gegangen, und es ist der höchst wahre Gedanke, den Herr von Parny bei dieser Gelegenheit äußert: daß man die wahren eigentlichen Bayaderen nirgend anders als in der Oper finde.

Die Braminen, Bayaderen und Musikanten machen in Indien die wichtigsten Personen bei dem Gottesdienste aus. Die Bayaderen tanzen in der Pagode und bei Prozessionen vor dem Bilde des Gottes her, den man an diesen Tagen öffentlich zur Schau trägt. Der Gottesdienst wird niemals anders als in der Nacht verrichtet; die Prozessionen nehmen immer erst um Mitternacht ihren Anfang, und werden durch eine große Menge von Lampen erhellt. Unter den Musikanten befinden sich auch immer einige Sängerinnen, allein die Musik ist abscheulich und wirklich fast unerträglich. Unter allen Instrumenten spielt der Dudelsack, oder die Volkspfeife, die wichtigste Rolle, und die schnarrenden Töne derselben, die viele Aehnlichkeit mit denen von unserer Clarinette haben, wenn nämlich ein Schüler von acht Tagen darauf spielt, schallen vor allen übrigen vor.

Es giebt in der Gegend von Pondichery noch mehrere andere Pagoden, allein die merkwürdigsten und berühmtesten in den Jahrbüchern der Hindus befinden sich in dem südlichen Theile der Halbinsel. Es ist äußerst merkwürdig, daß die Hindus, deren ganzes Leben fast aus einer ununterbrochenen Reihe von religiösen Ceremonien besteht, doch so wenige Sorgfalt auf die Unterhaltung dieser zahlreichen und so unermeßlich großen Gebäude verwenden. Ob sie gleich insgesammt scheinen bestimmt gewesen zu seyn, dem Zahn der Zeit zu trotzen, so verfällt dessen ungeachtet der größte Theil davon in Ruinen; der Grund hiervon würde schwer zu begreifen seyn, wenn man nicht an die ungeheuern Summen dächte, welche die Unterhaltung und Ausbesserung dieser Pagoden kosten würde. Alle

Reparaturen an denselben müssen mit Quadersteinen gemacht werden, die man aus den Gates-Gebirgen in einer Entfernung von 25 Stunden mit ungeheuern Kosten herbeiholen lassen muß; außerdem muß aber auch noch jeder einzelne Stein mit Bildhauer-Arbeiten verziert werden. Vor dem Einfalle der Mongolen ließen sich die Fürsten der Hindus, die größtentheils selbst Braminen waren, die Unterhaltung dieser Gebäude ernstlich angelegen seyn. Allein heut zu Tage, wo die Nabobs Muselmänner sind, wo die Engländer sich die Contributionen ihrer Unterthanen zugeeignet haben, und wo ihnen kaum so viel übrig bleibt, daß sie nothdürftig leben können, wie sollten sie sich jetzt noch um die Unterhaltung dieser Gebäude bekümmern, die ihrem Gottesdienste fremd sind, und gegen welche sie sogar einen Abscheu hegen? Sie, die die Zerstörung angefangen haben, sollten jetzt die Ruinen wieder herstellen? Dies ist die wahre Ursache von dem Verfalle so vieler Pagoden seit dem Einfalle der Mongolen.

Unter den mancherlei Festen der Hindus, die ich mit anzusehen Gelegenheit hatte, führe ich vorerst das Fest des Feuers an, das in einer Ebene eine Viertelstunde von Pondichery begangen wurde. Dies ist auch das Fest der Pandarons, einer Art von Bettlern, deren Geschäft darin besteht, daß sie die Pagoden ausschmücken, und die Blumen pflanzen, womit die Altäre verziert werden; man kann sie sehr passend mit den Kapuzinern in Europa vergleichen, denn sie leben auch wie diese bloß allein von Allmosen. Sie tragen beständig feuerfarbene Kleider und Shawls, und haben sehr viele Aehnlichkeit mit den Tadens, einer andern Art von Indischen Bettelmönchen, die das Feuer anbeten, oder ihm wenigstens ihre Ehrfurcht bezeugen.

Das erwähnte Fest fing mit einer Prozession an, die von der Pagode an den Ort der Ceremonie ging.

An der Spitze derselben befand sich ein Wagen, der von Andächtigen gezogen wurde; auf demselben stand eine kleine irdene Bildsäule, und vor demselben her ging eine Anzahl Musikanten mit ihren diabolischen Instrumenten. Zwischen ihnen und dem Wagen sah man 20 bis 25 Andächtige, welche an diesem Tage eine Hauptrolle spielen sollten; sie hatten sich nämlich aus Frömmigkeit entschlossen, zur Erbauung ihrer Mitbrüder als wahre Heilige durch ein glühendes Kohlenfeuer hindurch zu gehen, und hatten sich zu dieser verdienstlichen Handlung durch strenge Fasten, oft wiederholte Bäder, und besonders dadurch, daß sie zwanzig Tage lang die Pagode ganz und gar nicht mehr verließen, vorbereitet. Sie waren beinahe völlig nackt, indem nur eine einzige Pagne um ihre Lenden geschlagen war. Auf dem Kopfe trugen sie Blumenkränze, und ihr ganzer Körper, so wie ihr Gesicht, war über und über mit Safran eingerieben, wodurch sie ein furchtbar abscheuliches Ansehen bekamen. Sie trugen insgesammt eine Art von Dolch in den Händen, der bei allen ihren religiösen Ceremonien üblich ist, und auf welchen dieses Mal eine Orange stak.

Als wir an dem Orte der Ceremonie ankamen, erblickten wir ein großes Kohlenfeuer, das einen Raum von vierzig bis funfzig Schritte in der Länge und von funfzehn in der Breite einnahm. Nachdem auch der Wagen an Ort und Stelle angelangt war, so wurden die Patienten ungefähr 100 Schritte von dem Glutfeuer hingestellt, und hier konnte ich nicht unterlassen, mich ihnen zu nähern, denn da sie über ein ziemlich starkes Feuer hinweggehen sollten, so war ich begierig zu sehen, ob sie nicht etwa ihre Füße mit irgend einer Substanz beschmiert hätten, durch welche die Wirkung des Feuers geschwächt oder gar verhindert würde. Ich konnte aber in der That durchaus nichts daran entdek-

ten, und ob ich gleich zu Pondichery mancherlei dafür und dawider hatte sagen hören, so glaube ich doch bestimmt versichern zu können, daß sie durchaus nichts an den Füßen hatten, wodurch sie gegen den Brand und die Schmerzen desselben hätten geschützt werden können. Sie schienen insgesammt mit der äußersten Ungeduld den Augenblick zu erwarten, wo sie sich in das Gluthfeuer hineinstürzen sollten. Man hatte Mühe, sie zurück zu halten, und dieses geschahe sogar zu wiederholten Malen, auf eine ziemlich unhöfliche Art, nämlich mit einem tüchtigen Bambusrohre, womit man ihnen nachdrückliche Hiebe über die Schultern versetzte.

Als endlich alle erforderlichen Anstalten getroffen waren, so liefen sie auf ein gegebenes Zeichen so schnell sie konnten bis an den Ort hin, wo das Feuer sie erwartete; alsdann aber gingen sie mit langsamen Schritten und unter beständigem Hersagen von Gebeten mitten durch dasselbe hindurch, ohne sich dem Anscheine nach im geringsten um die furchtbare Masse, über welche sie hingingen, zu bekümmern. Diese unbegreifliche Gleichgültigkeit kann ich mir nur allein durch den starken Calus an ihren Füßen erklären, denn da diese Menschen gewohnt sind, beständig barfuß zu gehen, und zwar auf einem glühend heißen Erdboden, so haben ihre Fußsohlen durchaus alles Gefühl verloren. Einige von ihnen trugen während dieser sonderbaren Feuerprobe kleine Kinder auf den Armen. Wirklich schienen sie aber insgesammt nicht den geringsten Schmerz zu empfinden, denn auf dem Rückwege ging ich bis nach Pondichery unmittelbar neben ihnen her, und sah selbst, daß sie ununterbrochen die nämliche Ordnung wie auf dem Hinwege beobachteten. Endlich muß ich auch noch bemerken, daß, sobald sie über das Kohlenfeuer hinweg gegangen waren, das Volk sich schaarenweise auf dasselbe hin-

stürzte, um eine Hand voll Asche davon zu erwischen, und sich die Stirne damit zu reiben.

Nach dem Feste des Feuers folgte das des Wassers, dem ich in der Pagode von Tircangy, eine halbe Stunde von Pondichery, beiwohnte. Die Straße dahin war mit Menschen ganz überdeckt, und ich glaube ohne Uebertreibung versichern zu können, daß ich zum wenigsten 15000 Personen auf derselben begegnet bin. Die Pagode, in welcher dieses Fest gefeiert wird, ist in dem nämlichen Zustande, wie alle andern, d. h. sie verfällt in Ruinen. Bei unserer Ankunft daselbst sahen wir mehr als 400 Pandarons, welche Lieder zum Lobe Schiwens absangen, und ihren Gesang mit kleinen Trommeln begleiteten. Vor ihnen standen mehrere Götzenbilder, welche Schiwen in seinen verschiedenen Verwandlungen vorstellten. Nach jedem Gesange baten die Pandarons die Umstehenden um ein Almosen, und erhielten von ihnen theils Geld, theils trockenen Reis. Der Putz dieser frommen Bettler besteht darin, daß sie sich den ganzen Körper mit Asche von Kuhmist beschmieren, und besonders die Stirne damit einreiben.

Auf dem Wege nach der Pagode hatte sich eine Art von Markt gebildet, wo Reis, trockene Fische, Fett zu Opfergaben, Cocosnüsse und eine Menge anderer Gegenstände verkauft wurden. Die Pagode war mit Menschen angefüllt, und die Brauinen hatten eine sehr gute Einnahme, denn es ging niemand hinein, ohne etwas zu geben. Um das Fest nicht zu stören, wagte ich es nicht, die mir von einem Braminen angewiesene Gränze zu überschreiten. Ich sah jedoch in einer geringen Entfernung den berühmten Wagen stehen, der schon zu Alexanders des Großen Zeiten bekannt war. Fromme und eifrige Malabaren stürzen sich nämlich bei großen Festen freiwillig unter seine heiligen Räder, und halten sich für glücklich, das Leben unter denselben zu verlieren, und den Himmel dafür zu gewinnen.

Gegen drei Uhr des Nachmittags begaben sich endlich die sämmtlichen Braminen in Begleitung aller ihrer Musikanten und dem ganzen Gefolge von Fremden an den Teich, um die Bildsäule ihrer Pagode in demselben zu baden: sobald diese Ceremonie vorüber war, so stürzten sich alle anwesenden Frauenspersonen hinein, um sich in diesem heiligen Wasser zu reinigen.

Da sich kein Dorf bei dieser Pagode befindet, sondern alle vorhandenen Gebäude unmittelbar zu derselben gehören, so war es ein sonderbares Schauspiel, diese ganze Menge von Menschen unter freiem Himmel übernachten zu sehen. Die Malabaren wissen sich in solchen Fällen, die ihnen häufig vorkommen, auf eine wirklich bewundernswürdige Art zu helfen und einzurichten. Sie suchen sich vorerst einen schattigen Ort aus, wo sie ihre Matten, die ihnen zum Lager dienen, auf den Erdboden ausbreiten; alsdann machen sie durch die doppelten Pagnen ihrer Frauen, die sie ausspannen, eine viereckigte Einfassung, in welche Niemand es wagen darf, hinein zu gehen, besonders wenn er nicht von der nämlichen Caste ist. Sie brauchen dabei auch jedesmal die Vorsicht, daß sie ihre Küchengeräthschaften in der Mitte der Einfassung aufstellen, damit kein Fremder sie berühren könne, denn nach einer solchen Entweihung derselben würden sie sich ihrer niemals mehr bedienen können. Die große Menge dieser einzelnen Einzäunungen gewährt einen auffallenden und bewundernswürdigen Anblick, und diese Nacht unter dem mildesten, schönsten Himmel auf der Welt wird mir ewig unvergeßlich seyn. Ungefähr um Mitternacht wurde der Teich rings umher erleuchtet, und das Götzenbild auf einem, in einem besondern Fahrzeuge aufgeschlagenen Throne spazieren geführt. Rings um den Gott herum standen die Musikanten, und unmittelbar vor dem Altare befand sich ein Bramine mit einem Fliegenwedel, damit keine Fliege die Unver-

schämtheit haben möge, einen Gott zu stechen. Mehrere Braminen aus andern Tempeln hatten ihre Götzenbilder mitgebracht, die mit Blumen geschmückt und zu wiederholten Malen gebadet wurden. Alle diese Götter waren gekommen, um bei denen in der Pagode von Tircangy einen Besuch abzustatten; sie waren größtentheils von Kupfer mit einem silbernen Kopfe. Ein großer Zusammenlauf des Volkes an einem besonderen Orte lockte mich ebenfalls dahin, und ich erblickte daselbst einen Braminen, der mit einer Figur von zwei an einander befestigten Füßen von vergoldetem Kupfer die Köpfe der Hindus berührte, und alsdann an einem jeden derselben ein kleines Stückchen von den Blumen gab, womit die Pagode geschmückt gewesen war. Auf meine Erkundigung, was diese geheimnißvolle Ceremonie zu bedeuten habe, gab man mir zur Antwort, daß man sich durch dieselbe unter den unmittelbaren Schutz von Brama begebe.

Bei dieser Gelegenheit muß ich auch noch einige Bemerkungen über die Caravanserais machen, die durchgängig fromme Stiftungen sind, welche auf den Heerstraßen hin und wieder erbauet sind, um alle Reisende, von welcher Caste sie auch seyn mögen, zu beherbergen. Gewöhnlich sind sie ganz von Steinen aufgeführt, und auf eine solche dauerhafte Art, daß sie dem Sturme der Zeit äußerst lange Trotz bieten können. Um in denselben aller Verwirrung wegen der Plätze zuvor zu kommen, so ist jeder Caste der ihrige besonders angewiesen, und daher kann die Ordnung niemals gestört werden. Die Braminen, die Muselmänner, die Europäer, die Parias u. s. w. haben alle insgesammt ihre besonderen Plätze. In jedem Caravanserai wird beständig ein förmlicher Bazar oder Markt gehalten, wo die Reisenden alle ihre Bedürfnisse zu jeder Stunde, sowohl bei Tag als bei Nacht, einkaufen können. Den Tag über ist ein besonderer

Mensch angestellt, der beständig herum geht, und unter die Reisenden laulicht warmes Wasser zum Trinken austheilt, aber durchaus niemals kaltes, um die Transpiration nicht zu hemmen. Da niemand das Gefäß selbst anrühren darf, so ist die Art, wie man das Wasser in den Mund bekommt, drollig genug; man schlägt nämlich beide Hände hinter dem Rücken zusammen, macht den Mund weit auf, und verschluckt alsdann das Wasser, das der Ausspender desselben aus einer ziemlichen Höhe herabgießt.

Neben jedem Carawanserai befindet sich ein Teich, um in demselben die religiösen Abwaschungen zu verrichten, und die Pagnen und übrigen Kleider zu waschen. Diese Abwaschungen haben täglich statt, und da in einem so heißen Klima die Reinlichkeit des Körpers zur Erhaltung der Gesundheit wesentlich erforderlich ist, so kann man die Weisheit des Gesetzgebers, der einen Religionsartikel daraus gemacht hat, nicht genug bewundern. An dem Ende des Teiches steht gewöhnlich eine kleine Kapelle mit einem Götzenbilde des Polears, wo der Reisende, nachdem er sich gebadet hat, und unmittelbar ehe er seine weitere Reise antritt, sein Gebet verrichtet. Einer oder zwei Braminen werden dafür bezahlt, daß sie in diesen kleinen Capellen die gottesdienstlichen Ceremonieen verrichten.

Alle diese Carawanserais geben nun den offenbarsten Beweis ab, daß sich dieses Volk schon in dem allerentferntesten Alterthum in einem gewissen Zustande von Civilisation befunden haben muß, denn schon damals wurde es in seiner Religion für eine verdienstliche, dem Himmel wohlgefällige Handlung gehalten, wenn in diesem glühend heißen Klima den ermüdeten Reisenden eine solche Freistätte errichtet wurde, und dies ist in der That eine sehr schöne, wahrhaft menschenfreundliche Idee. Es giebt jedoch auch noch eine andere Ursache, weswegen die Carawanserais erbaut worden

sind. In Indien nämlich hat die Religion mehr, als bei irgend einem andern Volke, Einfluß auf alle, auch die geringfügigsten Handlungen des gewöhnlichen Lebens, und besonders werden die Wallfahrten nach den Pagoden den Hindus von ihren Brahminen, welche einen bedeutenden Gewinn daraus ziehen, ohne Unterlaß als wesentlich wichtig anempfohlen. Auch die Brahminen selbst müssen sehr häufig herumreisen, um die heiligen Pagoden im ganzen Lande zu besuchen; denn es giebt unter ihnen Ober-Brahminen, die über alle übrigen eine Art von Gerichtsbarkeit und Oberherrschaft ausüben. Diese privilegirte Caste der Hindus ist es nun, die, um selbst mit Bequemlichkeit reisen zu können, die Erbauung dieser öffentlichen Denkmähler als eine religiöse, Gott wohlgefällige Handlung vorgeschrieben hat. Es war ihnen auch desto leichter, ihren Zweck zu erreichen, da ihre Caste vor dem Einfalle der Mongolen dem Volke der Hindus Könige und Fürsten geliefert hat, und diese Fürsten daher auch von ihrer Seite das Volk zur Errichtung solcher Gebäude aufmunterten. So viel ist wenigstens gewiß, daß man in dem südlichen Theile der Küste von Coromandel, und besonders auf denjenigen Straßen, die zu den berühmtesten Pagoden führen, sehr häufig auf einer Strecke von einer halben Stunde Wegs drei bis vier solcher Gebäude antrifft; ich glaube sogar ohne Uebertreibung sagen zu können, daß man in der Gegend von Pondichery alle fünfzig Schritt auf eine stößt. Uebrigens ist es sehr begreiflich, daß nicht alle diese Caravanserais von gleicher Pracht und Schönheit sind, und daß sie auch nicht alle aus dem Alterthume herstammen, sondern daß noch heut zu Tage immerfort neue aufgeführt werden. Allein alle insgesammt haben ihre Existenz bloß allein der Religion zu verdanken. Zu bemerken ist endlich auch noch, daß man in einigen von diesen Gebäuden mehrere be-

quem eingerichtete und schön meublirte Zimmer antrifft, die ausschließend nur für reisende Europäer bestimmt sind.

Fünftes Kapitel.

Reise von Pondichery nach Madras. — Art zu reisen in Indien. — Beschreibung von Madras. — Ueber die Lage und die Verhältnisse der Engländer in Indien.

Ehe ich die Reise nach Madras antrat, brauchte ich die Vorsicht, daß ich mir von dem Englischen Oberbefehlshaber einen Paß ausfertigen ließ. Diese Pässe werden immer in den drei verschiedenen Sprachen geschrieben, die auf dieser Küste gesprochen werden, nämlich in der Malabarischen, der Persischen und der Talinga-Sprache, und man muß dieselben bei seiner Ankunft dem Commandanten des Ortes vorlegen, der sie visirt oder auch einen neuen zur Rückreise ausfertiget. Allein ungeachtet des Passes darf ein Franzose doch nicht hoffen, in Indien ruhig reisen zu können, denn der erste Englische Commandant, der auf unsere Nation nicht gut zu sprechen ist, kann unter dem Vorwande, daß er des Reisenden wegen vorerst nähere Erkundigung einziehen muß, ihn ohne Umstände an den Ort, wo er hergekommen ist, wieder zurückschicken, und bei der bekannten Eifersucht der Engländer ereignet sich auch dieser Fall äußerst häufig.

Hierauf schaffte ich mir einen Palankin an, das ein wesentlich nöthiges aber höchst unbequemes Fuhrwerk ist. Es ist nämlich eine Art von Koffer, der auf allen Seiten gepolstert, sechs und einen halben Fuß hoch und drei und einen halben Fuß breit ist, und in

dem man sich ganz der Länge nach ausstrecken kann; um jedoch gut getragen zu werden, muß man sich immer in der Mitte zu halten suchen. Dieser Kasten ruht auf hervorragenden Stangen von Bambusrohr, vermittelst deren er von den Boës oder Trägern auf den Schultern fortgetragen wird. Zu einem jeden Fuhrwerke gehören sechs Boës, nämlich drei hinten und eben so viele vorn. Dies wäre alles noch gut, allein die Boës sind gewohnt, unterwegs unaufhörlich ein solches klägliches Geschrei auszustoßen, daß ein Europäer kaum im Stande ist es auszuhalten; jeder von ihnen stößt es abwechselnd aus, und begleitet es zugleich mit einigen rasch und lebhaft ausgesprochenen Worten. Mir fiel dieser jämmerliche Ton so außerordentlich zur Last, daß ich ungeachtet der furchtbaren Hitze gern zu Fuß gegangen wäre, wenn es nur außerdem möglich gewesen wäre. Die Boës legen in einer Stunde Zeit gewöhnlich zwei Stunden Wegs zurück, indem sie eher laufen als gehen, und dabei wechseln sie, während sie immer fortlaufen, häufig ihre Stellen unter einander ab, ohne daß man im Palankin das geringste davon gewahr wird. Wenn sie an einem Teiche vorbeikommen, so benetzen sie sich in demselben die Füße und das Gesicht, um ihre Kräfte wieder aufs neue zu beleben; denn der Sand, auf dem sie laufen, ist beständig glühend heiß. Der tägliche Marsch eines Boës beträgt gewöhnlich 12 bis 14 Stunden Wegs, wobei man sich aber nach den Carawanserais richten muß, die am bequemsten eingerichtet sind, und aus der umliegenden Gegend am reichlichsten mit Lebensmitteln versorgt werden.

Es giebt zweierlei Arten von Boës, welche beide von verschiedenen Casten sind, aber beide in dem Stande eines Palankinenträgers geboren werden und sterben. Die eine Art sind die Talingas, die beständig auf der Küste herumschwärmen, um Arbeit und Unter-

halt zu suchen. Sie bewohnen den nördlichen Theil der Küste von Coromandel, bekennen sich zu der Sekte Wischnu's, und geben sich mit Parias-Boës durchaus nicht ab. Sie sind im Durchschnitt genommen sehr schöne Leute, und dabei äußerst gutmüthig und durchaus ehrlich. Man kann ihnen ohne alles Bedenken seinen Geldbeutel anvertrauen, und es ist daher auch eine ganz gewöhnliche Sache, daß man ihn dem oberſten unter ihnen aufzuheben giebt. Nicht ohne Verwunderung findet man unter diesen Menschen die schönsten griechischen und römischen Gesichtsbildungen, und es fehlt ihnen schlechterdings nichts als die weiße Farbe, um weit schöner zu seyn als die Europäer. Noch mehr aber muß man sich hierüber verwundern, wenn man die großen Strapazen und außerordentlichen Mühseligkeiten bedenkt, die sie beständig auszustehen haben, und daß ihre einzige Nahrung in Fischen und Reiß besteht.

Die Boës-Parias machen die unterſte Casse der Malabaren aus, sind von allen übrigen ausgestoßen und verachtet, und müssen die Flucht ergreifen, wenn ihnen ein Malabare aus einer höhern Casse oder gar ein Bramine auf ihrem Wege begegnet. Sie essen alles mögliche, besonders aber Rind- und Kuhfleisch, und werden eben deshalb für unrein gehalten, denn die größte Sünde, die man in Indien begehen kann, besteht darin, daß man Fleisch ißt, und besonders Fleisch von Kühen, weil diese für heilige Thiere gehalten werden. Auch pflegen die Parias sehr häufig starke Getränke zu trinken, und besonders Calu, eine Art von Wein, der aus dem Saft der Cocospalme bereitet wird. Alle übrigen Cassen der Hindus dürfen dagegen nach ihren Gesetzen durchaus keine gegohrnen Getränke zu sich nehmen. Auch in Rücksicht der Gestalt findet man eine große Verschiedenheit zwischen den Boës-Parias und den Talingas. Die letztern würden sich end-

lich, ob sie gleich zu dem nämlichen Stande gehören, doch niemals, auch nicht in der allerdringendsten Noth und bei dem qualendsten Mangel so weit herablassen, daß sie einen Palankin zu gleicher Zeit mit den ersten tragen. Die Parias wagen es auch nicht, sich einem von Talingas getragenen Palankin zu nähern, oder gar ihn anzurühren. Es ist wirklich höchst merkwürdig, in welchem Grade die Sclaverei und der verachtete verworfene Zustand, worin die Parias leben, auf den Geist und den Körper derselben Einfluß haben; sie besitzen nicht allein keinen hellen lichtvollen Verstand, sondern auch ihr Körper ist in ihrem Gange und in allen ihren Bewegungen ohne Anstand und Würde.

Gewöhnlich nimmt man zu einer Reise dreizehn Boes-Talingas, die um etwas theurer als die Parias bezahlt werden. Diese Anzahl heißt nun ein ganzes Spiel von Boes; zwölf davon tragen abwechselnd den Palankin, und der dreizehnte versieht das Amt eines Kochs, indem er immer vorausgeht, und an dem Orte, wo man einkehren will, die nöthigen Lebensmittel einkauft und zubereitet. Für einen solchen Boes muß man nun des Tages zwei Fanons bezahlen, was mit dem Bath oder dem Trinkgelde, das sie noch überdies zu beziehen haben, ungefähr 3 Rthlr. 12 Gr. unsers Geldes für alle dreizehn zusammen genommen ausmacht. Die Bezahlung für die Parias ist nicht viel geringer, und man fährt in jeder Rücksicht weit schlechter mit ihnen. Daher pflegt man sich ihrer auch nur in dem Falle zu bedienen, wenn keine Talingas mehr zu bekommen sind. Will man übrigens auf irgend einer Reise besonders schnell fortkommen, so werden Relais von solchen Boes an verschiedenen Orten der Straße hingelegt. Dieses ist nun der Tapal, oder die daselbst landesübliche Post; allein diese Art zu reisen ist außerordentlich theuer.

Auf dem Wege von Pondichery nach Madras findet man durchaus nichts Merkwürdiges, außer der großen Menge von Reisenden, denen man besonders von drei Uhr bis nur acht Uhr des Morgens, und von sechs Uhr des Abends bis um neun Uhr, unaufhörlich begegnet. Daher sind aber auch den Tag über, und während die Sonne am höchsten steht, die ganze große Anzahl von Carawanserais, die man überall antrifft, so voll von Menschen, daß man oft Mühe hat, darin unterzukommen. Allein ungeachtet dieser großen Menge von Reisenden ist dennoch kaum eine Spur von einem Wege vorhanden, weil derselbe wegen des feinen und leichten Sandes jedesmal sogleich wieder verwischt wird. Bei dem Carawanserai von Caudapa, anderthalb Stunden von Pondichery, befindet sich ein besonderes sehr schönes Gebäude für die Europäer, so wie auch die Muselmänner und jede Caste der Malabaren eine eigenthümliche Wohnung daselbst haben.

Auf dem ganzen Wege bis nach Madras kommt man beständig in einer Entfernung von höchstens drei Viertelstunden längs dem Meere hin, und muß über mehrere Flüsse setzen, die während der Regenjahreszeit den Weg sehr gefährlich machen. Die Gewässer stürzen nämlich zu dieser Zeit in so reissenden Strömen von den Gates-Gebirgen herab, daß es oft äußerst schwer ist, ihnen zu entrinnen. Wenn daher gleich diese Flüsse den Sommer über fast ganz ausgetrocknet sind, so schwellen sie doch in der nassen Jahreszeit so sehr an, daß sie ihr Bett verlassen, und das Land auf beiden Seiten über eine halbe Stunde weit überschwemmen. Uebrigens sieht jeder Theil der ganzen Küste bis nach Madras dem andern vollkommen ähnlich; überall erblickt man Malabarische Wohnungen, die mit Cocos-Nußbäumen, Palm- und Tamarinden-Bäumen, welche einen köstlichen Schatten gewähren, auf das reichlichste bepflanzt und fast ganz bedeckt sind.

Nach vierzehn Stunden Zeit kommt man nach Sadras, eine Stadt, die ehemals den Holländern angehört hatte, und theils wegen der Nähe von Madras, theils auch durch den Handel mit mancherlei Zeugen, besonders sogenannten Persen, und mit blauen Schnupftüchern, die in dieser Stadt fabricirt und auch nach ihr genannt werden, für die Holländische Compagnie keinesweges unbedeutend war. Sie hatte auch deshalb ein Fort daselbst erbaut, um ihre Magazine sowohl gegen die Franzosen als gegen die Engländer, deren Hauptstädte gleich weit von diesem Posten entfernt waren, in Sicherheit zu setzen. Im Jahr 1781 erregte jedoch dieses Fort die Eifersucht der Regierung zu Madras, die gerade in dieser Zeit anfing, ihr Joch über Indien auszubreiten. Sie benutzten daher die erste Gelegenheit, um das Fort anzugreifen, und es von Grund aus zu zerstören; seitdem ist nun Sadras immer mehr und mehr herabgesunken, so daß es gegenwärtig nichts weiter mehr als ein großes Dorf ist. In einiger Entfernung von demselben befindet sich ein Ort, der den Namen der Sieben Pagoden führt, von welchen einige heut zu Tage ziemlich weit hin im Meere gelegen sind. Sie schreiben sich sämmtlich aus einem nicht zu berechnenden Alterthume her, und sind von denen weiterhin auf der Küste befindlichen Pagoden in Absicht der Bauart auffallend verschieden. Einige von ihnen sind in die Felsenmasse des Gebirges eingehauen, und verdienen allerdings, so wie auch alle übrigen, von jedem aufmerksamen Reisenden auf das genaueste untersucht zu werden. Der Weg von Sadras bis nach Madras beträgt 15 Stunden, die ich in einer Zeit von 13 Stunden zurücklegte. Er ist nicht nur bestimmter bezeichnet, als der von Sadras nach Pondichery, sondern auch weit angenehmer. Man kommt durch mehrere schöne Dörfer, in welchen man prächtige Pago-

den und sehr schöne, wohl eingerichtete Caravanserais antrifft.

Um fünf Uhr des Morgens kam ich zu Madras an. So nennt man nämlich eine große Anzahl von Landhäusern, Städten und Dörfern, die in der Weite eines Kanonenschusses rings um das Fort St. Georg herum erbauet sind; alles, was sich zwischen dem Flusse St. Thomas und dem Graben der sogenannten schwarzen Stadt befindet, wird unter dem Namen der Stadt Madras begriffen. Der erste von allen diesen Orten ist Meliapur oder St. Thomas, das ehemals eine Portugiesische Besitzung gewesen ist. Der Nabob von Arkot nahm ihnen die Stadt weg, und schenkte sie den Franzosen; hierauf blieb sie lange Zeit hindurch ein Zankapfel zwischen beiden Nationen, bis sie endlich vollends unsern Feinden in die Hände gefallen ist. Seit dieser Zeit hat nun Madras so sehr zugenommen, daß sich diese Stadt bis an den Fluß St. Thomas hin erstreckt.

Die Stadt St. Thomas wird meistentheils von Nachkommen Portugiesischer Eltern bewohnt, die den Namen Topas führen; sie haben die nämliche Farbe wie die Malabaren, und es würde ganz und gar kein Unterschied unter ihnen statt finden, wenn sie nicht nach Europäischer Art gekleidet gingen. Von der Portugiesischen Sprache haben diese Mestizen nur ungefähr zwei bis dreihundert Worte beibehalten, aber auch diese auf das schrecklichste verdorben; um z. B. die Mehrheit eines Wortes auszudrücken, wissen sie sich nicht anders zu helfen, als dasselbe zweimal zu wiederhohlen. Alle diese Portugiesischen Abkömmlinge sind katholisch, allein sie haben es mit der Religion ihrer Väter wie mit der Sprache derselben gemacht, d. h. die Lehren und Grundsätze derselben mit denen der heidnischen Religion auf eine unförmliche Art vermischt. Die Stadt hat einen katholischen Bischof, der gewöhnlich

sich von Goa hergeschickt wird, und die geistliche Oberaufsicht über die ganze Küste Coromandel führt; ausserdem befinden sich daselbst mehrere Kirchen, ein Franziskanerkloster und einige Missions-Anstalten. Eben so sieht man aber auch zu St. Thomas mehrere sehr schöne Pagoden, einen unvergleichlichen Teich für die Religions-Ceremonieen der Malabaren, und einige vortrefflich gebaute Moscheen.

Dieses Quartier von Madras, oder die Stadt St. Thomas, enthält ungefähr 40 bis 50000 Einwohner. In einiger Entfernung von derselben, wenn man nach dem Fort St. Georg hingeht, trifft man mehrere Moscheen und Muhamedanische Kirchhöfe an. Einige der erstern sind in einem vorzüglich schönen Style erbaut; sie haben die Gestalt eines Turbans, und sind mit sehr schönen Bäumen und wohl angelegten und unterhaltenen Gärten umringt. In den letztern wird eine zahllose Menge von Blumen aller Art gepflanzt, um die Grabmähler bei gewissen Ceremonieen damit schmücken zu können. Die Muhamedanische Religion befiehlt eine große Ehrfurcht für die Ueberreste der ganzen Menschheit, jedoch nur derjenigen Individuen derselben, die sich zu dieser Religion bekennen. Es ist ein seltener Fall, daß eine ganze Familie durch den Tod ihres Oberhauptes zu Grunde gerichtet wird. Man erbaut ihm nämlich ein kostbares Grabmahl, in welchem eine Reihe von Jahren hindurch religiöse Ceremonieen, wodurch sein Andenken in den Zurückgebliebenen erhalten und erneuert werden soll, gefeiert werden. Hierzu werden besondere Imam's unterhalten und theuer bezahlt; diese bedecken das Grabmahl mit Teppichen, brennen Weihrauch in denselben, und schmücken es täglich mit frischen Blumen aus; manche von diesen Imams werden auch besonders dafür bezahlt, daß sie täglich die vorgeschriebenen religiösen Ceremonieen auf dem Grabe verrichten. Wenn nun

das Vermögen des Verstorbenen zu diesem frommen Aufwand nicht hinreicht, so müssen die sämmtlichen Verwandten die erforderlichen Summen dazu herschießen. So sehr nun aber auch alles dieses übertrieben wird, so schön finde ich doch den Gebrauch, die Todten in den Gärten zu begraben, und besonders das Grabmahl und die Gegend umher mit Blumen zu bepflanzen. — Bei jeder Moschee befindet sich ohne Ausnahme auch ein Teich, um darin die durch das Gesetz vorgeschriebenen Abwaschungen zu verrichten. In einer kleinen Entfernung von diesen Begräbnißplätzen kommt man in das Quartier der Muselmänner, deren Anzahl sich über 50000 Seelen beläuft. Dieses Quartier ist der Mittelpunkt dieser Nation, und man nennt es auch, wegen der großen Menge von Kaufleuten, die darin wohnen, den Bazar des Nabobs, weil sein Pallast in demselben liegt.

Eine auffallende, aber durchaus richtige Bemerkung ist es, daß die Muselmänner weit schönere Menschen sind, als die Malabarischen Hindus. Sie haben weit regelmäßigere Gesichtszüge, und besonders durchgängig sehr große weit gespaltene Augen, indem ihnen diese sogleich nach ihrer Geburt mit Hülfe eines Reißkornes auf beiden Seiten nach und nach ein wenig aufgeschlitzt werden. Ich bin wirklich oft mehrere Stunden lang in diesem Quartier der Muselmänner herumgegangen, ohne, trotz aller Aufmerksamkeit, auch nur einen einzigen verwachsenen Menschen, oder der ein garstiges verzerrtes Gesicht gehabt hätte, zu erblicken. Die Kleidung derselben ist von der der Malabaren nur allein durch den Schnitt verschieden, denn der Zeug an derselben ist der nämliche. Der Anzug eines Muhamedaners besteht in einem langen weiten Gewande von Musselin, das von der rechten auf die linke Seite übergeschlagen wird, dagegen die Malabaren das ihrige von der linken zur rechten überschlagen; außer-

dem befinden sich auch in dem Schnitt desselben noch mancherlei andere Verschiedenheiten. Dabei tragen die Muselmänner seidene, äußerst weite Pantalons, die Malabaren hingegen nur sogenannte Pagnen oder ein langes Stück Musselin, das in Form von Pantalons um die Lenden herum gewickelt wird; an den Füßen aber tragen beide Nationen keine andere Bedeckung, als sogenannte Sandalen, oder eine Art von Pantoffeln. Es versteht sich übrigens von selbst, daß diese Muselmänner Abkömmlinge von denjenigen sind, durch welche die Eroberung von Indien bewirkt worden ist; alle diejenigen, so auf dieser Küste wohnen, bekennen sich zu der Secte des Aly, und sind in Rücksicht der Religionsgrundsätze weit weniger streng, als die Anhänger von Omar.

Von den Frauen derjenigen Muselmänner, die Reichthum und Wohlhabenheit besitzen, kann ich nicht urtheilen, denn ich habe wohl zuweilen einige von ihnen in Gärten erblickt, allein ich konnte mich ihnen niemals genugsam nähern, um sie genau betrachten und über ihre Schönheit urtheilen zu können. Allein alle diejenigen Frauen, welche die Engländer in den von ihnen eroberten Städten in den verschiedenen Serails der Muselmänner gefunden haben, sind durchgängig von vorzüglicher Schönheit gewesen; auch habe ich das weibliche Geschlecht unter dem gemeinen Volke fast allgemein ziemlich hübsch gefunden. Der Anzug der reichen Frauen hat ziemlich viele Aehnlichkeit mit dem der Mannspersonen; die gemeinen Frauen hingegen tragen eine Art von Kamisol, das ihnen die Brust und die Aerme sehr eng zusammenpreßt. Auf dem Kopfe haben sie durchgängig ein Stück von einem mehr oder weniger feinen Zeuge, das ihnen eigentlich dazu dienen sollte, sich das Gesicht damit zu verhüllen, das aber nur sehr selten zu diesem Zwecke gebraucht wird.

An dem äußersten Ende des oben erwähnten Bazar's liegt der Pallast des Nabobs von Arkot, der jedoch nicht besonders merkwürdig ist. Er besteht aus mehreren in einem großen Garten hin und wieder zerstreuten Gebäuden. Der gegenwärtig regierende Nabob (wenn anders beinahe wie ein Gefangener zu vegetiren regieren heißt) ist nur ein weitläuftiger Verwandter von dem ehemaligen Nabob von Arkot; weil aber der rechtmäßige Erbe des Landes dasselbe unter den Bedingungen, die ihm die Engländer auflegten, nicht annehmen wollte, so suchten sie den jetzigen zu bereden, die Stelle des Nabobs einzunehmen, indem sie ihm begreiflich machten, daß ein vergoldeter Kerker doch noch immer besser wäre, als eine drückende Armuth. Vermöge dieses schändlichen Vergleichs hat nun dieser Nabob eine jährliche Einnahme von 100000 Sternpagoden zu beziehen, welche Summe von den Auflagen abgezogen wird, die von den Engländern auf die dem Anscheine nach ihm zugehörigen Länder gelegt werden. Von diesem Gelde muß er aber auch seine ziemlich zahlreiche Familie unterhalten. Außerdem wird ihm jedoch noch eine Garde zu Pferde von 200 Mann gehalten, die ihn immer begleiten muß, wenn er ausgeht, und eine Garde zu Fuß von 800 Sipoys, die den Dienst in seinem Pallaste verrichten.

Wenn übrigens der Nabob nicht viele Truppen hat, so ist dagegen sein Serail desto zahlreicher besetzt, denn es besteht aus 300 Weibern, unter denen er, in seine Gärten eingesperrt, die Rolle eines souverainen Fürsten spielt. Er hat jedoch auch noch mehrere Minister, und sogar einen förmlichen Divan oder Geheimen Rath, allein dies alles ist eine bloße Förmlichkeit. Bei der Feier des Geburtstages des Königs von England hat der Nabob jährlich eine bittere Beschimpfung auszuhalten; er wird nämlich jedesmal zu dem Feste eingeladen, das der General-Gouverneur bei dieser

Gelegenheit zu geben pflegt. Der letztere geht ihm bei seiner Ankunft entgegen, giebt ihm die Accolade, und weis't ihm den Ehrenplatz bei einem Feste an, das derselbe verabscheuen, und woran der bloße Gedanke ihm das Herz durchbohren muß. Auch außerdem wird er, so oft er in dem Fort St. Georg aus irgend einer Ursache einen Besuch abstattet, jedesmal mit neun Kanonenschüssen begrüßt; als wenn ihn alle diese leere Ehre für die Tyrannei seiner Gebieter und für den verworfenen knechtischen Zustand, in welchen sie ihn und die Seinigen versetzt haben, entschädigen könnte!

Links von dem Wege nach dem Fort St. Georg liegt das Landhaus des Gouverneurs von Madras, das weniger wegen der Schönheit der Gebäude merkwürdig ist, als wegen des großen schön angelegten und hübsch unterhaltenen Gartens der Compagnie, in dessen Mitte dasselbe gelegen ist; für gewöhnlich muß jedoch der Gouverneur seinen Aufenthalt in dem Fort haben. In einem andern an dieses Haus stoßenden Gebäude befindet sich ein Ballsaal, der vielleicht der schönste in seiner Art ist; ich habe wenigstens in Europa nirgends einen größern, prächtigern und wirklich majestätischern Saal gesehen. Er wurde im Jahr 1802 auf Befehl des Lords Clive, damaligen Gouverneurs von Madras, angelegt, und ist so groß, daß wenigstens 1000 Personen mit der größten Bequemlichkeit darin tanzen können. Er ist inwendig ganz mit weißem Stuck überzogen, der mir noch schöner zu seyn scheint, als der Marmor, und rings um denselben herum läuft eine Gallerie, die auf schönen 30 Fuß hohen Säulen ruht.

Im Jahr 1804 habe ich an dem Geburtstage des Königs von England dem bei dieser Gelegenheit veranstalteten Feste, so wie auch einem in diesem Saale gegebenen Balle beigewohnt, und daselbst alle Europäer angetroffen, die sich damals zu Madras aufhielten.

Auch sahe ich bei dieser Gelegenheit den unglücklichen Nabob in seinem ganzen Pompe. Er hatte seinen ersten Minister und seinen Sohn bei sich, einen jungen Menschen von 12 Jahren, der an dergleichen Feste so wenig gewöhnt war, daß er darüber einschlief. Der Nabob selbst ist ein wohlgebildeter Mann, und mochte damals ungefähr 45 Jahr alt seyn. Vor ihm her wurden die Insignien seiner Regentengewalt getragen, nämlich ein Säbel, dessen Griff mit Diamanten ganz bedeckt war, und ein Dolch, der ebenfalls mit den kostbarsten Steinen prangte. Beim Kommen und Fortgehen wurde der Nabob mit den größten Ceremonien und der ausgesuchtesten Höflichkeit behandelt. — Auf diesem Ball endlich befand sich auch eine große Anzahl junger Engländerinnen, die ganz neuerlich aus Europa angekommen waren, um in Indien Männer zu finden. Gewöhnlich sind sie auch noch nicht lange daselbst, so wird ihnen schon dieser Wunsch erfüllt. Diese Spekulation ist aber desto sonderbarer, da diese Engländerinnen auch meistentheils dem Capitain des Schiffes die Kosten der Ueberfahrt nicht eher bezahlen, als nach ihrer Verheirathung. Allein ungeachtet der Anwesenheit dieser vielen jungen und hübschen Mädchen war der Ball dennoch äußerst langweilig, und die anwesenden Engländer schienen nur der Schicklichkeit wegen und aus Pflicht zu tanzen.

Das Fort St. Georg ist in einem guten Zustande, und die sämmtlichen Festungswerke sind vortrefflich unterhalten. In dem Fort befinden sich das Gouvernementsgebäude, die Justizgebäude, das Hospital, das sehr reichlich versehene Zeughaus, die Canzeleien für alle Civil- und Militair-Administrationen, die Kirche und überhaupt alle öffentlichen Anstalten. Alle Handlungshäuser haben ihre Comtoire und ihre Kassen in dem Fort, und nur allein in diesem geben sie sich mit Geschäften ab. Gewöhnlich halten sie sich von Mor-

gens um neun Uhr bis Nachmittags um vier Uhr daselbst auf, und kehren alsdann in ihre Landhäuser zurück, die fast immer mehrere Englische Meilen von dem Fort entfernt sind. Die Festungswerke des Forts sind mit mehr als 2500 Kanonen bepflanzt, so daß keine derselben volle fünf Schritte von der andern entfernt steht; gegen das Meer zu stehen sie in drei Stockwerken über einander. Wenn man nun annimmt, daß wenigstens vier Mann zu jeder Kanone erforderlich sind, so würde dieses eine Besatzung von 10000 Mann nöthig machen, allein diese kann England, in Rücksicht auf seine Bevölkerung und der vielen Punkte in allen Welttheilen, die es theils zu behaupten, theils zu erobern hat, niemals hier aufstellen, und daher sind alle diese Vertheidigungs-Anstalten mehr scheinbar als wesentlich. Zu meiner Zeit bestand die Besatzung nur aus 4500 Mann, und unter diesen befanden sich nicht mehr als 1100 Europäer; alle übrigen waren Sipoys, die kaum mitgerechnet zu werden verdienen. Dies ist nun ein Pröbchen von der furchtbaren Macht, welche die Engländer in Indien zu haben sich rühmen! — Auf dem öffentlichen Platze in dem Fort ist dem Lord Cornwallis eine Bildsäule errichtet worden; dieser Mann ist die einzige Privatperson in Indien, der jemals bei Lebzeiten die Verehrung des Publikums zu Theil geworden ist. Ich untersuche jedoch nicht, ob er sie verdient hat, sondern führe bloß die Thatsache an.

Die Rhede von Madras ist beständig mit einer großen Menge von Schiffen bedeckt, und es wird daselbst ein sehr beträchtlicher Handel getrieben. Die schwarze Stadt liegt einen Kanonenschuß weit von dem Fort entfernt, und hat die Gestalt eines Halbzirkels. Ihr Umfang beträgt zum mindesten drei Stunden, allein man trifft in denselben sehr häufig leere Stellen an, wo sich große Gärten befinden. Diese Stadt ist der eigentliche Wohnort der Malabaren, und jede

Caste derselben hat daselbst ihr besonderes Quartier. Sie enthält eine Menge sehr schöner Häuser und Magazine, so wie auch viele Bazars und Pagoden von verschiedenen Sekten. Die Bevölkerung soll sich auf 800000 Seelen belaufen, und unter diesen Einwohnern befinden sich viele, die mehrere Sack Pagoden reich sind, denn durch den Handel mit den Engländern haben sie die beste Gelegenheit, sich ein großes Vermögen zu sammeln. Ich wohnte einmal der Hochzeit eines dieser Malabaren bei, der bei dieser Gelegenheit vierzig Tage hinter einander für alle zu Madras befindlichen Weißen offene Tafel hielt, und sie dabei nach der allgemeinen Sitte in Indien selbst bediente. Das Fest mußte ihn ungeheure Summen kosten, denn es fanden sich täglich eine außerordentliche Menge von Menschen bei ihm ein, und die Lebensmittel sind zu Madras äußerst theuer. Man nannte mir auch noch einen andern Malabaren, der über 20 Sack Sternpagoden reich war. Dieser besitzt einen unermeßlich großen Garten, hat über 800 Sipoys in seinen Diensten, und außer 200 Weibern noch eine große Anzahl von Bayaderen. Wenn ein Europäer einen solchen Malabaren besucht, so kann er überzeugt seyn, daß er von ihm auf das beste und zuvorkommendste aufgenommen und behandelt wird.

Am auffallendsten ist einem Fremden in dieser schwarzen Stadt die große Verschiedenheit der Völker, der Kleidertrachten und der Religionen, welche letztern, so wesentlich verschieden sie auch von einander seyn mögen, doch niemals das geringste Mißverständniß unter ihren Bekennern veranlassen. Man trifft daselbst Malabaren von allen Secten, Muhamedaner, Armenianer, Katholiken, Reformirte, und sogar auch Chineser an; es ist vielleicht der einzige Ort in der Welt, wo man einen Imam, einen Braminen, einen katholischen Priester und einen protestantischen Geistli-

chen beisammen steht, ohne daß sie mit einander streiten. Die Anzahl der Pagoden, Moscheen, Kirchen und Tempel, die sich in dem Umfange, der den Namen der Stadt Madras führt, befinden, mit Genauigkeit anzugeben, ist nicht wohl möglich; allein man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß sie sich auf mehr als 1000 belaüft.

Auch zählt man daselbst mehr als 300 schön gelegene und geschmackvoll erbaute Landhäuser, worunter sich einige durch die Bauart der Häuser und die schöne Anlage der Gärten vorzüglich auszeichnen, und von jedem Fremden besucht zu werden verdienen. Hierunter gehören vorzüglich diejenigen, welche längs der drei Stunden langen und auf eine Anhöhe führenden Allee liegen, die unfehlbar die schönste ist, die ich in meinem Leben gesehen habe. Es würde Mühe kosten, auch nur das kleinste Steinchen in derselben zu finden, und auf beiden Seiten stehen durchgängig die stärksten Bäume und die prächtigsten Landhäuser. In dieser Allee werden nicht nur die Pferderennen gehalten, sondern man sieht darin auch täglich die schönsten aus Europa gekommenen Kutschen. Von den Pferden, die sich zu Madras befinden, ist der größte Theil arabischen Ursprungs, und jedes derselben kommt im Durchschnitt auf 2 bis 3000 Rupien oder 14 bis 1800 Rthlr. zu stehen.

Unter den schönen und lobenswerthen Anstalten in dieser Stadt muß ich besonders die für die unehelichen Kinder anführen. Die Anzahl dieser letztern ist so groß, daß sie die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen hat, und allerdings die besondere Vorsorge derselben verdient. Sie stammen insgesammt von Europäern her, die sie mit den eingebohrnen Weibern des Landes erzeugt haben. Um sie aufzunehmen und zu erziehen sind nun zwei Anstalten errichtet, eine für die Knaben und die andere für die Mädchen; in

beiden werden die Kinder bis nach zurückgelegtem sechszehnten Jahre umsonst verpflegt und unterrichtet. Wenn dieselben das Haus verlassen und sich gut aufführen, so werden sie überall vorzugsweise angenommen und auf jede Art unterstützt, die Kaufleute zu Madras nehmen sehr häufig solche junge Leute zu sich, welche die Handlung bei ihnen lernen, und in der Folge der Zeit oft selbst sehr reiche Kaufleute werden. Die Mädchen werden in allen ihrem Geschlechte zukommenden Arbeiten sorgfältig unterrichtet, und kommen, wenn sie die Anstalt verlassen, häufig in das Haus eines Engländers, der sie nicht selten nach einiger Zeit zu seiner Gattinn wählt, und auch gewöhnlich sehr gut dabei fährt, weil diese Mädchen mehr, als die aus Europa angekommenen, mit den Sitten und Gebräuchen des Landes bekannt sind.

Ungeachtet des großen Reichthums und der durchgängigen Wohlhabenheit, die zu Madras herrscht, ist doch daselbst das gesellschaftliche Leben bei weitem nicht so angenehm als zu Pondichery. Die dasigen Engländerinnen haben wenig Umgang mit einander, und gehen überhaupt selten aus, was theils von der großen Entfernung herrührt, in der sie von einander wohnen, indem man nicht selten, um einen Besuch abzustatten, eine halbe oder auch eine ganze Stunde Weges machen muß, theils auch von dem außerordentlichen Grad von Hitze, der daselbst alle Arten von Bewegung und Anstrengung äußerst beschwerlich macht. Der Grund davon mag aber auch liegen worin er wolle, so ist doch so viel gewiß, daß bei allem diesem Luxus von schönen Equipagen, prächtigen Häusern und geschmackvollen Landgütern die tödtlichste Langeweile in allen Gesichtern zu lesen ist. Die Männer kommen immer erst um vier Uhr aus dem Fort zurück, essen um sieben Uhr zu Mittag, und bleiben gewöhnlich bis um eilf Uhr oder Mitternacht bei Tische sitzen; die Frauen hingegen ste-

hen, sobald der Nachtisch aufgetragen wird, auf, und verlassen das Zimmer. Die Männer sind fast durchgängig gewohnt, ihre Ehehälften für nicht viel mehr als ein Hausgeräthe zu halten, obgleich ihre Frauen dieses nicht verdienen, sondern vielleicht unter die geistreichsten und gebildetsten in ganz Europa gerechnet werden können. Es sagte mir einmal ein Englischer Major, bei dem ich zu Mittag aß, daß er nun seit drei Wochen nicht ein einziges Mal mit seiner Frau gegessen habe; dies erzählte er aber bloß gelegentlich und als eine völlig gleichgültige Sache, ob ich gleich versichern kann, daß seine Frau keineswegs dazu gemacht war, um auf eine solche Art vernachläßigt und vergessen zu werden.

Die Englischen Truppen zu Madras sind gut gekleidet, und werden gut bezahlt, vielleicht besser, als es für ihre Gesundheit zuträglich ist, weil sie dadurch Gelegenheit bekommen, sich an die verderblichen Getränke dieses Landes zu gewöhnen. Durch nichts wird allen ihr Leben mehr verkürzt, als durch diese; jedoch mit Ausnahme des Klima's, das noch weit mörderischer ist, und durch welches die von den starken Getränken angefangene Verheerung unter den Truppen gewöhnlich in kurzer Zeit vollendet wird. Das 73ste Regiment, das zu meiner Zeit ein Jahr zu Pondichery zubrachte, verlor im Durchschnitt genommen in jeder Woche sieben Mann. Ich habe mich jedoch auch oft wundern müssen, wie ein sich frei nennendes Volk seine Soldaten auf eine so harte Art behandeln, und solche barbarische Strafen an ihnen vollziehen kann. Alle Truppen in Indien erhalten übrigens von der Compagnie eine beträchtliche Zulage, und diese liefert auch noch überdies den Offizieren Palankins, Hindus zu seiner Bedienung, Zelte, Ochsen, Pferde u. s. w., einem jeden nach seinem Grade. Ein Oberst hat z. B. sechzig Personen in seinen Diensten, und ein Unterlieu-

nuant zwanzig; der letztere bekommt dabei von der Compagnie eine monatliche Zulage von 70 Sternpagoden oder ungefähr 160 Rthlr.

Die Regierung zu Madras besteht aus dem Gouverneur und vier Räthen; die sämmtlichen Beamten werden vortrefflich bezahlt. Dem Gouverneur und seinem Conseil kommt die Entscheidung über alle Civil- und Militair-Angelegenheiten auf dem Lande zu; der Admiral aber, der die Seemacht kommandirt, empfängt seine Befehle unmittelbar von dem Könige aus Europa, und ist in keinem Stücke von den Beamten der Compagnie abhängig. Madras ist der Mittelpunkt von dem ganzen Handel, der auf der Küste Coromandel getrieben wird; es werden daselbst mehrere vorzügliche Arten von Zeugen, besonders aber blau und rothe Schnupftücher, deren Farbe durchaus niemals ausgeht, verfertigt. Es giebt daselbst ungefähr 12 Englische Handlungshäuser, die ein unermeßliches Vermögen besitzen und den ausgebreitetsten Credit haben, und ungefähr 25 bis 30 Häuser von der mittlern Classe. Es ist jedoch zu Madras außerordentlich theuer zu leben, und man giebt daselbst die Pagoden wie zu Pondichery die Rupien aus. Alle Europäischen Waaren kosten daselbst dreimal mehr, als in der letztern Stadt, d. h. die Englischen Fabrikwaaren, denn alle Französischen verlieren daselbst am Werthe. Von dem Bordeaux-Wein werden z. B. zwölf Bouteillen für vier Pagoden verkauft; von dem Englischen Claret hingegen, der doch nur ein gemischter Bordeaux ist, kostet die nämliche Anzahl von Bouteillen zwölf Pagoden. Die sämmtliche Anzahl der weißen Einwohner zu Madras beläuft sich auf 5000 Seelen, und die der Mestizen, die von Europäern abstammen, welche letztern aber sich selten mit ihnen vermischen, auf 7000 Seelen. Von Armenianern leben daselbst nur ungefähr 4 bis 500, und sie stehen durchgängig in einem sehr mittelmäßigen Rufe.

Was nun die Lage und die Macht der Engländer in Indien betrifft, so machen sie selbst so außerordentlich viel Aufhebens davon, daß ich nothwendig einige Bemerkungen darüber, die ich an Ort und Stelle selbst zu sammeln Gelegenheit hatte, hier mittheilen muß.

Die Engländer können heut zu Tage mit vollem Rechte für die einzigen Besitzer von Indien gehalten werden. Hierzu mögen sie nun durch Politik oder durch überlegene Macht gelangt seyn, so ist es doch unläugbar gewiß, daß, wie sich auch der Major Rennel schon sehr richtig ausdrückt, dieser Handelsstaat in einem Königreiche eine unermeßliche Strecke Landes und höchst bedeutende Einkünfte besitzt. Zuverlässig ist es aber ein höchst unrichtiger Grundsatz, wenn eine Nation einer privilegirten Handels-Compagnie die obere Leitung des ganzen Nationalhandels und alle damit verbundenen politischen Angelegenheiten überläßt. Sie kann dadurch sehr häufig in die verderblichsten Kriege verwickelt, ihre Ruhe und ihre Sicherheit dadurch gefährdet, und vielleicht gar zuweilen ein ihr wesentlich wichtiger Zweig des Handels gänzlich zu Grunde gerichtet werden. Die Regierung eines Staates muß in allen ihr unterworfenen Ländern durchaus selbst die Oberaufsicht über den Handel führen, den Kaufleuten zwar allen möglichen Schutz und alle Arten von Unterstützung angedeihen lassen, über alles aber, was die Rechte der Nation betrifft, bloß allein nach eigenen Einsichten entscheiden, und durchaus nicht zugeben, daß Kaufleute ohne ihre ausdrückliche Einwilligung den Saamen der Zwietracht ausstreuen dürfen. So unwiderleglich gewiß dieser Grundsatz aber auch ist, so hat man ihn doch in England keineswegs befolgt, und dadurch sind denn nun auch mehr als einmal die blutigsten Kriege veranlaßt worden. Die Engländer verdanken ihre ungeheure Macht in Indien größtentheils der äußerst fehlerhaften Politik, welche die Fran-

zosen daselbst beobachtet haben, so wie der Härte und der Hinterlist, womit sie noch fortdauernd die Schwäche ihrer Macht zu verbergen wissen. Durch diese Hinterlist wird der größte Theil von den eingebohrnen Fürsten des Landes in der Abhängigkeit von ihnen erhalten, und ihnen Tribut zu bezahlen gezwungen. Dies alles ungeachtet ist aber ihre dasige Lage, so glänzend sie auch auf den ersten Blick scheinen mag, doch so beschaffen, daß sie der Zukunft wegen keinesweges unbesorgt seyn dürfen, denn wenn die Franzosen früher oder später eine nur einigermaßen bedeutende Macht dahin schicken sollten, so würden sie ohne Zweifel sich in der größten Gefahr befinden, das unsichere Gebäude ihrer Macht zusammenstürzen zu sehen. Alle dasigen Fürsten seufzen über das ihnen auferlegte Joch, und erwarten nur einen günstigen Augenblick, um dasselbe abzuschütteln. Auch die Sipoys, eine Art von Truppen, die bloß aus Eigennutz Dienste thun, würden sich in einem solchen Falle sogleich für die Franzosen erklären, und wenn man ihnen den Sold um einen halben Fanon oder ungefähr 1 Gr. erhöhete, so würden sie schaarenweise den Dienst der Engländer verlassen, und sich unter den Französischen Fahnen anwerben lassen. Dies würde um so gewisser der Fall seyn, weil es auch der Wunsch ihrer Fürsten wäre, und diese sie gewiß auf alle mögliche Art dazu ermuntern würden.

Die so gerühmte Verfassung der Engländer in Indien ist übrigens die allersonderbarste, die man sich denken kann. Das Parlament hat der Compagnie alle Länder, die sie daselbst besitzt, förmlich abgetreten, jedoch unter der Bedingung, daß sie dem Staate jährlich eine sehr bedeutende Summe bezahlen, daß sie ferner eine sehr beträchtliche Anzahl Truppen auf ihre eigene Kosten daselbst unterhalten, so wie auch beständig eine vorgeschriebene Anzahl von Schiffen in Bereitschaft haben, und daß sie endlich alle Truppen und Schiffe,

welche der König dahin schickt, sobald dieselben das Vorgebirge der guten Hoffnung zurückgelegt haben, auf ihre eigene Rechnung nehmen muß. Um nun diese unermeßlichen Ausgaben bestreiten zu können, ist die Compagnie gezwungen, von den eingebohrnen Fürsten unaufhörlich Geld zu erpressen, immer neue Eroberungen zu machen, wodurch sie täglich mehr verhaßt wird, und die abscheulichsten Mordthaten, Plünderungen und alle Arten von Schandthaten zu begehen, um nur ihre Kasse zu füllen. Ihre vorzüglichste Politik besteht darin, daß sie, um einen Theil dieses Aufwandes von sich abzuwälzen, die Fürsten zwingt, Truppen in ihrem Lande aufzunehmen, ihnen den Sold auszuzahlen, und sie in allen Stücken zu verpflegen; sie selbst aber behält sich vor, bei allen diesen Truppen die Offiziere anzustellen. Auf diese Truppen können folglich die Engländer ganz wie auf Europäische rechnen, sich auf dieselben in Rücksicht der Wachsamkeit wegen der fortdauernden Treue des Fürsten verlassen, und auch überzeugt seyn, daß dieser den ihm auferlegten Tribut alljährlich ordentlich bezahlt. Man kann sich aber denken, wie bei diesem tyrannischen Drucke die Fürsten sich insgesammt nach dem Augenblicke sehnen müssen, wo sie das Joch abschütteln können; deshalb zittern auch die Engländer, so mächtig sie dem Anscheine nach sind, bei dem bloßen Anblicke eines Franzosen, denn sie fürchten immer, daß er dem Fürsten Rathschläge geben möge, die für sie eben so nachtheilig wie die mächtigste Flotte werden könnten.

Durch die Art aber, wie die Abgaben in allen daselbst eroberten Ländern erhoben werden, wird der tyrannischen Regierungsform der Engländer noch das letzte Siegel aufgedrückt. Sie ist so über alle Beschreibung drückend, daß sie schon allein hinreichen würde, um ganz Indien in weniger als zwei Jahrhunderten gänzlich zu Grunde zu richten, und in eine menschen-

leere Wüste zu verwandeln. In einer gewissen Strecke ist nämlich immer ein Engländer angestellt, der die Einnahme zu besorgen hat. Dieser Ober-Einnehmer hat zwei Gehülfen, die ebenfalls Europäer sind, und einen Secretär. Außerdem aber befindet sich bei jedem derselben ein sogenannter Ober-Dobatschi, an welchen er gewöhnlich die Einsammlung der Abgaben zu verkaufen pflegt, und der hierdurch ein sehr wichtiger Mann wird, denn das Geld, das er vorgeschossen hat, um zu seinem Posten zu gelangen, muß ihm nothwendig mit reichlichen Zinsen zurückbezahlt werden. Er ist es, der die Einsammlung der Abgaben in den einzelnen Dörfern in Pacht giebt, und die gemeinen Malabaren, welche diese Pacht übernehmen, wollen ebenfalls reich werden. Die letztern quälen deshalb ihre Landsleute mit der nämlichen Hartherzigkeit wie die Engländer, und sollte es vielleicht einmal geschehen, daß irgend ein Dorfbewohner sich über ihn beschwert, so schlägt der Dobatschi die Klage entweder ganz nieder, oder er versichert bei der Untersuchung derselben, daß sie nicht gegründet ist, denn da er wesentlich dabei interessirt ist, so muß er nothwendig dafür sorgen, daß alles im Stillen abgemacht werde. Außerdem sind auch in jedem Dorfe zum wenigsten zwei sogenannte Pindas angestellt, die eben so viele dem Ober-Einnehmer untergebene kleine Tyrannen sind. Ihnen kommt es zu, dafür zu sorgen, daß sich niemand unter irgend einem Vorwande der Bezahlung der Abgaben an den Malabarischen Pächter entziehe, und da sie auch zugleich die Aufsicht über die Polizei in den Dörfern haben, so giebt ihnen dafür die Englische Regierung noch außerdem einen kleinen Sold. Nach allem diesem sieht man nun, von wie vielen Händen die Traube gepreßt wird, ehe der öffentliche Schatz dasjenige ziehen kann, was er fordert. Die Ober-Einnehmer begnügen sich aber nicht einmal mit der Erhebung der Abgaben, und allem

daraus

daraus zu ziehendem ungeheuren Gewinn, um ihre unersättliche Habsucht zu befriedigen, nehmen sie auch sehr häufig ihre Zuflucht zum Aufkaufen des Reises, der das vorzüglichste Nahrungsmittel der Hindus ausmacht. Je größer nun der Mangel an diesem unentbehrlichen Produkte wird, desto höher steigt der Preis desselben, und alsdann schlagen sie allmählig einen Theil von ihren aufgekauften Vorräthen los, wodurch sie gewöhnlich ihr Capital zum wenigsten dreifach zurück bekommen. Dies war der Fall zu Pondichery, während meines Aufenthaltes daselbst im Jahr 1803. Die Ernte war im ganzen Lande äußerst reichlich ausgefallen, allein der Reis wurde überall aufgekauft, so daß er nach und nach schrecklich theuer wurde. Nunmehr erging der strengste Befehl, daß er nur in kleinen Quantitäten abgelassen werden solle; um aber auch nur eine solche kleine Quantität davon zu bekommen, mußte man sich schon eines Gönners und Fürsprechers zu erfreuen haben. Die Folge hiervon war, daß die armen Hindus fast vor Hunger umkamen, die Ober-Einnehmer aber sich unermeßlich bereicherten, und sich folglich über ihre glückliche Spekulation höchlichst erfreuten.

Bei dieser grausamen Art, die Hindus durch die Einsammlung der Abgaben bis aufs Blut auszusaugen, ist es ja wohl begreiflich, daß die Compagnie beständig eine große Menge Sipoys auf den Beinen halten muß. Sie dienen ihr nicht sowohl zur Behauptung ihrer unermeßlichen Eroberungen, als vielmehr zur Sicherstellung gegen die sonst nothwendige Wirkung ihrer zahllosen Ungerechtigkeiten. Alle diese Soldaten sind ungeübte Schwächlinge, die vor einer Handvoll Europäer davon laufen, und zu nichts weiter zu gebrauchen sind, als um ihre Landsleute unter dem Joche zu erhalten, und sie zu verhindern, ihre Fesseln abzuschütteln. Nur in einem einzigen Indischen Volke kann man den künf-

tigen Rächer vorher sehen, und dies sind die Maratten. Dieses Volk giebt sich im geringsten nicht mit dem Handel ab, sondern ist durchaus bloß kriegerisch; wirklich verdient es auch dieses Beiworts, wenn dazu bloß Muth und Beharrlichkeit, um die Beschwerden des Krieges zu ertragen, und allen Gefahren desselben Trotz zu bieten, erforderlich sind. Deshalb ist es aber auch unbegreiflich, wie eine Handels-Compagnie ihren eigenen Charakter und ihr Interesse so weit hat verkennen können, daß sie sich mit einem nicht handelnden, sondern bloß allein kriegerischen Volke, bei dem für die habsüchtigen Eroberer nichts als die Schwerdter, womit es seine Unabhängigkeit vertheidigte, zu erbeuten war, in einen Krieg hat einlassen können. Die Macht der Maratten besteht hauptsächlich in der Kavallerie, deren Anzahl sich auf 300000 Mann belaufen soll. Alle diese Hinaus sind für Asiaten äußerst tapfer, und es fehlt ihnen keinesweges an Muth, aber freilich desto mehr an allen Arten von taktischen Kenntnissen. Die Engländer stellen der Macht derselben eine Armee von 50000 Sipoys und 10000 Europäern entgegen. Die Maratten suchen gewöhnlich die einzelnen Abtheilungen der feindlichen Armee zu überfallen und ihnen die Lebensmittel abzuschneiden. Das Land, durch welches sie ziehen, wird jedesmal in eine Wüste verwandelt, und wenn es alsdann auch geschieht, daß die Engländer den Sieg davon tragen, so ist es ihnen doch unmöglich vorzurücken, weil es ihnen gänzlich an Lebensmitteln fehlt; sind sie hingegen einmal in die Nothwendigkeit versetzt, sich zurückzuziehen, so werden sie von der feindlichen Kavallerie beständig verfolgt, und kommen in die größte Gefahr. Der Maratte sitzt dabei fast ganz nackt auf einem Pferde ohne Sattel, und ist mit einer Lanze und einem Säbel bewaffnet. Sein Pferd ist schlecht von Ansehn, aber abgehärtet zu allen Beschwerden,

und kann sich mit wenigem Futter äuſserst lange begnügen. Die Nahrung des Maratten besteht in ein wenig Reiß und Salz, und höchstens in einigen Zugemüsen; bei dieser auſsevordentlichen Mäßigkeit hält er jedoch alle Strapatzen des Krieges mit der größten Leichtigkeit aus.

Diese Maratten stehen unter der Regierung von 11 Fürsten, die sich zur gemeinschaftlichen Vertheidigung mit einander verbinden. Es ist aber ein seltener Fall, daß sie sämmtlich mit einander einverstanden sind, und gemeinschaftlich zu Werke gehen; diese Stimmung wissen nun die Engländer vortrefflich zu benutzen, um beständig einen Apfel der Zwietracht unter sie zu werfen. Sie suchen nämlich die mächtigsten unter ihnen aus dem Paischwah oder dem obersten Rath der ganzen Nation zu entfernen, und lassen sich alsdann mit einzelnen Oberhäuptern in Unterhandlungen ein, bis sie sich auf eine kurze Zeit erkaufen und zu wiederholten Malen wieder aufs neue erkaufen müssen, denn die Maratten beobachten bei ihren Verträgen nicht mehr Treue und Glauben, als die Engländer bei ihren Friedensschlüssen. Der mächtigste und erbittertste Feind der Engländer ist Holkar, der für sich allein 150000 Mann auf die Beine stellen kann. Er schließt nur zuweilen einen Frieden mit ihnen ab, um auf eine günstigere Gelegenheit zu lauern, wo er wieder zu den Waffen greifen kann.

Die ganze Macht der Engländer in Indien besteht in 125000 Sipoys und 25000 Europäern, welche letztere jedoch größtentheils Königliche Regimenter sind. Die Anzahl der Schiffe, welche die Kompagnie zu ihrem Dienst unterhält, ist ebenfalls sehr beträchtlich, und sie schickt jährlich eine sehr große Menge von Fahrzeugen nach Europa. Sie besitzt ausschließend das Recht, Indische und Chinesische Waaren nach England zu bringen, und von hier aus alle Artikel der ersten

Nothwendigkeit nach Indien zu führen. Allein ungeachtet dieser bedeutenden Macht und diesem Anschein von Reichthum befindet sich dieselbe dennoch, in Rücksicht ihrer Finanzen, in einer sehr kritischen Lage, und wenn die Regierung von England, die ihr unermeßliche Summen schuldig ist, ihr nicht auf das nachdrücklichste zu Hülfe kommt, so wird sie schwerlich im Stande seyn, in Zukunft ihre ungeheuern Ausgaben zu bestreiten; dies ist besonders der Fall, seitdem ihr der Absatz ihrer Waaren in fast allen Ländern Europas versperrt ist, und seitdem ihre Hülfsquellen durch die ununterbrochenen Kriege, die sie zu führen gezwungen ist, immer mehr verstopft werden. Die Macht der Engländer in Indien gleicht einem ungeheuer grossen Körper, der auf einem kleinen Fußgestelle steht. Ihre Besitzungen sind zu unermeßlich groß, als daß sie dieselben überall mit gleichem Nachdruck vertheidigen könnten. Es darf daher nur früher oder später ein indischer Fürst von einer mittelmäßigen Macht, aber einigen kriegerischen Talenten aufstehen, so wird er höchst wahrscheinlich in kurzer Zeit diese kolossalische Macht umzustürzen im Stande seyn. In der Ungewißheit aber, wann ein solcher Mann sich zeigen wird, müssen die Franzosen der Zeit zuvorkommen, und mit aller Anstrengung ihrer Kräfte da wieder aufzutreten suchen, wo sie allgemein so sehnlich erwartet werden. Der Französische Name ist noch im ganzen Lande allgemein geachtet, und man erinnert sich noch recht wohl, daß die eingebohrenen Fürsten, so lange sie unsere Alliirten waren, sich immerfort ihrer ursprünglichen Macht ungestört zu erfreuen hatten. Man kennt uns als die alten Freunde von Hyder-Aly, und die Indischen Fürsten seufzen allgemein in ihrer Gefangenschaft nach der Zurückkunft der Franzosen, durch die allein sie wieder in den Besitz ihrer Freiheit und ihrer Staaten gesetzt zu werden hoffen.

Sechstes Kapitel.

Reise nach Trankebar. — Pagode von Chalambron. — Beschreibung von Trankebar.

Nachdem ich mich nach meiner Zurückkunft von Madras wieder einige Zeit zu Pondichery aufgehalten hatte, so wünschte ich auch den andern Theil der Küste kennen zu lernen, besonders Trankebar, und zugleich auch die auf dem Wege dahin gelegenen Pagoden zu besuchen. Die auf dieser Reise angestellten Beobachtungen theile ich nun hier meinen Lesern mit.

Der Weg von Pondichery nach Trankebar ist weit besser, als der nach Madras. Den Grund davon muß man einzig und allein den berühmten Pagoden zuschreiben, die von den Pilgern äußerst häufig besucht werden. Einige unter diesen Pagoden haben eine lange Reihe von Jahren zu erbauen gekostet, und tausende von Menschen haben dazu gebraucht werden müssen. Bei der Unbekanntschaft mit den bewegenden Kräften der Mechanik muß es wirklich eine unermeßliche Zeit und einen ungeheuern Aufwand von Kraft gekostet haben, um diese himmelhohen und weitläuftigen Thürme von der Erde auf zu erbauen.

Wenn man Pondichery verlassen hat, so ist Mangi-Cupan der erste Ort, der einige Aufmerksamkeit verdient, weil sich daselbst ein prächtiges Wohnhaus für den Englischen Ober-Einnehmer befindet, und sich auch noch mehrere andere Engländer dort niedergelassen haben. Nicht weit von diesem Dorfe liegt die Stadt Cudalore, die aber heut zu Tage fast durchgängig aus Ruinen besteht. Das dasige Fort existirte noch bei meiner Ankunft in Indien, allein weil die Eng-

länder fürchteten, daß wir uns desselben nach unserer Landung bemächtigen könnten, so hielten sie es für räthlicher, es in die Luft zu sprengen, als es zu vertheidigen.

Von Cudalore kommt man, nach einem Marsche von einigen Stunden längst der Küste des Meeres hin, nach Porto-Novo, welche Stadt, wie alle übrigen im Innern von ganz Indien, bloß von Erde und Stroh erbaut ist. Man versichert zwar, daß sie sehr reich seyn soll, allein das äußere Ansehen verräth nichts davon. Die Muselmännischen Kaufleute treiben übrigens daselbst allerdings einen sehr bedeutenden Handel, und ihre Schiffe gehen bei den günstigen Monsuhns nach Bengalen und nach der Malabarischen Küste. Der Gegenstand ihres Handels besteht in Reiß und in einigen Fabrikwaaren, wogegen sie verschiedene Färbehölzer auf der Küste von Malabar und mancherlei Zeuge in Bengalen eintauschen. Die Stadt hatte ehemals den Portugiesen zugehört, allein von allem, was diese jemals daselbst gebaut haben mögen, ist keine Spur mehr vorhanden. Die Dänen haben heut zu Tage eine Faktorei daselbst, die Engländer einen Handelsagenten, und der Nabob von Arkot bezieht die Zolleinkünfte.

Von Porto-Novo nach der Pagode zu Chalambron ist es noch drei Stunden Wegs, und dieser führt beständig fort durch eine sehr fruchtbare und gut angebaute Ebene. Die Straße, die der Ober-Einnehmer Wallis auf Kosten der Kompagnie hat erbauen lassen, ist sehr schön und führt bis ganz zu der Pagode hin. Nicht weit von dieser letztern liegt die Wohnung des Herrn Wallis im dichten Schatten majestätischer Bäume, und hat bei einer romantisch-schönen Lage die sonderbare Aussicht auf die in einer geringen Entfernung befindliche Pagode.

Diese Pagode ist in den Annalen der Indischen Religion äusserst berühmt, und die Hindus behaupten, daß, um in der künftigen Welt glücklich zu werden, man entweder Chalambron heißen, oder eine Reise nach der Pagode zu Ramesseria gemacht, oder an die zu Pagonat häufig gedacht haben müsse. Der Ort Chalambron wird für sehr heilig gehalten, weil Brama und sein Sohn Schiwen eine grosse Menge von Wundern daselbst verrichtet haben sollen. Dies ist auch der Grund, warum vor uralten Zeiten die Rajahs eine Pagode daselbst haben aufführen lassen; es müssen jedoch mehrere derselben gewesen seyn, denn das Leben eines einziges Menschen wäre lange nicht hinreichend gewesen, um dieses unermeßliche Gebäude anzufangen und zu vollenden.

Die Ebene, wo die Pagode liegt, hat ihre Fruchtbarkeit einem Flusse zu verdanken, der durch dieselbe hindurch fließt, und sich bei Porto-Novo in das Meer ergießt. Die ganze Gegend auf eine halbe Stunde im Umkreis ist mit kleinen Pagödchen, Teichen und einzelnen Baumgruppen bedeckt, wo die Pilger ausruhen, und sich durch Abwaschungen zum Eintritt in den heiligen Ort vorbereiten.

Die Pagode formirt ein Parallelogramm, das über eine halbe Stunde im Umfange groß ist. Alle Steine zu diesem ungeheuern Gebäude hat man aus den Gates-Gebirgen, die über 15 Stunden entfernt sind, herbeiholen müssen, denn in der ganzen Gegend bis dahin ist nirgends der geringste Steinbruch zu finden. Viele von diesen Steinen sind von einer unermeßlichen, wirklich bewunderungswürdigen Größe; alle aber, ohne Ausnahme, sind ganz mit Bildhauerarbeiten überdeckt. Vier ausserordentlich hohe Pyramiden, die sich auf den vier Hauptpunkten befinden und die Thore des Gebäudes ausmachen, geben dieser Pagode ein höchst ehrwürdiges und wirklich majestätisches

Ansehen. Die erste Mauer, die sich um dieselbe herumzieht, ist ungefähr 25 Fuß dick, von lauter Quadersteinen erbaut, und von der zweiten innern Mauer 50 Toisen entfernt. In dem Umfang dieser zweiten mit der ersten parallel laufenden Mauer befinden sich die heiligen Gebäude. Rings um dieselbe herum läuft eine doppelte Gallerie von Säulenwerk, und man kann in drei verschiedenen Höhen auf derselben herumgehen. Die Säulen sind ungefähr 10 Fuß hoch, so daß sich also die Höhe der ganzen Mauer auf 30 Fuß beläuft; sie sind insgesammt mit saubern aber freilich nach Malabarischem Geschmack gearbeiteten Bildhauerarbeiten verziert.

Innerhalb dieser zweiten Mauer befindet sich eine Menge kleiner Capellen, die ohne Ordnung und ohne Geschmack um ein Hauptgebäude herum zerstreut sind. Kleine Stiegen, wie Leitern, die zu ihnen hinaufführen, eine niedrige Thüre, durch die man nur gebückt hineingehen kann, und eine Menge kleiner vergitterter Fenster, wie an einem Gefängnisse, — dies ist die Wohnung der Indischen Götter von der dritten Klasse. In diesen Capellen, die nur 12 Fuß ins Gevierte groß sind, wird beständig eine solche Menge Butter und Kokosnuß-Oel verbrannt, daß die Götterwohnungen ganz schwarz davon aussehen.

Die Haupt-Capelle, um welche die übrigen alle zerstreut umher liegen, und in welcher sich die Bildsäulen von Brama und seinem Sohne Schiwen in Goldblech finden, ist mit einem Säulengange verziert, der dem Ganzen ein sehr majestätisches Ansehen geben würde, wenn man nicht den unglücklichen Gedanken gehabt hätte, unter demselben eine Capelle für die Kuh zu bauen, auf welcher Schiwen zu reiten pflegte, und die ein sehr plumpes steinernes Machwerk ist.

In den Tempel selbst, worin sich die genannten goldenen Bildsäulen befinden, führt eine sehr ge-

schmutzige und unanständige Figuren, deren beide Seiten aus zwei Schlangen von vergoldetem Silber bestehen. Die Bildsäulen selbst sind von Gold, aber nicht über anderthalb Fuß hoch. Die Capelle ist beständig mit Bramines, welche religiöse Ceremonieen verrichten, und mit ganzen Schaaren von Pilgern angefüllt, welche Opfer von aller Art, an Geld und an Lebensmitteln darbringen. Wenn ein Bramine einen von den Opfernden unfälliger Weise berührt, so muß er sich sogleich in dem Teiche baden, um sich wieder zu reinigen; auch wird alles Geld, das die Pilger opfern, sogleich gewaschen. Sind jedoch die Bramines nicht wirklich in Amtsverrichtungen, so sind sie bei weitem nicht so gewissenhaft. Als ich in die Capelle hineingieng, befanden sich auf derselben zwei Reihen von Bramines, auf jeder Stufe einer. Unter dem Säulengange stehen die Musikanten, und blasen auf einer Art von Hautbois, aus der sie die allerunharmonischsten Töne herausbringen. Die Begleitung dieses Instruments besteht gewöhnlich in einer großen Trommel und in einer Art von kleinen Cymbeln, die auch sonst manchmal zu den Tänzen der Bayaderen gespielt werden. Das Gebäude hat sowohl im Ganzen als in allen seinen einzelnen Theilen das unverkennbarste Gepräge des allerhöchsten Alterthums. Auch hier habe ich, wie in allen übrigen Pagoden die sämmtlichen Säulen mit den unanständigsten Figuren bedeckt gefunden.

Unmittelbar hinter dem Hauptgebäude befindet sich die Capelle des Lingams, der in der Religion der Hindus die Dreieinigkeit bildlich vorstellt. Der Lingam zu Chalambron ist von gediegenem Golde. Der Bramine, der mir ihn zeigte, schmückte ihn vorher mit Blumen, und alsdann ließ er mich ihn durch ein kleines vergittertes Fenster, und ganz umhüllt von einem dicken Rauche von Cocosnuß-Oel sehen, so daß der ganze

Ort einem Kerker, und der Bramine dem Kerkermeister ähnlich sahen. Hinter dieser Capelle liegt der Teich, der ungefähr 600 Toisen ins Gevierte groß ist. Rings um denselben herum zieht sich eine Gallerie, und man steigt auf schönen steinernen Stufen in denselben hinunter. Das Oel, die Butter und das Wasser, dessen man sich bei der religiösen Ceremonie aller dieser Götzenbilder bedient, laufen insgesammt in diesem Teiche zusammen; da nun das Wasser in demselben durch Ab- und Zufluß nur sehr wenig erneuert wird, so muß es nothwendiger Weise äußerst schmutzig seyn; aber nichts desto weniger müssen sich alle Pilger zu ihrer Reinigung in demselben baden. In einer kleinen Entfernung von dem Teiche liegt auch noch die Capelle der Latschmi, Wischnu's Frau, die von den Hindus in einem hohen Grade verehrt wird. Ehe man in die eigentliche Capelle gelangt, kommt man zuerst in einen Saal, der 70 Fuß im Gevierte groß und von sehr gefälliger Bauart ist. Die Bildsäule der Göttinn schien mir von Silber, und die Krone auf ihrem Kopfe von kostbaren Steinen zu seyn, so viel ich wenigstens aus der weiten Entfernung, wo ich stand, und bei dem Schein einer zahllosen Menge von Lampen, die nun, um mir das Bild zu zeigen, angezündet hatte, unterscheiden konnte, denn der Bramine hatte mir bestimmt vorgeschrieben, wie weit ich gehen durfte, und es wäre äußerst gefährlich gewesen, wenn ich diese Gränze eigenmächtig hätte überschreiten wollen.

Unter allen hier befindlichen Gebäuden ist jedoch der sogenannte Saal der tausend Säulen das bewundernswürdigste, und verdient mit Recht die Aufmerksamkeit jedes Reisenden. Diese tausend Säulen sind nämlich wirklich in demselben vorhanden, und zwar stehen sie rautenförmig immer 12 Fuß eine von der andern entfernt; die größten unter ihnen sind 24 Fuß, und die kleinsten 15 Fuß hoch. Da ich ungeachtet der

Menge von Braminen, die mich umringten, dennoch dieses höchst merkwürdige Gebäude mit der sorgfältigsten Genauigkeit ausmaß, so kann ich bestimmt versichern, daß dasselbe 70 Toisen lang und 35 Toisen breit ist. Den Ursprung und die eigentliche Bestimmung dieses so sonderbaren und doch mit einem solchen erstaunenden Aufwand von Zeit und Kraft erbauten Saales kann man heut zu Tage nicht mehr angeben. Er dient gegenwärtig bloß allein zu einem Aufenthaltsorte für die Pilger, welche die Pagode besuchen.

Es leben in dieser Pagode beinahe 5000 Braminen, welche die eigentlichen religiösen Ceremonieen zu verrichten haben, über 300 Pandarons, denen es obliegt, die sämmtlichen Altäre täglich mit frischen Blumen zu schmücken, gegen 200 Tänzerinnen oder Bayaderen, und endlich 100 Musikanten und Schreiber, so daß also das gesammte Personal, das hier von dem Dienste der Götter lebt, sich ungefähr auf 5600 Personen beläuft. Außerdem werden auch noch vier Elephanten daselbst unterhalten.

Als ich die Pagode verließ, fand ich vor der äußern Mauer derselben mehrere Hindus, die ganz nackt und mit auf den Rücken gebundenen Händen sich in der brennenden Sonne und in dem glühend heißen Sande fortwälzten, um auf diese Art den Weg rings um die Pagode herum zu machen; in einer Krankheit hatten sie dieses Gelübde gethan, und jetzt erfüllten sie es auf das treulichste. Einen andern Hindu sah ich als frommen Büßer nackt auf einem Bündel Dornenreisig liegen, und sich dadurch der ihm auferlegten Buße entledigen. Ich untersuchte auf das genaueste, ob nicht etwa ein Betrug dabei unterlaufe, allein ich fand zu meinem Erstaunen, daß der Hindu wirklich in vollem Ernste schreckliche Schmerzen litt, um sein Gewissen zu entlasten, oder um desto gewisser einst eine Ehrenstelle an Brama's Seite zu erlangen. Außerdem stehen auch

in dem Hofe dieser Pagode vier von den ungeheuern Wagen, unter deren Räder sich oft eine Menge fanatischer Hindus stürzen, und sich, um desto gewisser in den Himmel zu kommen, auf diese Art zerquetschen lassen. Es werden mehrere hundert Menschen dazu erfordert, um einen solchen Wagen fortzuziehen.

Kein Paria darf es wagen, den Fuß in diese Pagode zu setzen, allein mit den Europäern wird es so strenge nicht genommen, denn für ein Stück Geld werden diese durch die Braminen ohne Weigerung hineingeführt; in das Innere der einzelnen Capellen zu kommen hält jedoch schon schwerer. Es kamen mir überall eine Menge Braminen entgegen, um ein Geschenk von mir zu erhalten, und in allen Winkeln stand eine große Anzahl von Pandarous, die jedem Pilger einen Beitrag zur Reparatur der Gebäude abforderten. Man sieht hieraus, daß es in Indien ganz eben so ist wie in Europa. Wirklich schien mir aber auch das ganze Gebäude eine Reparatur sehr nöthig zu haben, und die Engländer hatten auch kurz vorher eine Summe Geldes in dieser Absicht hergeschossen. Hierüber darf man sich jedoch nicht wundern, denn diese Pagode ist ihnen außerordentlich einträglich, indem sie die sämmtlichen Geschenke der Pilger, die jährlich eine höchst bedeutende Summe ausmachen, mit den Braminen theilen. Diese Theilung geschieht nämlich durch eine jährliche willkührliche Auflage. Die Diener der Pagode beziehen nach ihrem Range und ihrem Stande eine Quantität Reiß für sich und ihre Familie, und außerdem noch eine kleine Summe Geld, die von dem Ertrage der von Sterbenden der Pagode vermachten Ländereien und von den frommen Geschenken genommen werden, welche die Fürsten und Großen des Landes von Zeit zu Zeit zu machen pflegen. In der Geschichte des Indischen Gottesdienstes glaubt man die Geschichte aller Arten von Gottesdiensten in Europa und in allen übri-

gen Welttheilen zu lesen! Wie sehr übrigens diese Pagode im Gerücht der Heiligkeit steht, kann man auch schon daraus sehen, daß eine große Menge von Hindus sich den Namen Chalambron beilegen, damit derselbe bei ihrem Tode öffentlich genannt werde.

Das Dorf Chalambron liegt ungefähr drei Viertelstunden von dem Meere entfernt, und hat einen Ueberfluß von allen Arten von Fischen, die nebst dem Reiß die Hauptnahrung der Hindus ausmachen. Die Lage des Dorfes ist außerordentlich schön, und der Erdboden in einem solchen Grade fruchtbar, daß man sich bei uns keinen Begriff davon machen kann. Alle Arten von Indischen Gemüsen gedeihen daselbst in der größten Vortrefflichkeit, weshalb auch die Brauminen, die durchaus nichts essen dürfen, was Leben gehabt hat, ihren nöthigen Unterhalt mit wenig Kosten bekommen können.

Der Weg von diesem Orte nach Tirevalor ist durchgängig mit den schönsten Bäumen besetzt, und ungefähr auf der Hälfte desselben kommt man über den Fluß Coleron. In Tirevalor ist abermals eine berühmte Pagode, die ich jedoch nicht zu sehen bekam, weil der Brammine, den ich dazu durch alle mögliche Mittel zu bewegen suchte, es mir beharrlich abschlug. Ich versicherte ihn zuletzt, daß man mir doch erlaubt habe, die Pagode zu Chalambron zu sehen, und zwar in allen ihren Theilen; allein er gab mir zur Antwort: „daß ich dort einen kleinen Gott gesehen hätte, der ein großes Haus bewohnte, dagegen sich hier ein großer und mächtiger Gott in einem kleinen Hause aufhielte.“ Alles Zureden half mir nichts, und ich sah von dieser Pagode weiter nichts, als zwei Elephanten in besonders für sie erbauten Hütten, und einen ähnlichen großen Wagen, wie ich schon einen zu Chalambron gesehen hatte. Jedoch erfuhr ich auch noch, warum diese Pagode seit einigen Jahren ihren vorigen Ruhm ver-

loren, und in einen tiefen Verfall gerathen war. Der Gott Brama hatte nämlich daselbst eine Bildsäule von gediegenem Golde, die zum Entsetzen der Brauminen und aller Einwohner des Dorfes gestohlen wurde; sehr viele von den letztern verließen sogleich das Dorf aus Furcht, daß Brama sich deshalb an ihnen rächen möchte. Der Diebstahl war aber von dem Englischen Ober-Einnehmer des Districtes verübt worden, der durch seinen Ober-Dobatschi einen Brauminen der Pagode zu gewinnen wußte, welcher für die Summe von 500 Sternpagoden die Bildsäule des Nachts stahl, und sie an dem Ober-Einnehmer ablieferte. Die Sache blieb jedoch nicht verschwiegen, und die Hindus wurden darüber in einem solchen Grade aufgebracht, daß sie die ganze Familie des Brauminen mit Ruthen peitschen ließen, ihn selbst aber auf die fürchterlichste Art mit glühenden Zangen zwickten, und alsdann lebendig schindeten. Dieser schrecklichen Todesstrafe würde er sich jedoch haben entziehen können, wenn er sich, so wie der Ober-Dobatschi, in den Schutz der Engländer begeben hätte, denn als die Hindus auch die Auslieferung des letztern verlangten, so erhielten sie von dem Ober-Einnehmer eine so ernstliche und nachdrückliche Antwort, daß sie es nicht mehr wagten, das geringste gegen ihn vorzunehmen. Seit dieser Zeit haben aber die Brauminen den Tempel vor jedermann ohne alle Ausnahme verschlossen.

Der Weg von Tirevalor nach Trankebar enthält durchaus nichts Interessantes. Diese letztere Stadt gehört den Dänen zu, und diese sind schon seit dem Jahre 1601 im Besitze derselben. Bei ihrer Ankunft daselbst gehörte die Stadt dem Könige von Tanjore, der sie durch einen gütlichen Vertrag an die Dänen abtrat. Das dazu gehörige Gebiet begreift 10 Quadratstunden in sich; nahe bei der Stadt liegt ein schlecht gebautes und noch schlechter unterhaltenes Fort, das die

Rhede bestreicht. Die Dänische Compagnie schickt jährlich ein Schiff von 1000 Tonnen mit Europäischen Waaren dahin. Dieses geht hierauf auch nach Sirampur in Bengalen, ebenfalls eine Dänische Besitzung, und alsdann nach China, und wenn es in beiden Ländern seine vollständige Ladung eingenommen hat, so kehrt es wieder nach Kopenhagen zurück. Den Bewohnern von Trankebar ist die Neutralität der Dänischen Regierung besonders seit dem Jahre 1796 von ausserordentlichem Nutzen gewesen, und sie haben dabei vortreffliche Geschäfte gemacht. Die Europäischen Waaren, die dahin gebracht werden, bestehen hauptsächlich in Eisen, Kupfer u. dergl., und diese werden fast durchgängig nach Madras verkauft. Die Quelle des Wohlstandes und sogar des Reichthums für die Kaufleute zu Trankebar liegt jedoch in der Ausfuhr der auf dieser Küste verfertigten Waaren nach der Insel Frankreich und nach Manila; von dem letztern Orte gehen sie durch die Gallionen nach Mexiko.

Die Dänische Regierung zu Trankebar besteht in einem Gouverneur, unter dem auch die Dänischen Besitzungen in Bengalen stehen, aus zwei Räthen und einem Sekretär. Alle diese Beamten sind jedoch sehr schlecht bezahlt. Hundert europäische Soldaten und 300 Sipoys machen die Garnison des Forts aus. In der Stadt wohnen ungefähr 100 Europäer, 200 Portugiesische Mestizen und 8000 Malabaren. Es sind in derselben zwei katholische Kirchen, eine protestantische, eine Missionsanstalt für Katholiken, und eine andere für die Protestanten, mehrere Pagoden und eine Moschee für die Türken. In der umliegenden Gegend befinden sich mehrere sehr schön angelegte Gärten, worunter sich einige dadurch vorzüglich auszeichnen, daß sich nichts als inländische Bäume und Sträucher darin befinden.

Siebentes Kapitel.

Völker, welche Indien bewohnen. — Blick auf die Geschichte derselben. — Eintheilung der Hindus in Casten. — Indische Büßer. — Pagoden. — Bayaderen.

Die Bestimmung der Zeit, wann Indien zuerst angefangen hat, bewohnt zu werden, ist eine äußerst schwierige Aufgabe. Griechenland, dem wir einen großen Theil unserer Kenntnisse und unserer Künste zu danken haben, hatte dieselben aus Egypten geschöpft, und hier gab einst der Hierophant zu Saïs dem Solon zur Antwort: „Ihr seyd noch viel zu jung, ihr Griechen, um von dem Alter der Völker sprechen zu können." Da nun aber auch Egypten alle seine Kenntnisse aus Indien geholt hatte, so ist man ebenfalls berechtigt zu sagen: „Ihr seyd noch viel zu jung, ihr Egypter, um über das Alter der Nationen urtheilen zu können!" Von wem aber haben denn nun die Hindus ihre Kenntnisse bekommen? Sind sie älter als die Chineser? Dieses würde eine sehr weitläuftige Untersuchung erfordern, die ganz außer meinem jetzigen Zwecke liegt. Ich schränke mich daher hier bloß auf die Bemerkung ein, daß die Griechen erst unter Alexander dem Großen anfingen, Indien und seine Bewohner kennen zu lernen. Im höchsten Grade merkwürdig ist es aber, daß sich die letztern in diesem ganzen langen Zeitraume, weder in Rücksicht der Religion noch der Sitten, im geringsten verändert haben, und daß sie noch heut zu Tage vollkommen und in allen Stücken die nämlichen sind, wie sie uns die allerältesten Schriftsteller geschildert haben. Kriege konnten damals unmöglich unter ihnen statt haben,

denn

denn die Brahminen und mehrere der vornehmsten Kasten dürfen durchaus kein Blut vergießen, und auch nicht von irgend etwas essen, was Leben gehabt hat. Wir wissen auch in der That, daß Alexander in ganz Indien durchaus keinen Widerstand fand, als allein durch den König Porus, und auch dieser war äußerst schwach, und hatte mehr einen Anstrich vom Romanhaften. Die Muhamedaner gingen bei der Eroberung des Landes wie Schlächter zu Werke, welche wehrlose Opfer erwürgen; nirgends fanden sie die geringste Gegenwehr, und die Hindus ließen sich wie Opferthiere morden. Wahrscheinlich war es im Jahr 1000 unserer Zeitrechnung, daß die Raja dieses Volkes zum ersten Male besiegt wurde. Vorher lebten die Hindus in dem tiefsten Frieden, unter einem schönen heitern Himmel, und ohne von heftigen Leidenschaften beherrscht zu werden, verbrachten ihre Tage in einer trägen Unthätigkeit, und suchten mit Besorgung der ihrer Kaste zustehenden wenigen Arbeiten zu, und auf diese Art erwarteten sie ruhigen Tod, um noch ihrer Ueberzeugung, durch ihn in einen noch glücklichern Zustand versetzt zu werden.

Im Durchschnitt genommen sind die Hindus ziemlich groß, schön gewachsen und von schwarzer Farbe; nur allein die Beine sind schlecht geformt, weil es ihnen an Waden fehlt, was einen Mangel an physischer Kraft in ihnen anzeigt. Ihr Gesicht hat bei regelmäßigen Zügen etwas Ernsthaftes und Nachdenkendes, und durch ihre großen und schönen Augen bekommt das Ganze einen ungemein angenehmen Ausdruck. Nach den Vorschriften ihrer Religion sind sie durchgängig und ohne alle Ausnahme äußerst reinlich, und waschen sich den ganzen Körper zu wiederholten Malen im Tage, zum wenigsten aber doch nach jeder Mahlzeit. Hierdurch müssen sie aber in einem so glühend heißen Clima nothwendig noch mehr geschwächt werden, und

es ist allerdings zu glauben, daß sie es mit diesen religiösen Abwaschungen weiter treiben, als es die eigentliche Absicht ihres weisen Gesetzgebers gewesen ist.

Ein grosser Theil der Hindus geht vollkommen nackt, besonders in dem Innern der Länder, wo sie nicht so häufig von Europäern besucht werden. Dessen ungeachtet giebt es einzelne Casten unter ihnen, die dieses oder jenes Kleidungsstück zu tragen durchaus gezwungen sind, und sie unterwerfen sich diesem Zwange auch um so lieber, da der höhere Rang ihrer Casta dadurch bezeichnet wird. Diejenigen unter ihnen hingegen, die gegen der Küste zu wohnen, und mehr oder weniger mit Europäern umringt sind, gehen beständig sehr anständig und reinlich gekleidet. Ein Stück Musselin, das sehr künstlich um die Beine gewunden wird, dient ihnen anstatt der Hosen; dabei tragen sie eine Art von Camisol, ebenfalls von Musselin, und auf dem Kopfe eine blendend weiße wie ein Turban gestaltete Toque. Ihr Kopf ist kahl geschoren, und nur in der Mitte desselben bleibt ein Büschel Haare stehen. Wenn sie ausgehen, so werfen sie sich einen Shawl über die Schultern, der fast immer von weissem, mit rosenrothe schillernden Musselin ist, und dem sie einen ihnen ganz eigenthümlichen graciösen Faltenwurf zu geben wissen. An den Füßen tragen sie leichte Sandalen. Die Reichen unter ihnen tragen eine Art von Robe, beinahe wie unsere Europäerinnen, und diese wird gewöhnlich durch ein Tuch um den Leib herum festgebunden. Dieses Kleidungsstück tragen sie jedoch nur bei großen Ceremonien, und alsdann überhängen sie sich zugleich auch mit einer Menge goldener Kleinodien, die jedoch ohne allen Geschmack gearbeitet sind.

Die Kleidung der Frauenspersonen besteht in einem einzigen Stücke Zeug, nämlich dem Pagne, der gewöhnlich außerordentlich fein ist. Er ist über 20 Ellen lang, dient ihnen vorerst anstatt eines Rockes,

zieht sich alsdann von der rechten zur linken Seite über die Lenden herauf, bedeckt ihnen auf eine leichte Art den Busen, und dient alsdann auch noch zur Schärpe. An den Aermen und Füßen tragen sie silberne und goldene äußerst schwere und plumpe Armbänder; außerdem haben sie auch noch eine Menge goldener Ketten um sich herum hängen, und goldene Ringe an den Händen und in den Ohren. Eine auf diese Art mit allen ihren Kleinodien ausgeschmückte Frau trägt nicht selten auf ihrem Körper einen Werth von mehrern tausend Sterupagoden mit sich. Das Gold an ihren Kleinodien ist außerordentlich fein, und übertrifft sogar noch das an den Pagoden.

Die Malabarinnen führen ein äußerst zurückgezogenes Leben, und dürfen sich durchaus nicht vor Europäern, die sich in ihrem Hause einfinden, sehen lassen; nur allein an den Festen der Pagoden kann man sie mit Bequemlichkeit betrachten. Im Durchschnitt genommen sind sie noch schöner und ebenmäßiger gewachsen, als die Mannspersonen, und haben dabei eine äußerst liebliche und einnehmende Gesichtsbildung. — Nicht alle Hindus übrigens können sich kleiden wie sie wollen, denn die verschiedenen Arten von Kleidungsstücken bezeichnen die Verschiedenheit der Casten, und dies ist besonders in dem Innern des Landes der Fall, wo die Absonderung der Casten noch auf das allerstrengste beobachtet wird. Die eine Frauensperson darf eine längere Robe tragen, die andere nur eine kürzere, eine dritte gar nur einen Pagne in Form von Beinkleidern, und die Parias weiter gar nichts, als ein kleines Stück Zeug, das ihnen die Schamtheile bedeckt. Die Frauen der höhern Casten haben den Busen beständig mit dem Pagne bedeckt, allein in Gegenwart vornehmer Personen müssen sie ihn jedesmal zum Zeichen der Ehrfurcht entblößen. Die Frauen der Parias hingegen müssen ihn schlechterdings immer bloß

tragen, und ihr Pagne darf durchaus niemals über den Gürtel herauf reichen.

Die Parias sind die allerunterste Classe der Hindus; sie wohnen beständig abgesondert von allen übrigen, und zwar ausserhalb der Städte und Dörfer. Wenn sie auf ihrem Wege zufälliger Weise einem Hindu aus einer höhern Caste oder gar einem Brahminen begegnen, so dürfen sie durchaus nicht vorbeigehen, sondern müssen so schnell als möglich einen andern Weg einschlagen. An ihren Wohnorten, und besonders an den Brunnen, aus denen sie Wasser zu schöpfen pflegen, müssen beständig eine Menge Knochen von allerlei Thierarten umher zerstreut liegen, damit kein Hindu aus Irrthum sich denselben nähern, oder gar aus dem nämlichen Brunnen Wasser schöpfen möge.

Die Untereintheilung der verschiedenen Castes ist nach den einzelnen Handwerken eingerichtet. Jedes Kind weiß, so bald es nur zur Besinnung kommt, daß es sein ganzes Leben hindurch das Gewerbe oder das Handwerk seines Vaters und aller seiner Vorältern treiben muß, und es wird ihm daher niemals einfallen, etwas anderes werden zu wollen. Die enge Sphäre des Hindu ist mit einer Mauer von Erz umringt, die er mit allem Verstand und der glühendsten Imagination nicht umzustürzen vermag. Er weiß im voraus, daß er in dem Augenblick, wo er aus seiner Caste heraustritt, ein verächtlicher Auswurf der menschlichen Gesellschaft wird, und dieses Gefühl hat eine solche Gewalt über ihn, daß auch sogar die Liebe, die doch in Europa nicht selten Rang und Wohlstand vergessen macht, es nicht zu besiegen vermag. Wahr ist es jedoch auch, daß die Liebe in Indien nicht wie bei uns behandelt wird, sondern daß sowohl das Clima als die Religion des Hindus ihn von der genauen Beobachtung der ehelichen Treue freisprechen, von welcher Caste er aber auch seyn möge, so darf

er sich doch eine Concubine nur allein unter den Bayaderen aussuchen.

Die Hindus heirathen schlechterdings niemals ein Mädchen aus einer andern Caste. Die Ehe wird schon in früher Jugend, und wenn das Mädchen oft kaum neun bis zehn Jahr, der Bräutigam aber höchstens funfzehn Jahr alt ist, abgeschlossen, und ist gewöhnlich nichts weiter, als ein zwischen beiden Familien getroffenes Uebereinkommen, wobei die jungen Leute nicht im geringsten um ihre Einwilligung gefragt werden. Für das weibliche Geschlecht ist übrigens der Ehestand eine wirkliche Sclaverei, und die Frauenspersonen der höhern Casten, besonders der Braminen, leben beständig eingesperret und unter der strengsten Aufsicht von ältern Frauen. Wenn der Mann nicht reich genug ist, um sich Dienstmägde aus geringern Casten halten zu können, welche sich in diesem Falle das Gesicht immerfort gelb bemahlen müssen, so muß die Frau sich dazu bequemen, die häuslichen Geschäfte selbst zu besorgen. Bei den Braminen bestehen die vorzüglichsten unter diesen Geschäften darin, daß sie jeden Morgen das ganze Haus mit Wasser, worin Kuhmist aufgelöst worden, waschen müssen; der Nutzen von dieser Art von Anwurf besteht darin, daß die Insecten, deren es in Indien eine unermeßliche Menge giebt, dadurch abgehalten werden, so vielen Schaden zuzufügen, als ohne dieses Vorkehrungsmittel der Fall seyn würde. Ausserdem müssen auch diese Frauenspersonen noch für die Zubereitung der Lebensmittel sorgen, die jedoch bloß darin besteht, daß sie jeden Morgen einen Topf mit Reis ans Feuer stellen.

Der Brawire, der eigentlich für den Dienst des Alters geboren ist, hält sich für ein weit vorzüglicheres Wesen, als die Hindus aus allen übrigen Casten, und maaßt sich daher auch eine unumschränkte Herrschaft über die letztern an. Wenn irgend ein Hindu mit

einem Braminen spricht, so muß er sich dabei beständig die Hand vor den Mund halten, damit sein unreiner Athem den Braminen nicht erreiche. In allen Zeitaltern und in allen Ländern haben diejenigen, die den Dienst an den Altären verrichteten, die Unverschämtheit gehabt, sich selbst einen Theil der Verehrung, die sie für die Gottheit verlangen, zuzueignen; der Priester setzt sich überall selbst an die Stelle der letztern, und den Altar an die Stelle des Thrones.

Die Hindus sind geschickte Arbeiter, und besonders vortreffliche Kaufleute, vor denen man sich jedoch sehr in Acht zu nehmen hat, wenn man nicht betrogen werden will. Die Bewohner der Küste Coromandel sprechen gewöhnlich drei verschiedene Sprachen, nämlich die Malabarische, die Persische und die Talinga-Sprache, welche letztere jedoch hauptsächlich auf der Küste von Orixa gesprochen wird, und äußerst weich und wohltönend ist. Die Sanskrit-Sprache ist ausschließend ihre heilige Sprache, deren sich daher auch bloß die Braminen zu bedienen pflegen.

Der außerordentlich scharfen Absönderung in Cästen haben es die Hindus hauptsächlich zu verdanken, daß sie bis auf den heutigen Tag von allen den mancherlei Revolutionen, die alle andern Länder des Erdbodens so häufig heimgesucht haben, beständig frei geblieben sind. Um diejenigen Völker, die als Eroberer zu ihnen gekommen sind, haben sie sich immer nur sehr wenig bekümmert, und wenn die Muselmänner nicht die Wuth gehabt hätten, Proselyten zu machen, wenn sie die Hindus nicht in der Ausübung und Beobachtung ihrer Religionsgebräuche gestört hätten, so würden die letztern kaum die Veränderung, die sich damals in ihrer Regierungsverfassung zutrug, gemerkt haben. Bei dieser Gelegenheit muß ich jedoch einige kurze Bemerkungen über die erste Ankunft der Muselmänner und ihrer Niederlassung in diesen Ländern mittheilen.

Im Jahr 1000 der christlichen Zeitrechnung kam Muhamed, der sogenannte große, zuerst nach Indien. Es scheint jedoch hierbei nicht die Absicht gehabt zu haben, seine Eroberungen zu vermehren, sondern bloß allein seine Religion auszubreiten, denn er bezeichnete jeden Schritt, den er in diesen Ländern that, durch die unerhörtesten Grausamkeiten, durch Zerstörung der prächtigsten Tempel und die Ermordung vieler tausend Hindus. Acht Jahre später verbanden sich endlich die Fürsten der letztern mit einander zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Religion: allein sie erlitten eine gänzliche Niederlage, und nunmehr wüthete der Sieger nur desto mehr mit Feuer und Schwerdt. In spätern Zeiten kam Nadir-Schach, der die Verheerungen des ersteren vollendete, die Fürsten der Hindus vertrieb, und Muselmänner an ihre Stelle setzte. Die Hindus ließen sich aber für ihre Religion und ohne dieselbe zu verleugnen geduldig morden, und endlich wurden es die mit Blut und Verbrechen bedeckten Sieger überdrüßig, ihre Mitmenschen, weil sie dieselben nicht überzeugen konnten, schaarenweise umzubringen.

In der Folge der Zeit gelangte der Groß-Mogol, der seine Residenz zu Delhi hatte, zu einer unermeßlichen Macht, allein die ungeheure Ausdehnung seines Reichs hörte bald auf, mit der innern Stärke desselben in Verhältniß zu stehen, was bei großen, despotisch regierten Staaten stets der Fall zu seyn pflegt. Die Statthalter der entferntern Provinzen machten sich nach und nach unabhängig, und dem Monarchen blieb bald nichts weiter übrig, als der Schatten seiner ehemaligen Macht. Nunmehr sahen die ihrer Religion treu gebliebenen Hindus mit Entsetzen, aber nicht ohne inneres Vergnügen, wie in der Hauptstadt die Muhamedanischen Fürsten sich einander ermordeten, wie in allen Provinzen die blutigsten Scenen unter ihnen statt hatten, und wie Meuchelmord und Vergiftungen ohne

Sachen von ihnen verübt wurden. Die furchtbarste Tyranney schwächte endlich die Energie der Muselmänner, und das Clima vollendete ihre gänzliche Entkräftung. Heut zu Tage befinden sich sowohl die Sieger als die Besiegten in einem gemeinschaftlichen Zustande der trägesten Abspannung, und man kann die Muselmänner durch nichts mehr von den übrigen Einwohnern unterscheiden, als durch ihre Religion, die jetzt ihre ursprüngliche Grausamkeit gänzlich verloren zu haben scheint. Die Muhamedanischen Fürsten in Indien sind gegenwärtig fast insgesammt theils den Engländern unterworfen, theils von ihnen abhängig. Ihr einziger Ehrgeiz besteht darin, daß nach ihrem Tode ihr Leichnam mit reichen Geschenken für das Grab des heiligen Propheten nach Mekka gebracht werde. Diejenigen unter ihnen, die einmal in ihrem Leben die Reise in diese heilige Stadt machen können, sind äußerst glücklich, denn sie haben sich sowohl bei ihren Lebzeiten als nach ihrem Tode der ausgezeichnetsten Achtung aller ihrer Glaubensgenossen zu erfreuen, und werden mit den feierlichsten, außerdem ganz ungewöhnlichen Ceremonieen in die andere Welt eingeführt.

Im Jahr 1498 erschienen zum ersten Male die Portugiesen in Indien, und erhielten zu Calicut, wo sie landeten, von dem dasigen Braminen, Fürsten Zamorin, die größten und wichtigsten Vorrechte und Begünstigungen. Diese erste Colonie von Europäern war jedoch weniger auf den Handel, als auf die Ausbreitung der christlichen Religion bedacht, und ihre Missionarien machten auch wirklich mehrere Proseliten, jedoch bloß allein in der Caste der Parias, denn es ist noch bis auf den heutigen Tag kein einziger Fall bekannt, daß ein Hindu aus einer höhern Caste oder gar ein Bramine seine Religion verändert hätte. Eine beträchtliche Anzahl von Weibspersonen aus der Caste der Parias, also der Auswurf von ganz Indien, ver-

heirathete sich mit den Portugiesen, und aus diesen Ehen ist eine Art von Mestizen entstanden, die noch heut zu Tage auf der Küste vorhanden, und ganz eben so schwarz wie die Hindus sind. Sie haben die nämlichen Sitten und Gebräuche wie die Hindus, und sprechen auch ihre Sprache; dabei haben sie jedoch eine eigene kauderwelsche Sprache beibehalten, die man das Indisch-Portugiesische nennt. Außer ihrer Religion und der Kleidung unterscheiden sie sich durchaus in nichts von den übrigen Bewohnern dieser Küste. Die Hindus nennen sie Topas oder Hutträger; die Frauen und Töchter derselben treten gewöhnlich bei den Europäerinnen als Kammerjungfern in Dienste. Man findet diese Art von Mestizen besonders häufig in allen alten Besitzungen der Portugiesen, und überall zeichnen sie sich durch ihre Armuth und ihre Faulheit aus. Hiervon machen jedoch diejenigen unter ihnen eine Ausnahme, die in näherm Umgang mit Europäern leben, und nach und nach die Gebräuche und die Lebensart derselben annehmen; ich habe zu Madras mehrere von ihnen gekannt, die ziemlich ansehnliche Handelshäuser ausmachten. Man kann jedoch von diesen Abkömmlingen der Portugiesen auch noch in einer andern Rücksicht einen sehr nützlichen Gebrauch machen, denn sie sind, wahrscheinlich durch einen übrig gebliebenen Instinkt ihrer ursprünglichen Race, sehr gute Soldaten, wenn sie nämlich mit Europäern untermischt werden; vorzüglich unter der Artillerie sollen sie, nach vielfältig gemachter Erfahrung, wesentlich nützliche Dienste leisten.

Die Anzahl der Hauptcasten, in welche die Hindus eingetheilt sind, beläuft sich auf vier, und diese sind alsdann wieder in so viele Unterabtheilungen vertheilt, als es verschiedene Gewerbe und Handwerke unter ihnen giebt. Die erste Hauptcaste machen, wie schon gesagt, die Braminen aus, die ausschließend mit

dem Dienste der Gottheit beschäftigt sind; sie behaupten, daß sie aus dem Kopfe des Gottes Brama hervorgegangen sind. Die zweite Stelle nimmt der Thron ein oder die Rajahs, d. h. Fürsten, welche die Völker regieren und beschützen; diese behaupten, aus den Schultern Bramas hervorgegangen zu seyn. Die dritte Caste begreift die Kaufleute, Fabrikanten und eigentlichen Landbauern in sich, und da diese für die Erhaltung des Körpers zu sorgen haben, so behaupten sie, daß sie ihren Ursprung dem Bauche der Gottheit zu verdanken haben. Die vierte Caste endlich ist die der Schutters, welche die sämmtlichen Künstler und Handwerker in sich begreift, und die aus den Füßen Bramas entsprungen ist.

Die Braminen, welche die oberste unter allen diesen Casten ausmachen, können allein lesen und schreiben, und den Vedam oder ihre heiligen Bücher, welche in der Sanscrit-Sprache geschrieben sind, erklären. Sie verrichten den Dienst in den Pagoden, waschen und reinigen täglich die Götzenbilder, und verrichten auch bei Heirathen die herkömmlichen religiösen Ceremonieen. Man wendet sich an dieselben, um die glücklichen oder unglücklichen Tage und Stunden zu erfahren, und manche unter ihnen stößen auch durch die Kenntniß der Rechenkunst, wovon sie einen sehr geschickten Gebrauch zu machen wissen, dem leichtgläubigen Volke einen großen Respekt für sich ein. Sie essen durchaus nichts was Leben gehabt hat, und enthalten sich sogar mehrerer Arten von Gemüsen. Ihre Kleidung besteht in einem Pagne, der ihnen die Stelle der Beinkleider vertritt, und in einem Shawl ohne Camisol. Wenn sie in der Verrichtung ihrer Berufsgeschäfte begriffen sind, so tragen sie noch auf der Brust eine gewisse Anzahl Fäden von Baumwollengarn, die quer herüber und hinüber geschlungen sind, und eine geheimnißvolle Bedeutung haben. Es ist gewiß eine son-

derbare und höchst merkwürdige Erscheinung, daß fast in allen Religionen die Priester in einer Sprache, die nicht die Landessprache ist, die Gottheit verehren und anrufen. Geschieht es, um mehr Kenntnisse zur Schau zu tragen, oder um das Volk desto leichter täuschen zu können? Meiner Meinung nach hat man nicht nöthig, ihnen weder eine tadelnswerthe noch eine strafbare Absicht dabei zur Last zu legen; man braucht nur zu bedenken, wie sehr sich im Laufe von Jahrhunderten die Sprachen verändert haben, und daß sie sogar größtentheils durch ganz andere ersetzt worden sind; daß hingegen die religiösen Gebräuche, so wie überhaupt alles, was den Gottesdienst betrift, von jeher für heilig gehalten worden sind, und man es deshalb vielleicht nicht gewagt hat, die dabei übliche alte Sprache durch eine neue verdrängen zu lassen. Die Calvinisten in Frankreich singen noch heut zu Tage durchgängig die Psalmen ab von Clemens Marot in der alten Gallischen Sprache, und auch die Anglicanische Kirche hat ihre uralte Bibel bis auf diese Stunde beibehalten, obgleich aus beiden zu jener Zeit noch gar nicht gebildeten und heut zu Tage gänzlich veralteten Sprachen eine Menge lächerlicher und zum Theil sehr profaner Anspielungen und Zweideutigkeiten entsteht.

Kein Hindu von einer geringern Caste darf das Haus eines Brahminen betreten, und auch die reichsten und vornehmsten unter ihnen, wenn sie einem der letztern begegnen, müssen ihn auf eine ganz besonders ehrerbietige Art begrüßen, und so lange stehen bleiben, bis er vorüber gegangen ist; besonders müssen sie sich aber in Acht nehmen, daß sie weder die Person des Brahminen selbst berühren, noch auch die Gefäße, worin Wasser für sie geholt wird, oder deren sie sich beim Essen bedienen. Es giebt jedoch eine Klasse von Brahminen, die nicht so streng auf ihren Vorrechten hält, sondern bei mehrern reichen Kaufleuten in Ma-

was die Stelle von Kassirern bekleidet; allein diese Klasse ist auch weit weniger geachtet, als die andere, die sich blos allein mit dem Gottesdienste beschäftigt. Zur Entschädigung sind dagegen die erstern weit wohlhabender, und man trift nicht selten sehr reiche Männer unter ihnen an; ich habe einen derselben gekannt, der viele Kenntnisse besaß, mehrerer Sprachen vollkommen mächtig war, und deshalb auch in frühern Zeiten den Dollmetscher bei der Französischen Regierung in Pondichery gemacht hatte. — Die Frauen der Brahmen nähren sich eben so wie ihre Männer bloß allein von Vegetabilien, und sollen, nach der einstimmigen Meinung von ganz Indien, alle ihre Landsmänninnen an Schönheit und Zierlichkeit des Körperbaues übertreffen.

Die Caste der Parias ist die allerunterste, und von allen übrigen ausgestoßen und verworfen. Sie essen Rind- und Schweinefleisch, was sonst allen Hindus ohne Ausnahme in ihrer Religion ausdrücklich verboten ist, und leben immer ausserhalb der Städte und Dörfer. Wenn sie einen Hindu aus einer höhern Caste begegnen, so müssen sie das Gesicht wegwenden, und so geschwind sie können einen andern Weg einschlagen. Dieser schreckliche Grad von Unehrlichkeit lastet jedoch in seiner ganzen Schwere hauptsächlich nur in dem Innern des Landes auf ihnen; denn in den Städten, wo sich viele Europäer aufhalten, sehen sie nicht so streng abgesondert; ob man sich gleich immer in diesem Stücke sehr in Acht nehmen muß, weil die Hindus aus den höhern Castен sie augen und mit dem größten Widerwillen bei den Europäern antreffen. In dieser untersten Caste findet man die meisten Katholiken; diejenigen unter ihnen, die sich noch zu ihrer alten Religion bekennen, beten eine Göttinn des Bösen an, und glauben ihre Sünden dadurch abzubüßen, daß sie sich an einem eisernen Haken, der ihnen durch

die Haut und des Muskeln des Rückens hindurch gezogen wird, schwebend in der Luft aufhangen lassen.

Es würde zu weitläuftig seyn, wenn ich die vielerlei Unterabtheilungen der Casten einzeln hier anführen wollte; denn jedes Handwerk macht im Grunde eine besondere aus, die auch ihren besondern Namen führt. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Eintheilung des ganzen Volkes in bestimmt von einander abgesonderte Casten gewiß und wesentliche Vortheile gewährt, denn jedem Mitgliede der Gesellschaft wird dadurch auf immer seine ihm zugehörige Stelle angewiesen, in welcher es geboren wird, lebt und stirbt. Der Hindu weiß von seiner frühesten Kindheit an, daß er seinen Stand nicht verlassen darf, und daß er, wenn er aus seiner Caste heraustreten, d. h. aufhören wollte, diese oder jene Art von Gewerbe zu treiben, sogleich aufhören würde, ein Mitglied seiner Familie zu seyn, ohne deshalb in irgend einer andern Caste aufgenommen zu werden. Jede einzelne Caste hat ihr besonderes Oberhaupt, das über alle dazu gehörigen Individuen die Polizeyaufsicht führt, aber auch für dieselben, wenn sich irgend jemand eines von ihnen bedient, verantwortlich seyn muß. Es ist daher ein äußerst seltener Fall, daß auch von einem Hindu bestohlen wird, denn das Oberhaupt seiner Caste würde sogleich den Werth des Gestohlenen bei Heller und Pfennig wieder ersetzen müssen.

Durch diese strenge Eintheilung in Casten, und durch die geringe Veränderung, die in den Sitten und Gebräuchen der Hindus statt gehabt hat, scheint nun offenbar zu erhellen, daß diese Nation eine der ältesten auf dem Erdboden ist. Bei allen Revolutionen und bei den zahllosen Grenelthaten der Mongolen hat sie sich immerfort in ihrer völligen Reinheit zu erhalten gewußt. Die blutdürstigen Eroberer, die sich nach und nach auf den Thron von Indien setz-

ren, haben sich einander wechselsweise wieder herausgestürzt und ermordet, ohne daß jemals unter den Hindus selbst eine Revolution ausgebrochen wäre. Die Geschichte der Muselmänner, die in Indien geherrscht haben, enthält eine zahllose Menge von Beispielen, daß ein Sohn seinen Vater umgebracht, seine Brüder eingesperrt und ebenfalls hingerichtet hat; allein alle diese blutigen Scenen haben sich niemals über das Innere des Pallastes hinaus erstreckt. Das Volk, das vorher wie nachher schlecht regiert wurde, nahm nicht den geringsten Antheil an denselben, sondern fuhr ruhig fort, seine gewohnten Arbeiten zu verrichten, und die Vorschriften seiner Religion auf das gewissenhafteste zu beobachten. Diese unsichtbare, durch nichts zu besiegende Macht herrscht auch noch heut zu Tage immerfort über die ganze Nation; ihre Könige und Fürsten, oder wie sonst ihre Gewalthaber heißen, mögen sich immerhin einander verdrängen und ums Leben bringen; sie selbst kennt dieselben nur dem Namen nach, und läßt sich also durch sie im geringsten nicht in ihren Sitten und Gebräuchen stören. Auch die totalste Umwälzung der ganzen Staatsverfassung hat auf sie nicht den geringsten Einfluß, und kann auch schon aus dem Grunde keinen haben, weil nicht der allergeringste Gemeingeist unter den Hindus herrscht, und alle ihre Handlungen bloß allein zum Glück und zur Zufriedenheit jedes Einzelnen abzwecken.

Die Religion der Hindus besteht unstreitig mehr als irgend eine andere in äußern, größtentheils sehr kleinlichen Gebräuchen, und dennoch wird vielleicht unter allen keine mit größerer Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit beobachtet, denn der Gesetzgeber hat mit der weisesten Vorsicht die Pflichten der Religion mit den Pflichten des gesellschaftlichen Lebens zu verbinden gesucht. Tägliche Gebete und Abwaschungen, Geschenke an die Pagoden und an die Brauminen, Satzungen

von Entwanserais, Mitleid mit den Unglücklichen und thätige Unterstützung derselben, geduldiges Ertragen aller Unglücksfälle des Lebens, Enthaltung von Lügen, Liebe zu ihren Frauen, eifriges Lesen in den heiligen Geschichten, und aufmerksames Zuhören beim Vorlesen derselben; — dieß sind ungefähr die wichtigsten Pflichten, welche die Religion den Hindus von allen Casten vorschreibt, und durch deren genaue Beobachtung sie einst das Paradies erwerben können. Die Pagoden, die alle den oben beschriebenen zu Trivikarut und Chelambron im Wesentlichen ähnlich sind, bestehen immer aus einer Haupt-Capelle und aus mehrern kleinern, die rings um die erstere herum erbaut sind. Die in denselben befindlichen Bildsäulen der Götter sind von Stein, von Kupfer, von Gold oder von Silber, durchaus niemals aber von Holz. Diese Bilder sind größtentheils Allegorien von der Allmacht der Gottheit; man müßte aber mehrere Bände schreiben, um den Sinn von allen diesen oft äußerst sonderbaren und komischen Figuren zu erklären, denn die Hindus haben eine zahllose Menge von Göttern und Göttinnen des zweiten Ranges.

Die Religion der Hindus ist die allerälteste, die existirt, und ihr Ursprung verliert sich in die Nacht der Jahrhunderte; alle andern, sogar auch die der Chinesen, haben mehr oder weniger Gebräuche und Ceremonieen aus derselben geschöpft. Es wäre thörigt, wollte man sich bei den Fabeln, die den Glauben des gemeinen Volkes ausmachen, aufhalten wollte; aus ihren heiligen Büchern erhellt aber offenbar, daß sie einen einzigen allmächtigen Gott, der das Gute belohnt und das Böse bestraft, anerkennen. Die reine Moral, welche die Grundlage ihrer Religion ausmacht, kennen nur die Braminen, und diese benutzen das Fabelhafte der letztern, um den Aberglauben der übrigen Casten dadurch zu erhalten und zu nähren. Frühere

Reisende haben geglaubt, daß die Hindus mancherlei Thiere anbeteten, wie z. B. den Affen, den Elephanten, das Pferd und die Kuh, weil man eine Menge von Abbildungen derselben in den Pagoden antrifft; allein diese Bilder sowohl, als auch die von regellosen Menschengestalten, mit mehrern Köpfen und Aermen, sind nichts weiter als Allegoricen von den Eigenschaften der Gottheit. So findet man z. B. in vielen Pagoden einen Mann mit mehrern Aermen, der in der einen Hand einen Sangu, eine Art von Muscheln, welche in Indien die Allmacht vorstellt, und in der andern einen Schauern, oder einen spitzigen und brennenden Stein hält. Mit diesem Steine, heißt es in dem Bedam, kann der allmächtige Brama jeden Schuldigen bis an das äußerste Ende der Erde erreichen; dies heißt aber doch wohl nichts anders als: wer die Gottheit beleidigt, wird überall, wo er auch seyn möge, von ihr bestraft.

Die Büßenden in Indien machen förmliche Körperschaften aus, die mit den bei uns üblichen sehr viele Aehnlichkeit haben. Je ausschweifender der Aberglaube ist, mit desto glühenderm Eifer wird er von einer Menschen aufgefaßt, und jedermann bemüht sich durch Martern ohne Zahl den Himmel zu gewinnen. Die Indischen Büßenden sind wie überall herumstreifende Müßiggänger, die nichts weiter thun, als Allmosen betteln, um ihr elendes Leben damit zu fristen. Die vorzüglichsten unter den verschiedenen Körperschaften derselben sind die sogenannten Pandarans, deren Hauptgeschäfte darin bestehen, daß sie Kuhmist verbrennen, sich den Leib damit schmieren, und zur Erhöhung ihres heiligen Ansehens, die Asche unter die Hindus vertheilen, die sie mit der größten Ehrfurcht von ihnen annehmen. Ihre Kleidung besteht in einem Pagne und in einer feuerfarbenen Toque; dabei haben sie gewöhnlich die Haare lang um den Kopf herumhängen.

Sie

Sie leben gemeinschaftlich beisammen in einer Art von Kloster, und ihre Arbeiten bestehen außer den angeführten noch hauptsächlich darin, daß sie die Altäre und Bildsäulen in den Pagoden mit Blumen verzieren, für die Kultur dieser Blumen Sorge tragen, und auch, wenn die Pagode in der Nähe des Ganges liegt, täglich Wasser aus diesem Flusse herbeiholen, um die Götzenbilder damit zu waschen.

Eine andere Art von Mönchen in Indien sind die sogenannten Tubins, die beständig in den Straßen tanzen und dabei Allmosen einsammeln. Es sind ihrer immer mehrere beisammen, und ihr Oberhaupt zeichnet sich durch eine rothe Mütze, mit goldenen Hieroglyphen bedeckt, aus. Aus ihrer Mitte kommen gewöhnlich die allerfonderbarsten und ausschweifendsten Büßenden. Manche unter denselben tragen unablässig einen eisernen Rost um den Hals, der rings herum 7 bis 8 Zoll hervorragt, und es ihnen folglich schlechterdings unmöglich macht, ruhig zu schlafen. Andere tragen eine Art von Schloß vor dem Munde, das in einem runden Stücke Eisen besteht, welches bis unter das Kinn herunter reicht, durch die Backen hindurch geht, und der vollkommenste Aehnlichkeit mit einem Pferdegebiß hat. Diese Schlösser tragen sie ihr ganzes Leben hindurch, und sind deshalb nur mit der größten Mühe im Stande, irgend eine Art von Nahrung zu sich zu nehmen. Noch andere sehen beständig mit unverwandten Augen in die Sonne; ich habe auch welche gekannt, die das Gelübde gethan hatten, durchaus niemals in ihrem Leben zu sprechen. Manche berauben sich selbst freiwillig des Gebrauchs von einem Arme oder einer Hand, andere legen sich nackt auf Dornenstrauch nieder, und noch andere treiben den Wahnsinn so weit, daß sie sich sogar die Zunge abschneiden. Gewöhnlich tragen sie große eiserne Ringe an Händen und Füßen; an denen kleine Steinchen angebracht sind,

die den Schall von Kinderklappern hervorbringen, und womit sie bei ihrem beständigen Tanzen den Takt zu schlagen pflegen.

Bei den religiösen Ceremonien der Hindus herrscht, im Ganzen genommen wenig Anstand und Würde, und bei ihren Festen bemerkt man mehr Lärm und Unordnung, als eigentlichen religiösen Sinn. Nur in dem einzigen Augenblick, wo der Bramine die Bildsäule des Gottes Brama oder die von Schiwen empor hebt, und sie dem Volke zeigt, herrscht eine tiefe Stille, und alle Anwesenden verrichten mit aufgehobenen über den Kopf geschlagenen Händen ein allgemeines kurzes Gebet. Diese schöne Momente dauren jedoch nur wenige Secunden, und alsdann fängt das vorige Geräusch wieder von vorn an. Bei den, zur Ehre des Gottes angestellten Prozessionen, die nur äußerst selten bei Tage statt haben, wird weder Ruhe noch Ordnung beobachtet, sondern alle Anwesenden treiben und drängen sich auf dem Wege durch einander; wollten dessen ungeachtet es leicht möglich, daß die zahllose Menge von Lampen, die eine Helle wie am Tage verbreitet, manchen Reisebeschreiber dermaßen getäuscht haben kann, daß sie dadurch in dieser gottesdienstlichen Ceremonie eine Art von feierlichen Würde bemerkt zu haben glauben. Im Grunde ist es aber zuverlässig nicht der Fall, und diese Täuschung verschwindet, sobald man den Blick auf das Wesentliche der Ceremonie richtet. Jeder Hindu, der in eine Pagode hineingeht, muß seine Sandalen vor der Thüre derselben zurücklassen, allein dieses hindert nicht, daß man darin ungestört herumgehen, laut sprechen und sogar Handelsgeschäfte abschließen kann.

Diejenigen Pagoden, die von den Hindus am meisten verehrt und für heilig gehalten werden, liegen alle in dem südlichen Theile der Küste Coromandel. Mahreya unter denselben haben unermeßliche Ein-

künfte, und es sind viele Brauminen bei denselben angestellt, die, wie ehemals unsere Domherren bei den Hauptkirchen oder die Aebte in den Abteyen, ein ruhiges bequemes Leben führen. Alle diese Pagoden sind mit den dazu gehörigen Wohnungen ungeheuer große und weitläuftige Gebäude, und haben oft einen Umfang von mehreren Stunden. In ihrem Innern wird aber nicht selten ein so ausschweifendes und unsittliches Leben geführt, als man es nur bei uns in den größten Städten finden kann, denn in allen diesen Pagoden leben auch eine große Anzahl Bayaderen. Unter den letztern sieht man viele, die mit goldenen aber geschmacklos gearbeiteten Kleinodien überdeckt sind; wer sollte nun aber glauben, daß alle diese Kleinodien nicht ihnen, sondern der Pagode selbst eigenthümlich zugehören? Dies ist jedoch wirklich der Fall, denn da an allen diesen heiligen Orten beständig eine zahllose Menge von Hindus zusammen strömen, und diese Frauenspersonen verbunden sind, für Bezahlung die Wünsche eines jeden von ihnen erfüllen müssen, so borgt ihnen die Pagode diesen Schmuck, um ihre Reize dadurch zu erhöhen. Sie zieht aus dem Gewerbe dieser Frauenspersonen einen sehr bedeutenden Gewinn, denn mancher fromme Hindu, der der Gottheit wegen die Pagode besucht, bringt in kurzer Zeit mit den Bayaderen sein ganzes Vermögen durch.

Bayadere ist das von den Europäern eingeführte Wort, um eine Klasse von Frauenspersonen zu bezeichnen, die in den Pagoden tanzen, und fast insgesammt ein Gewerbe damit treiben, daß sie ihren Körper den Lüsten der Hindus Preis geben. Das Wort stammt von dem Portugiesischen Balladeiras her, welchen Namen die ersten Europäer, die nach Indien kamen, diesen Frauenspersonen beigelegt haben. Die Hindus selbst kennen sie nur unter dem Namen Dewadassi, der in der Sanskrit-Sprache eine Dienerin der Gottheit

bedeutet. In mehreren Gegenden von Indien haben blos allein die Dewadassis und der Oberbramine das Vorrecht, sich der Person der Fürsten zu nähern und neben ihnen nieder zu sitzen.

Es können jedoch nicht alle Mädchen in Indien Dewadassis werden, sondern auch dieses ist der Vorzug einer besondern Caste, welchem die in derselben gebohrnen Mädchen durchaus nicht entsagen dürfen; sie sind vielmehr genöthigt, sich so lange, bis sie sich gesetzmäßig verheirathen, diesem Stande zu widmen. Ich sage übrigens gesetzmäßig, weil die Hindus von den Ausschweifungen der Bayaderen nicht die nämliche ungünstige Meinung hegen, wie wir in Europa von den Frauenspersonen der nämlichen Klasse. Dieses Vorrecht kommt jedoch nicht einer einzigen Caste ganz ausschließend zu, und zwar so, daß sie allein Bayaderen liefern darf; um es aber zu werden, muß man doch wenigstens aus einer der höhern Casten seyn, und die Töchter eines Parias darf schlechterdings niemals hoffen, dieses Glückes theilhaftig zu werden.

Ein Mädchen, das von seinen Eltern zum Stand einer Bayadere bestimmt wird, muß, ehe es noch mannbar geworden ist, dem Oberbramine vorgestellt werden, der es unter vielen und mancherley Ceremonieen förmlich dazu einweiht, und ihm zuletzt das Siegel der Pagode, in welcher es aufgenommen wird, mit einem glühenden Eisen auf die Schulter drückt. Dies ist im eigentlichsten Verstande der Stempel der Entehrung, denn von diesem Augenblick an muß sich die neue Bayadere allen Kasten der Hindus aus allen Casten, und nur allein mit Ausnahme der Parias, Preis geben. Sogleich nach ihrer Aufnahme wird sie den Händen des Tanzmeisters der Pagode übergeben, der sie in den Figuren der gewöhnlichen Tänze unterrichtet. Die Nahrung der Bayaderen ist die nämliche, wie die der Braminen, d. h. sie dürfen, wie

die letztern, durchaus nichts essen, was Leben gehabt hat.

Mehrere Schriftsteller haben die Töne der Bayaderen außerordentlich gerühmt, und von ihrem Anstande, besonders aber von dem wollüstigen Ausdruck aller ihrer Bewegungen mit Enthusiasmus gesprochen. Ich hingegen habe durchaus nichts daran gesehen, als eine Menge Verdrehungen des Kopfes, der Augen, der Arme und der Hände; sonderbar müssen zwar diese mancherlei Bewegungen einem Europäer allerdings vorkommen, allein Vergnügen können sie ihm unmöglich gewähren. Sie haben bei ihren Tänzen über dem Knöchel der Füße eine Art von Klappern befestigt, womit sie den Takt schlagen; außer mehrern Sängern und Musikanten, die auf einer höchst widrig tönenden Schalmeie spielen, ist gewöhnlich auch der Tanzmeister dabei gegenwärtig, der sie durch eine Art von kleinen Cymbeln, die er in der Hand hält, bald zu schnellern und lebhaftern Bewegungen anfeuert, bald sie zurück hält und ihren Ausdruck mäßiget. Der Gesang, womit sich diese Bayaderen sehr häufig bei ihren Tänzen begleiten, ist äußerst klagend und traurig, wie er es überhaupt bei allen Völkern des Orients ist, die sich dabei ausschließend nur der halben Töne bedienen; sie gehen nämlich nicht, wie wir Europäer, von einem ganzen Ton zu einem halben Ton über, sondern, nach der sogenannten enharmonischen Tonreihe der alten Griechen, immer von einem halben Ton zu einem halben Ton. In den Pagoden besingen sie das Lob und die verschiedenen Menschwerdungen des Gottes, vor welchem sie tanzen; wenn sie hingegen vor einem Indischen Fürsten oder bei Europäern tanzen, so besingen sie gewöhnlich die Freuden, welche Schiwen in seiner Menschwerdung unter dem Namen Devendren genoß, als er z. B. die Treue einer Bayadere, die er geheirathet hatte, auf die Probe stellen wollte, und diese, weil

sie nicht glaubte, daß sie die Frau eines eingeweihten Gottes wäre, sich mit seinem Leichname, da er sich stellte, als wäre er gestorben, lebendig verbrennen wollte. Wenn endlich diese Bayaderen sich allen Hindus ohne Ausnahme nach ihrem Gutdünken gefällig bezeigen müssen, so ist es ihnen dagegen streng verboten, den Europäern auch nur die geringste Gunst zu erweisen, und nur allein durch das Anerbieten einer sehr beträchtlichen Geldsumme können ihre deßfallsigen Gewissensscrupel gehoben werden. Die Fürsten der Hindus und die reichen Privatpersonen unter diesem Volke haben immer eine große Anzahl von Bayaderen in ihrem Gefolge.

Die Hindus nehmen die sorgfältigste Rücksicht auf glückliche und unglückliche Tage, und bekümmern sich dabei sogar auf das ängstlichste um die Beschaffenheit der einzelnen Stunden. Dieser Aberglauben hat sich nebst dem Wahrsagen, dem Nativitätsstellen und dem Flug der Vögel, den sie ebenfalls beobachten, aus Indien nach Egypten, und von da nach Griechenland und über ganz Europa verbreitet. Es giebt einzelne Gegenstände, die einem Hindu, wenn er sie zufälliger Weise auf seinem Wege antrift, das größte Schrecken und Entsetzen verursachen. Wenn z. B. ungefähr ein Rabe in seinem Fluge an ihn anstreift, so würde er vor Angst sich nicht zu fassen wissen, und dieser Fall hat nicht selten statt, denn die Raben sind in diesem Lande in zahlloser Menge vorhanden, und haben eine Kühnheit, von der man sich bei uns keinen Begriff machen kann. Wie die Harpyen des Alterthums stehlen sie von den Tischen die Speisen hinweg, wenn sie kaum noch aufgetragen sind, und man kann immer, wie ich zu Pondichery häufig die Erfahrung gemacht habe, an der Menge dieser Vögel, die auf dem Dache eines Hauses sitzen, erkennen, daß in demselben ein großer Schmaus ist. Noch mehr als ein Rabe flößt jedoch

das unvermuthete Zusammentreffen mit einem Bramin einem Hindu Schrecken ein, denn dieses ist für ihn der sicherste Vorbote eines nahen und großen Unglücks. Durch alle diese abergläubischen Meinungen wird aber die Ruhe der Hindus und das Glück ihres Lebens wesentlich gestört.

Auch tragen die Hindus das kupferne Gefäß, aus welchem sie trinken, beständig mit der größten Sorgfalt bei sich, denn außer ihrer Familie darf durchaus niemand dasselbe berühren. Es ist mir daher sehr häufig geschehen, daß ich in dem Hause eines Hindu einen Trunk Wasser forderte, und es auf keine andere Art als in einem Bananenblatt bekommen konnte. Diese Blätter dienen übrigens überhaupt den Hindus anstatt der Tellur; es werden nämlich mehrere derselben zusammengenäht, was beinahe ein tägliches Geschäft ihrer Frauen ausmache, und alsdann legen sie sich ihren Reiß darauf vor. Beim Essen haben sie die sonderbare Gewohnheit, daß sie sich den Rücken zukehren, damit sie sich einander nicht essen sehen. Die linke Hand bringen sie dabei niemals an den Mund, sondern bedienen sich bloß allein der rechten. Vor und nach jeder Mahlzeit sind sie schlechterdings genöthigt, sich zu baden. Die Frauenspersonen müssen sich, um zu essen, in die innersten Gemächer des Hauses zurückziehen.

Achtes Kapitel.

Handel auf der Westen Coromandel. — Klima daselbst. — Krankheiten und Arzeneikunde der Hindus.

Der vorzüglichste und fast einzige Handelsartikel dieser Länder besteht in den mancherlei baumwollenen Tüchern und Zeugen, die daselbst verfertigt werden. Es giebt derselben eine zahllose Menge verschiedener Arten, wovon ich außer den rothen, blauen und gestreiften Schnupftüchern nur die mancherlei Musseline, Pikkale und Bazins nennen will, welche insgesammt nach dem Verhältniß ihrer Länge und ihrer Feinheit verschiedene Preise haben. Die Privat-Kaufleute zu Madras können jedoch niemals so gute, schöne und wohlfeile Zeuge liefern, als die Compagnie, denn es bleiben ihnen nur diejenigen davon zu kaufen übrig, welche die Agenten der letztern nicht annehmen, und außerdem müssen sie auch für die Ausfuhr derselben noch eine Abgabe von einem Achtel Prozent entrichten. Die Compagnie muß daher nothwendiger Weise alle diese Zeuge von einer vorzüglichern Güte und um einen geringern Preis liefern können, als die übrigen Kaufleute zu Madras und auf der ganzen Küste.

Wegen der großen Menge der verschiedenen Arten von diesen Zeugen ist es sehr schwer, eine gründliche Kenntniß davon zu erlangen, und durch die Art, wie die Hindus dieselben zubereiten, können sie auch die allergeübtesten Augen hintergehen. Dies ist besonders der Fall, wenn man bei der Untersuchung nur die beiden Enden der Stücke besieht, die gewöhnlich sehr fein und gut gearbeitet sind, dahingegen man weiterhin im Innern häufig ein grobes und ungleiches Gewebe fin-

ret. Auch auf das Ellenmaaß muß man sorgfältig Rücksicht nehmen, und alle Stücke sogleich zurückgeben, welche die Anzahl von Ellen nicht haben, die sie nach ihren verschiedenen Qualitäten haben sollten. Sie roh und unzubereitet zu kaufen, ist das allersicherste Mittel, nicht betrogen zu werden. Die Art, wie die Hindus ihre Zeuge zu bleichen pflegen, muß der Dauerhaftigkeit derselben nothwendig äußerst nachtheilig seyn. Sie vermischen nämlich eine seifenartige Erde mit Kuhmist und Kalk, bestreichen die Zeuge damit, und schlagen sie alsdann eine Zeitlang auf Steinen herum.

Im Jahr 1803 hatte ein großes Handelshaus zu Madras mit dem Agenten der Englischen Compagnie zu Salamporis, wo die allervorzüglichsten blauen Zeuge fabricirt werden, einen Vertrag abgeschlossen, durch welchen ihm für einen Sack Pagoden, oder 25000 Rthlr. Sächsisch von diesen Zeugen geliefert werden sollten, und hierbei hatte dasselbe zu seiner eigenen Uebersicht die Zeuge in folgende drei Klassen abgetheilt, nämlich 1) in die allerschönsten, die roh geliefert werden mußten, um als völlig fehlerfrei auf diese Art verkauft zu werden; 2) in die gröbern, ebenfalls rohen, die gebleicht werden sollten, weil durch die Zubereitung die Ungleichheiten derselben versteckt werden; und 3) in die übrigen Zeuge von geringerer Güte, welche blau gefärbt werden sollten, weil diese Farbe nicht nur die Ungleichheiten verbirgt, sondern auch den Zeugen das Ansehen giebt, als wenn sie von der ersten und vorzüglichsten Qualität wären. Auf ein solches Geschäft werden nun gewöhnlich 25 bis 30 Prozent gewonnen; allein es gehört eine gründliche Kenntniß der rohen Zeuge und ein sehr geübtes Auge dazu, um nicht damit betrogen zu werden.

Mit Yanaon wird von der Küste Coromandel aus ein sehr vortheilhafter Handel geführt, indem man

gewöhnlich eine Summe Geldes dahin schickt, um Zeuge dafür fabriciren zu lassen, und diese alsdann an die Europäischen Schiffe verkauft, die gern ihre Ladung schnell einnehmen möchten, um so geschwind als möglich wieder zurückkehren zu können. Gewöhnlich werden auf diesen Handel 15 Prozent gewonnen. — Nach der Insel Zeilon besteht der ganze Handel in Reiß und Arrack, und es werden dabei wenigstens 25 Prozent gewonnen. Man muß jedoch schlechterdings entweder Hindu oder Portugiese seyn, um ihn treiben zu können, denn man muß den Reiß, so wie er auf dem Felde steht, einkaufen, ihn selbst schneiden und dreschen lassen, und wird bei allen diesen Arbeiten, wenn man nicht äußerst auf seiner Huth ist, unausbleiblich betrogen. Außerdem muß man auch, um diesen Handel treiben zu können, nicht nur die Landessprache vollkommen verstehen, sondern auch im Stande seyn, immer die Hälfte des Kaufgeldes voraus zu bezahlen. Aus allen diesen Ursachen befindet sich aber dieser ganze Handel bloß allein in den Händen der Hindus. — In das Königreich Aschem, dem nordwestlichsten in Hinter-Indien, werden nichts als bloße Zeuge verführt, und zwar nur auf einem einzigen Schiffe, das jährlich einmal dahin abgeht. Unter den Produkten, die man von daher zurückbringt, ist Theck-Holz das vorzüglichste, denn es ist das vortrefflichste Bauholz, das existirt. — Der Handel nach der Malabarischen Küste besteht hauptsächlich in Pfeffer, der von Mahe geholt wird, und von ganz vorzüglicher Güte ist; ferner in Sandel-Holz aus der Gegend von Seringapatnam, und endlich in Theck-Holz. Auch wird Reiß auf jene Küste verführt, wenn es daselbst an diesem Produkte mangelt; allein der ganze Handel dahin wird ausschließend nur von den Hindus getrieben. — Nach den Philippinischen Inseln werden bloß allein sogenannte Cambayer, oder Stücke von einem

besondern Zeuge, deren sich die Frauenspersonen zu Manille zu Röcken bedienen, geschickt. Diese Zeuge werden ausdrücklich zu diesem Zwecke verfertigt, allein es ist wenig darauf zu gewinnen, und wenn jährlich nur zwei damit beladene Schiffe zu Manilla ankommen, so fällt daselbst der Preis dieser Zeuge unter ihrem wahren Werth herab. Aus eben diesem Grunde werden auch überhaupt von der Küste Coromandel wenige andere Waaren nach den Philippinischen Inseln geschickt.

Nach China wird von dieser Küste nichts geschickt, als Piaster und Baumwolle, und auch dieses erst seit einer kurzen Reihe von Jahren. Zurückgebracht wird von daher Nankin, seidene Zeuge, Porzellan und Thee. Der ganze Handel dahin wird aber nur von einem einzigen Hause zu Madras getrieben, das jährlich ungefähr zwei Schiffe dahin schickt, denn die sich in Indien aufhaltenden Europäer und einige wenige Banken des Landes sind die einzigen Personen, die sich der grauen Chinesischen Waaren bedienen. — Auch aus Bombay und Surate werden jährlich Piaster und Baumwolle nach China geschickt, und dafür mancherlei Produkte dieses Landes mit zurückgebracht. Im Jahre 1785 haben die Engländer für 10 Millionen Piaster Baumwolle dahin gebracht, was eine angenehme Quantität von diesem Produkte ausmachte, da das Gewicht von 132 Pfund davon für 15 Piaster verkauft wurde.

Der Handel dieser Küste nach Bengalen ist sehr unbedeutend, weil dieses Land selbst viele Fabriken besitzt, und man zieht daher bloß von dort eine sehr wohlfeile Art von Zeugen, die zum Negerhandel gebräuchlich, und nach Manilla und Batavia verschickt werden. Auch nach Malakka und von da weiterhin in die Halbinsel der Malayen werden jährlich blaue Zeuge und Schnupftücher zum Gebrauch dieses Volkes geschickt. Der Handel dahin ist jedoch sehr gefährlich,

weis man mit der äußersten Sorgfalt sich vor den Betrügereyen, welche die Schiffe heimlicher Weise wegzunehmen suchen, in Acht nehmen muß. Die Rückfracht besteht in Pfeffer, Gelbholz, Benzoe, Sago und Zinn. — Nach der Insel Frankreich werden blaue Zeuge zum Gebrauche für die Negersklaven geschickt, allein in Friedenszeiten kommen die Einwohner dieser Insel selbst und holen dieses Bedürfniß ab. In Kriegszeiten hingegen ist dieser Handel ganz allein in den Händen der Dänen zu Trankebar, und man hat mich versichert, daß er einen sehr ansehnlichen Gewinn abwerfe. Die auf der Insel Frankreich ankommenden Waaren stehen daselbst so lange in einem guten Preise, bis derselbe durch das Uebermaaß von ankommenden und mit solchen Waaren befrachteten Schiffen herabgesetzt wird. Die beiden Inseln Frankreich und Bourbon brauchen nämlich jährlich ungefähr 6000 Stücke von diesen blauen Zeugen; sobald nun diese Quantität wirklich schon dort ist, so fallen sie unter ihren wahren Werth herab. Der Handel endlich nach den Lakedivischen Inseln wird hauptsächlich wegen der sogenannten Cauris, einer Art von kleinen Muscheln, getrieben, die in dem Innern von Bengalen die Stelle des Geldes vertreten, und zugleich auch den Handel zu Sklaven dienen. Es geht jährlich ein besonderes Schiff von der Küste ab, um solche Cauris zu holen.

Wenn man von Frankreich aus eine Spekulation nach der Küste Coromandel machen will, so darf man nur sehr wenige Arten von Waaren mit dahin nehmen, von denen man alsdann auf der Insel Frankreich die laufendem Preise zum voraus sehr leicht erfahren kann. Vorzüglichen Absatz finden daselbst der Wein, das Oel, die Seife und allerley Arten von wollenen Zeugen. Wenn man eine ganze volle Ladung aus Europa mit nach Pondichery nehmen wollte, um sie daselbst gegen indische Baumwollenzeuge umzusetzen, so würde man

seine Waaren, wegen der geringen Anzahl von Europäern, daselbst wahrscheinlich nicht los werden; noch weit weniger aber würde dieses der Fall zu Madras seyn, weil die Engländer alle Produkte, die aus ihren eigenen Manufakturen kommen, für weit vorzüglicher als alle übrigen halten, ob sie gleich im Grunde sehr häufig von weit schlechterer Qualität sind. Um jedoch eine Spekulation auf dieser Küste mit Glück ausführen zu wollen, muß man nothwendiger Weise vorher schon einmal daselbst gewesen seyn, und die in der That sehr schwere Kenntniß von den Indischen Zeugen durch eigenes Anschauen erlangt haben. Besäße man aber auch diese Kenntnisse in einem noch so hohen Grade, so muß man dessen ungeachtet die Besichtigung der Zeuge einem im Lande ansäßigen Mäkler, der sich ausschließend mit diesem Geschäfte abgiebt, übertragen, weil man außerdem überzeugt seyn kann, daß man trotz aller möglichen angewandten Vorsicht von den Hindus betrogen wird.

Indem ich nun auch noch von dem Klima von Indien sprechen will, muß ich vorerst meinen Lesern eine Bemerkung von J. J. Rousseau ins Gedächtniß zurückrufen, der irgendwo, indem er von dem Einfluß des Klimas auf den Charakter der Völker spricht, gesagt hat, daß der bloße Anblick großer und erhabener Gegenstände mächtig dazu beiträgt, alle wollüstigen und ausschweifenden Ideen in den Menschen zu unterdrücken, daß sich überhaupt der Geist auf eine gleiche Höhe mit den Gegenständen, die den Menschen umringten, zu setzen suche, und daß die Neigungen und die Denkungsweise der Völker immer dem Klima, worin sie lebten, angemessen wären. Diese vollkommen richtige Bemerkung läßt sich nun auf das paradiesisch schöne Klima von Indien und auf die Einwohner dieses Landes auf das passendste anwenden. Der Erdboden wird zwar neun Monate des Jahres hin-

durch von der Sonne ausgebrannt, aber dessen ungeachtet ist er in einem ausserordentlichen Grade fruchtbar, und der Hindu leidet an nichts Nothwendigem Mangel. Eine Flechte von Bambusrohr, die er in sehr kurzer Zeit verfertigen kann, vertritt bei ihm die Stelle des Hauses, und ein unbedeutendes Stück Baumwollenzeug ist zu seiner ganzen Kleidung hinreichend. Daher ist auch der Hindu im Durchschnitt genommen ein nachdenkender, weichlicher und arbeitscheuer Mensch. Da man jedoch mit Bestimmtheit weiß, daß dieses Land in den ältern Zeiten die Wiege der Wissenschaften und der Religion gewesen ist, so sollte man fast glauben, daß entweder das dasige Klima sich verändert haben muß, oder daß diejenigen Menschen, von denen die Hindus alle diese Kenntnisse und Einsichten erlangt haben, in einem weniger heissen Lande gewohnt haben müssen. In Indien zwingen die glühenden Sonnenstrahlen den Menschen auf nothwendiger Weise zu einer trägen Ruhe, und benehmen ihm aller seiner Denkkraft und des Vermögens, helle Ideen zu fassen; ich habe daselbst den Fall erlebt, daß Europäer durch die ungeheure Hitze, die sie körperlich zu Boden drückte, endlich völlig den Verstand verloren haben.

Zu Pondichery steht der Fahrenheitsche Thermometer gewöhnlich auf 79°, und fällt des Nachts nur auf 69°, äußerst selten aber noch tiefer herab. Der Standpunkt zwischen 69 und 77° ist das Resultat von einer Menge daselbst angestellter Beobachtungen gewesen, wovon nur allein bei herrschenden Land- oder Westwinden eine Ausnahme statt hatte, denn bei diesen nahm immer die Hitze auf eine ganz ausserordentliche Weise zu. Dies ist z. B. der Fall im Jahre 1804 gewesen, wo der Thermometer zur Mittagszeit auf 115° stand, was weit mehr ist als der Grad des hitzigen Fiebers. Es läßt sich denken, daß dieser plötz-

liche Uebergang von 72° auf 115° eine Menge von Krankheiten verursachen muß. Das erhizte Blut ist bei diesem hohen Stande des Thermometers kaum mehr im Stande zu cirkuliren; es löst sich auf, verdunstet, und zulezt bleibt nichts davon zurük als die materiellsten Theile, welche gerinnen und sich in den Adern festsezen, wodurch denn alle Ausdünstung gänzlich gehemmt wird. Die Europäer werden alsdann trotz allen möglichen Sorgfalt am ganzen Leibe mit kleinen Hizblattern bedeckt; sie leiden an Bintgeschwüren, Ruhren, Kopfschmerzen und Entzündungen im Unterleibe, und zwar besonders diejenigen unter ihnen, die einen häufigen Gebrauch von starken Getränken machen. Während meiner Anwesenheit verlor ein Englisches Linien-Regiment an diesen Krankheiten einen ganzen Theil seiner Leute, und es giebt kein anderes Mittel dagegen, als häufiges Aderlassen, wovon man aber auch gewöhnlich sehr bald die besten Wirkungen verspürt.

Die Gäts-Gebirge, welche die ganze Halbinsel in zwei Theile absondern, theilen auch die Jahreszeiten in Sommer und Winter ab, welcher lezterer jedoch bei uns in Europa für den allerheißesten Sommer würde gehalten werden. Wenn es auf der Malabarischen Küste Winter ist, so ist es Sommer auf der Küste Coromandel, d. h. auf der entgegengesezten Seite der Gates-Gebirge. Auf der leztern Küste hat in den Monaten Oktober, November und December die Regenzeit statt, und diese drei Monate sind daselbst die eigentliche Zeit der Vegetation, so wie überhaupt aller Arbeit. Der Erdboden scheint diesen Zeitpunkt mit der sehnlichsten Ungeduld zu erwarten, und man kann denken, in welchem hohen Grade er des Regens benöthigt ist, wenn man weiß, daß es in den übrigen neun Monaten selten mehr als drei- bis viermal regnet. Im Jahr 1804 hat es vom Januar bis in den August nur

ein einziges Mal gregnet. Dagegen fällt aber auch der Regen in den genannten drei Wintermonaten mit einer solchen Heftigkeit herab, daß die flachen Dächer der Häuser selten unbeschädigt davon kommen, sondern gewöhnlich durch diese unaufhörlichen Wasserfluthen mehr oder weniger beschädigt und gewissermaßen aufgelöst werden. Es regnet zuweilen stromweise vierzehn Tage hinter einander fort, ohne einen Augenblick aufzuhören, wie ich es selbst im Oktober 1803 erlebt habe. In dieser Jahreszeit treten denn auch alle Flüsse über, und wenn man nicht vorher mit der größten Sorgfalt alle Anhäufungen von Sand und Schlamm in denselben wegschaffte, so würde das ganze Land im Wasser untergehen. Auch dürfen während dieser drei Monate keine Fahrzeuge auf der Küste bleiben, wegen der häufig eintretenden Stürme, weshalb auch die Assekuranzen mit dem 15ten Oktober geschlossen werden, und erst mit den 15ten Januar wieder anfangen. Die Hindus müssen während dieser Regenzeit sehr viel ausstehen, und dessen ungeachtet sollte man glauben, daß sie vorher nicht an die Möglichkeit denken, daß dieselbe jemals eintreten werde. Ihre Häuser sind so äußerst schwach gebaut, daß sie nicht selten durch die heftigen Regengüsse einstürzen; im Winter von 1803 fielen allein zu Pondichery über 400 Wohnungen der Hindus zusammen. Da auch das Wasser mit der größten Heftigkeit auf der Erde fortschießt, so dringt es in ihre Häuser ein, und sie wissen alsdann nicht, wohin sie sich flüchten sollen. Die starken Nordwinde, welche gewöhnlich des Nachts wehen, verursachen aber alsdann häufige Krankheiten unter ihnen, weil ihre Ausdünstung durch dieselben gehemmt wird. Die vorzüglichste Krankheit, von der sie befallen werden, ist der Tetanus, oder die Gliederstarre, auf deren Heilung sie sich jedoch weit besser verstehen, als die Europäischen Aerzte; die Mittel, deren sie sich dazu

gen zu bedienen pflegen, sind jedoch äußerst heftig und gewaltsam.

Die Ärzte der Hindus kennen nicht mehr als drei verschiedene Klassen von Krankheiten. Die von der ersten Klasse, sagen sie, entstehen durch die Hitze, die von zweiten durch die Kälte, und die der dritten durch den Wind. Die durch die Kälte verursachten Krankheiten suchen sie durch Pimente oder Spanischen Pfeffer und Salz, oder den Saft eines Baumes, wodurch in kurzer Zeit die Transpiration wieder hergestellt wird, zu heilen. Weniger glücklich behandeln sie diejenigen Krankheiten, die durch die Hitze hervorgebracht werden, denn da sie durchaus nichts von mildernden oder besänftigenden Mitteln wissen, so haben die Kranken selten Kräfte genug, um den gewaltsamen Mitteln, die sie ihnen verordnen, nicht in kurzer Zeit zu unterliegen. In denjenigen Krankheiten, von denen sie sagen, daß sie durch den Wind hervorgebracht würden, lassen sie vorerst Schröpfköpfe anlegen, und den Patienten alsdann massen, d. h. auf eine ihnen eigenthümliche Art in allen Theilen ihres Körpers mit den Händen drücken und kneten, wodurch die Haut wieder Geschmeidigkeit erhält, und die Cirkulation des Blutes befördert wird. Die Augenkrankheiten behandeln sie ebenfalls sehr gut, und ich habe von den Mitteln, die sie dabei gebrauchen, in mehrern Fällen die schnellste und beste Wirkung gesehen. Bei Quetschungen legen sie mancherlei Pflanzen auf, die man in Europa nicht kennt, und die eine vorzügliche Kraft besitzen; die Wunden hingegen heilen sie so schnell als möglich zu, weil sie nicht wissen, wie vortheilhaft die Eiterung zur gründlichen Heilung derselben ist. Von der Anatomie haben sie nicht die allergeringste Kenntniß, und würden sich auch damit so lange nicht befassen, als ihre Religion die jetzige Strenge in Beobachtung aller ihrer Vorschriften beibehält; ein Arzt, der einen Leich-

nom öffnete und zergliederte, würde für seine ganze Nation ein Gegenstand des Abscheues werden.

Die Entbindungen der Frauenspersonen aber behandeln die Malabarischen Aerzte am allerschlechtesten. Einer Frau, die niederkommt, ist es durch ihre heiligen Schriften verboten, bis zum fünften Tage durchaus irgend etwas zu essen und zu trinken, als höchstens ein wenig trockenen Reiß, aber durchaus ohne Wasser. In einem so schrecklich heißen Lande aber fünf volle Tage lang durchaus nichts zu trinken, ist eine furchtbare, fast unausstehliche Marter. Die Kranke mag nun aber auch noch so kläglich um einen Tropfen Wasser jammern und flehen, so sind doch die Weiber, die sie umgeben, hierin ganz unerbittlich strenge, und es geschieht daher sehr häufig, daß die durch diese übermäßige Diät verursachte Schwäche der Wöchnerinn eine hitzige Krankheit zuzieht, durch welche sie in wenigen Tagen eine Beute des Todes wird. Es ist nicht zu beschreiben, wie viele Weiber der Hindus auf diese Art jährlich ums Leben kommen, und ob sie gleich täglich sehen, daß die Frauen der Weißen nur äußerst selten in den Wochenbetten sterben, so erlauben ihnen doch ihre religiösen Vorurtheile nicht, Rücksicht darauf zu nehmen.

Auch durch die Kinderpocken werden jährlich sehr viele Hindus hinweggerafft. Da ihre Aerzte diese Krankheit durchaus nicht kennen und keine Mittel dagegen besitzen, so bleibt ihnen nichts übrig, als die Göttinn Mariamtale, diese Urheberinn alles Bösen, anzurufen, daß sie sie von diesem Uebel befreien möge. Heut zu Tage werden durch die aus Europa dahin gebrachten Schutzpocken zwar viele Menschen am Leben erhalten, allein doch nur in den Gegend der von den Europäern bewohnten Städte und in der Caste der Parias. Die Europäischen Aerzte haben die Bemerkung gemacht, daß die Parias, die

täglich sehr viel Caffe trinken und alle Arten von Fleisch essen, weit heftiger von dieser Krankheit angegriffen werden, als die Braminen, die sich des Fleisches durchaus enthalten. Wenn ein Hindu von den Kinderpocken befallen wird, so sieht er sich sogleich von jedermann verlassen, wie es überhaupt bei diesem Volke in allen Krankheiten, durch welche Beulen und Geschwüre, die den Körper entstellen, hervorgebracht werden, der Fall ist. Sobald daher diese häßliche Krankheit sich in einem Hause zeigt, so wird sogleich ein Baumzweig vor der Thüre desselben aufgehängt, um dadurch jedermann zu benachrichtigen, daß man sich vor den darin befindlichen Pocken in Acht zu nehmen habe.

Auch der Aussatz ist in Indien eine sehr häufige Krankheit. Der davon Befallene wird sogleich von allen Menschen abgesondert, und ihm seine Nahrung täglich vor die Thüre hingestellt. Es soll sich einmal ein solcher Kranker eben dadurch kurirt haben, wodurch er die Absicht hatte, sich ums Leben zu bringen, indem er nämlich eine Portion Kali verschluckte. Diesem Mittel werden überhaupt so vorzügliche Eigenschaften zugeschrieben, daß ich mich nicht genug wundern kann, warum noch keiner von den Europäischen Aerzten, die diese Küste besuchten, die Eigenschaften desselben näher untersucht hat. Freilich verliert man in diesem glühend heißen Klima alle Thätigkeit und Energie, und hat weiter für nichts Sinn, als wie man sich gegen die Hitze schützen könne. Wenn man einen Zweig von dem Caffe-Baume abbricht, so fließt ein weißer milchähnlicher Saft aus demselben heraus. Dieser Saft ist in einem solchen Grade ätzend, daß wenn man einige wenige Tropfen davon, ohne daß sie mit andern den Hindus bekannten Substanzen vermischt sind, in das Auge bringt, man unfehlbar sogleich davon blind wird. Dessen ungeachtet bedienen sich die Hindus

desselben in Augenkrankheiten, und zwar mit dem besten Erfolg; allein sie vermischen ihn mit Citronensaft und Eisenrost, und legen ihn nicht unmittelbar auf das Auge, sondern um dasselbe herum.

Die Hindus leben niemals länger als 70 Jahre, und dies ist für sie das allerhöchste Alter. Nach allen Berechnungen bringt es von 18 Menschen kaum einer so weit, und von den Frauenspersonen stirbt immer eine unter sieben im Wochenbette. Wenn die Weiber über das Alter der Fruchtbarkeit hinaus sind, so müssen sie die allerbeschwerlichsten Arbeiten im Hauswesen verrichten. Die Mannspersonen sind dem Umgange mit dem weiblichen Geschlechte äußerst ergeben, und es ist kein seltener Fall, daß ein alter Mann ein sehr junges Mädchen heirathet, und sich noch darüber mehrere Konkubinen hält. Ihre Kinder lieben die Hindus auf das zärtlichste, und besonders die jüngern unter denselben, die sie mit Kleinodien aller Art beständig überhängen. Diese Liebe dauert so lange, bis die Kinder das Alter von 14 oder 15 Jahren erreicht haben, und geht immer in ihrer ganzen Stärke auf das jüngstgeborne über.

* Neuntes Kapitel.

Abreise aus Indien. — Nikobarische Inseln. — Pulo Pinang oder die Prinz-Wallis-Insel. — Malakka. — Ankunft auf den Philippinischen Inseln.

Im Julius 1804 verließ ich Pondichery und begab mich nach Trankebar, weil sich mir daselbst eine Gelegenheit zeigte, auf einem Dänischen Schiffe eine Reise nach Manila und den Philippinischen Inseln zu machen. Das Schiff hielt 700 Tonnen und war mit Pro-

dukten und Waaren der Küste Coromandel, und unter diesen mit Cambayen für den Werth von 80000 Piastern bestrachtet, wogegen es zu Manila Zucker einnehmen, und alsdann wieder nach Kopenhagen zurücksegeln wollte. Am 22sten Julius lichteten wir auf der Rhede von Trankebar die Anker, und wurden durch die Südwestwinde, welche man auf dieser Insel die Landwinde nennt, und die daselbst die eigentliche unerträgliche Hitze hervorbringen, in kurzer Zeit weit von der Küste entfernt. Schon am 27sten bekamen wir uns gegen den Nikobarischen Inseln über, und wären an der kleinsten derselben, weil man sie von fern her kaum sehen kann, durch einen plötzlichen Windstoß beinahe verunglücket. Es war gut, daß wir die Gefahr erst erfuhr, als sie schon vorüber war.

Die Nikobarischen Inseln wurden von den Dänen von Trankebar aus in Besitz genommen, weil sie bei der Einfahrt in die Meerenge von Malakka liegen, und folglich den vortheilhaftesten Handel mit der ganzen Malakkischen Halbinsel, mit der Insel Sumatra und den übrigen Sundischen Inseln darbieten. Vielleicht hofften auch die Dänen in der Folge die zwei größern Andamanischen Inseln noch in Besitz zu nehmen, auf deren eine die Engländer seitdem eine Niederlassung errichtet haben. Der Besitz der Nikobarischen Inseln schien um so vortheilhafter zu seyn, da die eine derselben nicht nur einen vortrefflichen Hafen, sondern auch einen äußerst fruchtbaren Erdboden hat, der nicht nur eine große Menge Reiß, sondern auch einen Ueberfluß an Arcka-Nüssen, die man an die Bewohner der Halbinsel verkaufen konnte, und überhaupt alle Arten von Produkten dieses Klimas hervorbringt, welche alle man mit leichter Mühe in Bengalen und auf der Küste Coromandel absetzen hoffen konnte. Die Dänen ließen sich daher auf derselben förmlich nieder, und erbauten daselbst ein mit guten Festungswerken versehe-

nes Fort. Allein nur allzubald überzeugte man sich von der außerordentlichen Ungesundheit des dasigen Klimas; die Besatzung mußte wegen der daselbst herrschenden bösartigen Fieber so äußerst häufig erneuert werden, und besonders die Europäer starben weit schneller weg, als in irgend einer andern Gegend von Indien. Man faßte daher im Jahre 1771 den Entschluß, die Nikoharischen Inseln wieder aufzugeben, und nur eine kleine Anzahl Malayen unter dem Kommando eines Negers, der von der Dänischen Regierung besoldet wird, daselbst zurück zu lassen.

Am 28sten fuhren wir in die Meerenge von Malakka ein. Die Küste dieser Halbinsel, so wie die von der Insel Sumatra, ist mit äußerst hohen Bergen eingefaßt, durch welche die aus dem Meere aufsteigenden Dünste von beiden Seiten aufgehalten werden. Es brechen daher nicht selten in einem einzigen Tage zehn bis zwölf Gewitter daselbst aus, die gewöhnlich mit einer vollkommenen Windstille endigen. An dem nämlichen Tage erblickten wir auch noch die Insel Pulo-Pinang, die dicht an der Malayischen Küste liegt. Ein eingeborner König des festen Landes schenkte vor Zeiten diese Insel einem Englischen Schiffskapitain, Namens Davidson, der schon lange zuvor in Handelsverbindungen mit ihm gestanden war. Als nun dieser hierauf nach England zurückkam, so stellte er den Direktoren der Compagnie die Vortheile vor, die aus einer Niederlassung auf dieser Insel entstehen müßten, da sie bei der Einfahrt in die Meerenge läge, und man folglich dem Handel der Holländer nach Malakka sehr großen Abbruch dadurch thun könnte. Wirklich brachte er es auch dahin, daß die Compagnie ihm seine Insel abkaufte, ihr den Namen Prinz-Wallis-Insel beilegte, und sich auf derselben, als einem ihr ganz unabhängig zugehörenden Eigenthume, festsetzten. Heut zu Tage befindet sich nun ein Gouver-

nur mit vier Räthen daselbst, und auch eine Besatzung von Europäischen Truppen. Die auf derselben befindliche Stadt ist sehr gut gebaut, und enthält die schönsten Casernen, ein Hospital und unermeßliche Magazine. Die Einwohner bestehen aus Malabaren, Bengalesen, und hauptsächlich aus Chinesern, welche die Compagnie mit großen Kosten dahin verpflanzt hat, sie hat ihnen nicht nur die Reise bezahlt, sondern auch einem jeden von ihnen eine Strecke Landes und alle benöthigten Geräthschaften und Handwerkszeuge umsonst geliefert. Auch befindet sich daselbst eine große Menge Mauhren, die theils ursprüngliche Einwohner der Insel sind, theils sich von dem festen Lande dahin begeben haben. Die Insel ist endlich auch noch aus dem Grunde von der äußersten Wichtigkeit für die Engländer, weil sie mit dem vortrefflichsten Holze zum Schiffbau fast ganz bedeckt ist; wirklich haben auch die letztern schon mehrere Schiffe von Theck-Holz daselbst erbauet.

Am 6ten August kamen wir auf der Rhede von Malakka an, auf welcher wir jedoch keine andern Schiffe als eine Englische Brigge, einen Dreimaster und einige Chinesische Junken antrafen. Die Lage der Stadt ist äußerst anmuthig. Die dasige Festung ist aber nichts weiter, als ein mit einer guten Mauer und einer Anzahl Kanonen versehener Hügel, wodurch wenigstens ein plötzlicher Ueberfall abgehalten werden kann. Die Luft ist sehr gesund, und man kennt keine andern Krankheiten daselbst, als die durch den allzu häufigen Genuß der Baumfrüchte, die in der größten Menge vorhanden, und von der vorzüglichsten Güte sind, verursacht werden. Das Wasser ist jedoch nicht sehr gesund, weil der Erdboden allzu sehr mit Waldungen bedeckt ist, durch welche sowohl die Luft abgehalten wird, ihn gehörig zu bestreichen, als auch die Sonne, ihn zu durchdringen, und ihm seine Bösartig-

keit zu entziehen. Der kleine Fluß, der am Fuße des Forts hinfließt, und aus dem die Einwohner alles Wasser, das sie trinken, holen müssen, wird aus verschiedenen kleinen Bächen gebildet, deren Wasser mit den allerungesundesten Bestandtheilen versetzt ist.

Alle Gebäude, die zum Gebrauch für die Regierung bestimmt sind, als z. B. die Häuser des Gouverneurs und der übrigen Europäischen Beamten, die Casernen, die Kirche und die Magazine, befinden sich insgesammt in dem Fort. Auch lag eine Besatzung von 400 Mann darin, die aus Sipoys aus Bengalen bestand. Durch den kleinen eben erwähnten Fluß wird das Fort von der Stadt getrennt. Diese liegt dicht am Ufer des Meeres, und hatte ehemals einige Festungswerke von Erde, um sie gegen einen unvorhergesehenen Ueberfall von Seiten der Malayen zu schützen; allein heut zu Tage sind dieselben fast gänzlich verfallen. Die Einwohner bestehen aus Weißen, Mestizen, Malayen und Chinesern, und machen im Ganzen genommen eine Bevölkerung von 12000 Seelen aus. Unter dieser Anzahl befinden sich ungefähr 70 Europäer, die im Dienste der Compagnie angestellt sind, 250 Europäische und Malayische Mestizen, 5000 Chineser, 6000 Malayen und gegen 500 Hindus von verschiedenen Casten.

Der Handel zu Malakka wird fast ausschließend von den Chinesern getrieben, von welchen die meisten, wenn sie durch Fleiß und Sparsamkeit sich einiges Vermögen erworben haben, wieder in ihr Vaterland zurückkehren, um es daselbst in Ruhe zu genießen. Durch die Chinesischen Gesetze ist es aber allen Unterthanen bei der strengsten Strafe verboten, das Reich zu verlassen, und es giebt in China kein größeres Verbrechen, als das Grab seiner Väter zu verlassen. Wann daher die ausgewandert gewesenen Chineser wieder in ihr Vaterland zurückkommen, so nimmt ih-

den der Mandarin, der über den Distrikt, worin sie wohnen, gesetzt ist, die Hälfte von dem, was sie auf ihrer Reise gesammelt haben, weg, um sie nicht zu verkürzen. Zu Malakka haben sie übrigens die nämliche Bauart ihrer Häuser beibehalten, an die sie in ihrem Vaterlande gewöhnt waren. In dem Hauptzimmer derselben steht immer ein Altar, der ihrem Gesetzgeber, Confutius, geweihet ist, und auf welchem sie beständig Weihrauch und Stückchen Goldpapier, worauf Hymnen geschrieben sind, verbrennen. Dieser Altar macht eine der wesentlichsten Zierden ihrer Häuser aus, und Confucius ist auf demselben immer zugleich mit einem Genius vorgestellt, der ihm leise ins Ohr flüstert. In ihren Häusern sowohl als an ihrem Körper beobachten die Chineser eine außerordentliche Reinlichkeit. Ihre Kleidung ist ganz wie die in ihrem Vaterlande; sie besteht in einem Paar langen Hosen, und einem vorn offenen und mit Knöpfen zugemachten Hemde. Das von den Reichen ist weiß, die Armen aber tragen ein blaues. Den Kopf haben sie glatt geschoren, bis auf einen kleinen Büschel Haare auf dem Obertheile des Hinterkopfes.

Der Malaye hat bei weitem noch nicht so große Fortschritte in der Civilisation gemacht, als die Chineser. Er hat noch ganz die Rohheit des Charakters und die rauhen Sitten der wilden Völker; auch wird er durch seine Lebensart von allem gesellschaftlichen Umgange noch mehr abgehalten. Er geht niemals aus, ohne mit einem Dolche bewaffnet zu seyn, der den Namen Cric führt, und eine äußerst gefährliche Waffe ist, weil die Spitze fast immer vergiftet, und folglich jede mit derselben versetzte Wunde tödtlich ist. Der Malaye bedient sich dieses Dolches hauptsächlich, nachdem er eine starke Dosis Opium, das er leidenschaftlich liebt, zu sich genommen hat. Hierdurch geräth er in eine furchtbare Raserey, in welcher er durchaus nichts mehr kennt, wie

ein Wüthender herumläuft und alles niederstößt, was ihm in den Weg kommt. Sie schreien dabei beständig amoc, amoc, weshalb man auch diesen rasenden Zustand den Namen des Amoc-Laufens beigelegt hat. Dabei scheinen sie ganz unempfindlich gegen allen Schmerz zu seyn; sie stürzen sich blindlings in Bajonette und Schwerdter, die ihnen vorgehalten werden, und oft, wenn sie schon von vielen Wunden durchbohrt sind, glückt es ihnen noch, ihren Mörder ebenfalls zu tödten. Die physische Stärke des Malayen wird dabei durch die reißende Schnelligkeit seiner Lebensgeister noch um vieles vermehrt; erst wenn diese ganz erschöpft sind, oder wenn die Wirkung des Opiums vorüber ist, kann man über einen solchen Rasenden Herr werden. Höchst selten setzt man sich der Gefahr aus, ihn lebendig zu fangen, sondern sucht gemeiniglich ihn zu tödten, wie ein wüthendes Thier.*)

Ueberhaupt begehen die Malayen täglich die abscheulichsten Diebereien und die verruchtesten Mordthaten, so streng und unerbittlich auch dabei die Gerechtigkeit gegen sie zu Werke geht. Da die Häuser nur aus Bambusrohr bestehen, das über einander gelegt ist, so geschieht es häufig, daß der Malaye den Eigenthümer einer Hütte, während er auf seiner Matte

*) Charpantier-Cossigny versichert in seiner Reise nach China und Bengalen (Berlin, in der Vossischen Buchhandlung 1801, S. 286), daß sich die Malayen keines reinen Opiums bedienten, um sich in diesem fürchterlichen Zustande zu versetzen, sondern daß sie dasselbe zuvor mit Citronensaft vermischten. Die Citronensäure, sagt er, verändert gänzlich die Natur des Opiums, und giebt ihm die Eigenschaft, das Blut zu entzünden, den Zusammenhang seiner Theile zu zerstören, und die Lebensgeister auf eine höchst furchtbare Art zu zerrütten. In Europa, setzt Cossigny hinzu, brauchen die Aerzte das Opium als ein beruhigendes und Schlaf beförderndes Mittel; oft hingegen verursacht es wider ihre Erwartung Unruhe und Schlaflosigkeit. Ich gebe daher den Aerzten zu bedenken, ob nicht der Grund von dieser letztern Wirkung darin liegt, daß das Opium Säuren in den ersten Wegen antrifft? W.

ruhig schläft, mit seinem Crie ermordet; er braucht dazu nur zwei Bambusrohre so weit von einander zu schieben, daß er den Arm hindurch stecken kann, worauf er ohne alle Gefahr zustoßen und tödten kann. Diejenigen Malayen, die in der Stadt wohnen, sind zwar weniger wild und grausam, als die in dem Innern des Landes; dagegen dürfte es aber kein Europäer wagen, den Fuß über das zu der Stadt gehörige Gebiet hinaus zu setzen, weshalb es ihnen daher auch bis jetzt nicht geglückt ist, das Innere des Landes nur im geringsten kennen zu lernen. Alle diejenigen unter ihnen, welche die Malayen gefangen nehmen, werden sogleich ohne alle Barmherzigkeit ums Leben gebracht; als Repressalien hingegen machen die Holländer jeden Malayen, der sie feindlich angegriffen hat und in ihre Hände fällt, zum Sklaven. Dessen alles ungeachtet ist es jedoch ein äußerst seltener Fall, daß ein Europäer zu Malakka bestohlen wird, denn die Malayen wissen recht gut, daß sie stets von einer zahlreichen Dienerschaft bewacht werden, und überhaupt sehr gegen sie auf ihrer Huth sind.

So viele verschiedene Sekten zu Malakka sind, so viele Kirchen sind auch daselbst, nämlich fünfe. Diese bestehen in einer großen Chinesischen Pagode, einer Muhamedanischen Moschee zum Gebrauch für die Malayen, einer Pagode für die Anhänger Wischnu's, einer katholischen Kirche für die Portugiesen, und endlich in einer reformirten Kirche. Die Stadt muß nothwendig immer derjenigen Macht zugehören, welche die herrschende in Indien ist. Ihre Lage ist in militärischer Rücksicht so schlecht, daß sie durchaus nicht vertheidigt werden kann, und die Mauer, welche die Festung umgiebt, könnte keinem, auch nur einigermaaßen lebhaften Angriff, ja nicht einmal einer Kanonade von einigen wenigen Stunden widerstehen. Ursprünglich gehörte diese Besitzung den Portugiesen,

und kam von diesen an die Holländer, die im Jahre 1660 das noch gegenwärtig vorhandene Fort erbauten. Im Jahre 1794 wurde dieselbe von den Engländern weggenommen, die sie zwar Kraft des Friedens von Amiens wieder an die Holländer herausgeben sollten, sie aber dessen ungeachtet bis jetzt noch immer behalten haben.

In merkantilischer Rücksicht hingegen ist die Stadt Malakka außerordentlich vortheilhaft gelegen. Sie liegt beinahe im Mittelpunkte der Straße, und kann folglich vermittelst der Malayischen Junken und Pro's, eine Art von Fahrzeugen, die sehr schnell und sehr gut segeln, mit der größten Bequemlichkeit nach China, Bengalen, Batavia, den Molucken, den Inseln Borneo, Sumatra und dergleichen, Handel treiben. Die Malayen, die ganz unten an der Spitze der Meerenge wohnen, greifen zuweilen die Schiffe an, wenn sie von einer Windstille daselbst überfallen werden, besonders wenn sie dieselben nicht für stark genug halten, um sich gegen die zahllose Menge ihrer Fahrzeuge vertheidigen zu können. Daher darf man dieselben auch niemals und unter keinerlei Vorwand am Bord der Schiffe steigen lassen, und muß es ihnen sogar auch alsdann verwehren, wenn sie Früchte, Schildkröten und andere Lebensmittel herbeibringen. Da sie ein Kriegsschiff nicht genau von einem Kauffartheischiff unterscheiden können, so geriethen sie im Jahre 1802 auf den unglücklichen Gedanken, eine Englische Fregatte, die an ihrer Küste von einer Windstille überfallen wurde, anzugreifen. Allein der Kapitain derselben traf, sobald er die zahllose Menge von bewaffneten Pro's gegen sich anrücken sah, die ernstlichsten Gegenanstalten. Als daher die Malayen eben entern wollten, so wurden sie auf eine so unerwartete und so furchtbare Art von ihm bewillkommt, daß ihre ganze, aus mehr als 300 Segeln bestehende Flotte fast ganz-

lich zu Grunde gerichtet wurde. Seit dieser scharfen Lektion sind sie ein wenig vorsichtiger geworden, und die Regierung zu Malakka durfte daher nur einige Kanonierschaluppen unterhalten, und dieselbe von Zeit zu Zeit in der Straße herumkreuzen lassen, um den Malayen das Handwerk der Seeräuberei gänzlich abzugewöhnen.

Das zu Malakka gehörige Gebiet bringt die besten Früchte aller Art hervor, die in diesem ganzen Theile von Asien irgendwo gefunden werden, und zwar in einer ganz außerordentlichen Menge. Die ersten und vorzüglichsten darunter sind die Mangustans, die so groß wie ein kleiner Apfel und ungemein wohlschmeckend sind; außerdem giebt es daselbst auch noch mehrere andere ähnliche Früchte, die ein säuerlich süßes, in einem hohen Grade kühlendes und erquickendes Fleisch haben. Auch wird die Sago-Palme sehr häufig dort gefunden, aus deren Mark das bekannte Nahrungsmittel gewonnen wird, das für die Malayen, die es zuzubereiten verstehen, einen vorzüglichen Theil ihres Unterhaltes ausmacht; unglücklicher Weise wächst aber der Baum sehr langsam, und es gehört viele Zeit dazu, ehe man sich seiner mit Vortheil bedienen kann. Die ganze Küste dieser Halbinsel ist durchgängig mit dicken Wäldern bedeckt, die sich sogar auf 50 Stunden in das Innere des Landes hinein erstrecken. Die Kleidung der Malayen, die ich zu Malakka gesehen habe, besteht in einer Toque, oder einem Bengalischen Tuch, das um den Kopf gewunden wird, ferner in einem farbigen weiten Oberkleide, in einem Paar langen und weiten Beinkleidern und in einem breiten Gürtel, in welchem sie beständig einen Dolch hängen haben.

Am 10ten August verließen wir Malakka wieder, und schon am 1sten September erblickten wir die Philippinischen Inseln. In der Nähe derselben trafen

wir ein Spanisches Schiff an, das einige Tage vorher, als wir ihm ebenfalls begegnet waren, uns für Feinde gehalten und deshalb die Flucht ergriffen hatte. Es führte den Namen Santo-Domingo, gehörte der Compagnie der Philippinischen Inseln zu, und war gerade vor vier Monaten von Cadix abgesegelt; auf demselben befanden sich ein neuer Erzbischof von Manila, und 80 Reisende. — Wegen heftiger Kopfschmerzen konnte ich nicht eher als am 4ten ans Land steigen.

Zehntes Kapitel.

Entdeckung der Philippinischen Inseln durch Magellan. Wegnahme derselben durch Legaspi. — Erbauung der Stadt Manila.

Unsere Kenntnisse von dem Archipel der Philippinischen Inseln sind noch äußerst unvollständig, denn die wenigen Produkte, die wir von daher ziehen, der sehr bedeutende Handel, der dahin getrieben wird, und, mehr als alles dieses, die außerordentliche Trägheit der Nation, der dieselben zugehören, haben es uns bisher unmöglich gemacht, sie genauer kennen zu lernen. Dessen ungeachtet würden wir aber durch die Reisenden, die zu verschiedenen Zeiten dahin gekommen sind, ausführlichere Nachrichten von denselben erlangt haben, wenn es nicht von dem Spanischen Hofe aus einer über allen Begriff abscheulichen Politik jedem fremden Kauffartheischiffe schlechterdings verboten gewesen wäre, in irgend einem Hafen dieser Kolonie einzulaufen. Im Jahre 1790 wurde jedoch dieses Verbot wieder aufgehoben, und der König von Spanien

ertheilte dem damals als Gouverneur dahin geschickten Don Raphael Maria D'Aguilar den ausdrücklichen Befehl, daß er alles Mögliche aufbieten sollte, um den Handel dieser Inseln empor zu bringen.

Seit dieser Epoche hat sich nun zu Manila die Lage der Dinge schon auf eine sehr vortheilhafte Art gegründet, und die Folgen von dieser weisen Maaßregel werden sich auch nach und nach über das Innere dieser Inseln verbreiten, obgleich die vielen Mönche, die sich daselbst befinden, diese Veränderung aus allen Kräften zu verhindern suchen, denn sie sehen wohl ein, daß sich durch den zunehmenden Handel mancherlei Kenntnisse auf die Inseln verbreiten werden, die der unumschränkten Gewalt, welche sie über die Indianer ausüben, nothwendiger Weise nachtheilig werden müssen. Aus diesem Grunde üben sie eine wahre Tyrannei über die Europäer und sogar auch über die Spanier aus, die sich in den verschiedenen Obersern in den Provinzen, deren gesammte Reichthümer sie für ihr ausschließendes Eigenthum ansehen, niederlassen. Ohngeachtet aller dieser Hindernisse, welche die Mönche dem zunehmenden Flor des Landes entgegen setzen, fängt man daher schon an, sowohl zu Manila als in den Provinzen, in nähere Verhältnisse mit dem Auslande zu treten, und die Indianer bringen von ihren Reisen immer neue Ideen über die Verbesserung der Kultur auf ihre Inseln zurück. Man kann also allerdings für die Zukunft eine glückliche Veränderung daselbst erwarten, allein dessen ungeachtet wird es noch außerordentlich lange damit währen, weil die dasige Regierungsverfassung äußerst fehlerhaft ist, und die sämmtlichen Einwohner auf eine ganz unerhörte Art unter dem Drucke der Mönchsgewalt seufzen. Das Werk der Zeit kann nur dadurch beschleunigt werden, daß eine andere mächtige Hand in dasselbe eingreift, und diesem von Natur so gesegneten Lande mit ge-

waltsamer Beseitigung aller Hindernisse diejenigen Handelsvortheile verschafft, die es seiner äußerst günstigen Lage wegen erwarten kann.

Ich habe mich über zwei Jahre auf den Philippinischen Inseln aufgehalten, und da während dieser Zeit die dasige Regierung meine geringen Talente benutzte, um zweckmäßigere Maaßregeln zur allenfalls nöthigen Vertheidigung des Landes zu treffen, so habe ich dadurch Gelegenheit bekommen, alle Theile dieser Inseln ziemlich genau kennen zu lernen. Ich will daher hier meinen Lesern einige von den Bemerkungen, die ich daselbst machte, ohne Schmuck, aber mit der genauesten Wahrheit, mittheilen. Es wird jedoch nothwendig seyn, der Beschreibung dieser Inseln einige kurze Nachrichten über die Entdeckung derselben voran zu schicken.

Nach der Entdeckung von Amerika und der Südsee gerieth bekanntermaaßen Hernandes von Magellan, ein Portugiese, auf den Gedanken, daß dieses Meer in der Nähe des Südpoles mit dem Atlantischen Ocean in Verbindung stehen müsse. Weil aber der König von Portugal, sein Landesherr, sich auf die Entdeckung dieser Durchfahrt nicht einlassen wollte, so wandte er sich mit seinem desfallsigen Vorschlage an den Kaiser Carl V., der sich damals in Spanien aufhielt. Es kostete ihn auch nicht viele Mühe, diesen Monarchen zu überzeugen, daß nach der berühmten von dem Pabst gezogenen Theilungslinie die Molukkischen Inseln, die damals noch ausschließend den Namen der Gewürzinseln führten, der Krone Spanien von Rechtswegen zugehören müßten, und daß man durch die zu entdeckende Durchfahrt einen kürzern und bequemern Weg dahin finden würde, als der um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum ist. Der Kaiser ließ deshalb sogleich fünf Schiffe ausrüsten, welche 234 Mann und hinlängliche Lebensmittel auf zwei Jahre am Bord

hatten,

hatten, um diese Durchfahrt aufzusuchen, und im Fall, daß dieses Unternehmen gelingen sollte, sich der Molukkischen Inseln zu bemächtigen.

Magellan, dem das Commando über diese Flotte übertragen wurde, reiſ'te am 10ten August 1519 von Sevilla ab, und kam am 13ten September an der Küste von Brasilien an. Wegen der eintretenden Kälte mußte er in einen weiter gegen Süden gelegenen Bay überwintern; hier hatte er, besonders von Meutereien seiner Mannschaft, sehr viel auszustehen, und konnte dieselbe nur durch die strengsten Maasregeln in dem zu seinem Vorhaben so wesentlich nöthigen Gehorsam erhalten. Am 1sten November 1520 entdeckte er endlich die sie sehnlich gewünschte Meerenge, die noch bis auf den heutigen Tag seinen Namen führt. Man kann sich denken, wie groß seine Freude muß gewesen seyn, als er nach so vielen überstandenen Gefahren seine Absicht so glücklich erreicht sahe! Er brauchte zwanzig Tage, um durch diese Straße hindurch zu fahren, und sich in die Südsee zu begeben. Hier kam er jedoch nur noch mit drei Schiffen an, denn eines hatte in der Straße selbst Schiffbruch gelitten, und ein anderes war heimlicher Weise nach Spanien zurückgekehrt.

Er befand sich nunmehr in der unermeßlichen Südsee, deren Wellen bisher noch von keinem einzigen Schiffe durchschnitten worden waren. Der Wind war ihm äußerst günstig, und schon gegen Weihnachten entdeckte er die Insel Mindanao, wo er landete, und durch Aufpflanzung eines Kreuzes im Namen des Königs von Spanien von allen diesen Inseln Besitz nahm. Hierauf segelte er weiter nach der Insel Zebu, der ersten der Philippinen, die er entdeckte. Er wurde auf derselben ziemlich gut aufgenommen, und der dasige König mit seiner ganzen Familie und einem Theile seiner Unterthanen willigten sogar ein, sich taufen zu

lassen. Dieses Zeichen der Freundschaft war für diese ächt-katholische Nation von jeher das allerangenehmste; ein Indianer, der sich taufen läßt, war und ist noch heut zu Tage in den Augen der Spanier ein ganz neuer, gleichsam wiedergeborner Mensch, der jedoch dadurch nicht ihr Freund, sondern nur ihr Sclave wird. Ihr Freund, ihr Bruder in der andern Welt, dies mag seyn; aber hienieden ist er bloß das sclavische Werkzeug ihrer schrecklichen Habsucht!

Unglücklicher Weise fiel es dem Könige von Mactaro, einer ganz kleinen unmittelbar gegen Zebu über gelegenen Insel, ein, daß er sich nicht wollte taufen lassen. Er hatte sogar die Kühnheit, den Spaniern den Krieg anzukündigen, und sie aufzufordern, sich, wenn sie könnten, seiner Inseln zu bemächtigen. Magellan wurde hierüber so aufgebracht, daß er die Unklugheit beging, die Herausforderung des Indianischen Königs anzunehmen, und mit 50 Mann auf die Insel hinüber zu schiffen. Die listigen Indianer wußten ihn jedoch in Sümpfe zu locken, wo er von einem Pfeile getödtet, und auch die meisten von seinen Leuten ermordet wurden. Dies war das unglückliche Ende von Magellan, der einen großen unsterblichen Namen, und der Spanischen Krone durch seine Entdeckung eine unerschöpfliche Quelle von Reichthümern hinterlassen hat.

Nach seinem Tode verloren die Spanier allen Muth, und die Einwohner von Zebu faßten, trotz dem, daß sie sich hatten taufen lassen, den Entschluß, sich der kleinen Anzahl ihrer Bekehrer gänzlich zu entledigen. Sie brachten daher alle diejenigen, die sich am Lande befanden, ums Leben, und unter diesen war auch Juan de Serano, der nach Magellans Tode das Ober-Commando übernommen hatte. Die Spanier segelten hierauf unverzüglich von dieser unglücklichen Küste weg, jedoch nur noch mit zwei Schiffen, denn sie hatten nicht mehr Leute genug, um das dritte beman-

nen zu können, und mußten es deshalb in Stich lassen. Aber auch von diesen beiden Schiffen ging noch eins zu Grunde, und nur das letzte wurde von Sebastian Cano am 7ten September 1522 in den Hafen von St. Lucas zurückgebracht. Die Reise hatte 3 Jahre gedauert; zwei Ober-Befehlshaber waren darauf ums Leben gekommen; von fünf Schiffen war nur noch ein einziges übrig, und von 234 Mann, die sich eingeschifft hatten, kamen nur 19 wieder in ihr Vaterland zurück. Allein Spanien hatte durch diese Reise einen neuen Weg nach den Molukkischen Inseln aufgefunden, und überdies auch die Philippinischen Inseln entdeckt. Sebastian Cano erntete den Ruhm ein, daß er zuerst die Welt umsegelt hat, und wurde auch dafür von dem Kaiser mit Geschenken und Ehrenstellen auf das reichlichste belohnt.

In den folgenden Jahren wurden noch zu wiederholten Malen Flotten ausgerüstet, welche auf dem neu entdeckten Wege nach den Molukken segeln und sich derselben bemächtigen sollten. Die Portugiesen waren jedoch in diesen Meeren den Spaniern an Stärke weit überlegen, und deshalb schlugen alle diese Unternehmungen zum Nachtheil der letztern aus. Endlich im Jahre 1529 wurde der Streit zwischen beiden Mächten dahin geschlichtet, daß Spanien für eine Summe von 350000 Dukaten allen seinen Ansprüchen auf die Molukkischen Inseln entsagte. Dagegen gab sich Spanien nunmehr alle mögliche Mühe, um sich in den Besitz der von Magellan entdeckten Inseln zu setzen, und schickte deshalb mehrere Flotillen zu diesem Zwecke ab; allein verschiedene solcher Versuche liefen unglücklich aus, bis endlich König Philipp II. dem Vice-König von Mexico den Befehl ertheilte, einige Schiffe in dieser Absicht auszurüsten, und zugleich den Oberbefehl über dieselben dem Lopez de Legaspi, einem Manne von erprobter Tapferkeit, übertrug.

Dieser Legaspi reiste am 21sten November 1564 aus dem Hafen von Acapulco ab, und erreichte am 22sten Januar die Ladronen- oder Diebs-Inseln, wo er sich einige Tage aufhielt, um sich mit frischem Wasser zu versehen. Am 13ten Februar erblickte er endlich die Philippinischen Inseln, an deren ersten er sogleich landete, um von den Eingebohrnen Lebensmittel zu erhalten. Da er jedoch durchaus keine von ihnen bekommen konnte, und der Mangel auf seinen Schiffen schon so groß war, daß man ihn eine völlige Hungersnoth nennen konnte, so mußte er, um sich Lebensmittel zu verschaffen, zwischen den Inseln, die den Bissayschen Archipel ausmachen, noch weiter vorrücken. Endlich erreichte er die Insel Bahol, deren Einwohner sich jedoch insgesammt in die unersteiglichen Gebirge im Innern geflüchtet hatten. Durch ein daselbst befindliches Malayisches Schiff von Borneo erfuhr er jedoch, daß die Ursache hiervon bloß allein Furcht und keineswegs böser Wille wäre. Er ersuchte deshalb den Anführer des genannten Fahrzeuges, daß er den Vermittler machen, und wo möglich den König der Inseln zu bereden suchen möchte, zu ihm auf das Schiff zu kommen. Dieses glückte auch über alle Erwartung, und der König entschloß sich nicht nur, Frieden mit den Spaniern zu machen, sondern denselben auch nach der Landesitte mit Blut zu besiegeln. Es herrschte nämlich bei diesen Indianern der Gebrauch, daß sie, um einem abgeschlossenen Vertrag desto mehr Heiligkeit zu geben, sich gegenseitig ein wenig Blut aus dem Arm abzapften, dasselbe mit Wasser oder mit Wein vermischten, und es alsdann gemeinschaftlich tranken, wobei sie sich auf die feierlichste Art Friede und Freundschaft angelobten. Legaspi willigte ohne Bedenken in diese sonderbare Art, ein Bündniß abzuschließen; er gab von seinem Blute her, das mit dem des Königs vermischt, und alsdann von beiden getrunken wurde. Was thut

nur nicht, um sich in einer Entfernung von mehr als 3000 Stunden von seinem Vaterlande vom Hungertode zu retten? Wirklich befanden sich die Spanier auch sehr wohl dabei, denn die Insulaner hatten von diesem Augenblick an das vollste Zutrauen zu ihnen, und lieferten ihnen Lebensmittel im Ueberfluß.

Am 22sten April segelte Legapsi nach Bahol, und am 27sten kam er bei der Insel Zebu an, der nämlichen, auf welcher so viele Leute von Magellans Flotte umgebracht worden waren. Er suchte sogleich mit dem Könige dieser Insel ein Bündniß einzugehen, allein dieser hatte sich mit seinen Unterthanen in die Gebirge geflüchtet, die Dörfer abgebrannt, und alle Lebensmittel fortgeschleppt. Legapsi begab sich dessen ungeachtet ans Land, weil er eines von seinen Schiffen ausbessern lassen wollte, um es nach Neu-Spanien zurück zu schicken. Er erbaute in der Geschwindigkeit eine Art von Fort, um sich dadurch wenigstens des Nachts gegen die Ueberfälle der Indianer zu schützen, denn nur vor solchen hatte es sich zu fürchten, da er dieselben anderseits durch seine Feuergewehre, und besonders durch den Donner der Kanonen, vor dem sie eine außerordentliche Furcht hatten, hinlänglich in Respect erhalten konnte. Mehrere Spanier aber, die sich nur ein klein wenig von dem Fort entfernten, wurden von den Indianern umgebracht. Man mußte deshalb um so mehr eilen, das Schiff nach Neu-Spanien abzuschicken, um von dem dasigen Vice-König Unterstützung an Mannschaft und Lebensmitteln zu erhalten.

Nach langen Unterhandlungen, die zu verschiedenen Malen angeknüpft und immer wieder abgebrochen wurden, glückte es Legapsi endlich dennoch, mit dem Könige der Insel einen Frieden abzuschließen, zu Folge dessen sich der letztere dem Könige von Spanien unterwarf, und in die Erbauung eines Dorfes und eines Forts willigte. Von dieser Zeit an benutzte

nun der König jede Gelegenheit, Legapsi zu besuchen; es geschahe aber blos um einige Geschenke von ihm zu erhalten, denn seine Gesinnungen gegen die Spanier waren keinesweges aufrichtig. Ungeachtet des Friedens fehlte es den letztern immerfort an Lebensmitteln, und man erfuhr auch bald, daß die Indianer große Magazine im Innern angelegt hatten, in welche sie alle Lebensmittel von der ganzen Insel schafften, um die Spanier nach und nach auszuhungern. Legapsi stellte sich jedoch, um nur den Frieden nicht zu stören, als wenn er von diesem verrätherischen Plane nichts wüßte, und er konnte dieses auch um so leichter, da die Bewohner der Insel Luzon, welche sahen, daß die Spanier prompt bezahlten, sein einigen Zeit Lebensmittel in Menge herbeischafften.

Als im folgenden Jahre mehrere Schiffe aus Neu-Spanien ankamen, durch welche die neue Kolonie in jeder Rücksicht wesentlich verstärkt wurde, so hielt es Legapsi für rathsam, endlich auch an die Bestrafung des Königs von mehreren dieser kleinen Inseln zu denken, die ihm zur Zeit der Noth einige von seinen Leuten, als sie Lebensmittel bei ihnen holen wollten, umgebracht hatten. Er schickte deshalb ein Commando auf die Insel Panay, und ein anderes auf die Insel Masbate, welche beide in kurzer Zeit dem Könige von Spanien unterworfen, und förmlich in Besitz genommen wurden. Legapsi selbst aber bekriegte die Malayen von den Inseln Polo und Borneo, welche diese neu entdeckten Inseln beständig feindlich zu überziehen pflegten, um die Einwohner derselben zu Sclaven zu machen. Die letztern leisteten ihm dabei den kräftigsten Beistand; er brachte den Malayen eine gänzliche Niederlage bei, und verfolgte sie bis nach Mindoro und Luban, zwei Inseln, wohin sie sich zu flüchten gewohnt waren, und welche beide er nach einem kurzen Widerstand eroberte. Die bei dieser Gelegenheit zu Gefangenen gemachten

Malayen bezahlten ihm für ihre Freilassung ein sehr beträchtliches Lösegeld, und er hatte die Großmuth, den ganzen Betrag desselben unter diejenigen Indianer, die ihn unterstützt hatten, zu vertheilen.

Weil die Spanier den größten Theil ihrer Lebensmittel von der Insel Luzon, und besonders aus der Gegend von Manila zogen, so glaubte Legapsi, sich nothwendiger Weise dieses Postens bemächtigen zu müssen, wenn seine Colonie eine dauerhafte Festigkeit erhalten sollte. Er schickte deshalb im Mai 1570 ein Commando unter seinem Neffen, Juan Salcedo, dahin ab, bei welchem sich auch eine Menge von den Indianern befanden, die ihm vorher in dem Kriege gegen die Malayen Beistand geleistet hatten, und die jetzt abermals hofften, einen beträchtlichen Gewinn zu machen. Das Land, in dessen Besitz man sich setzen wollte, wurde damals von mehreren kleinen Königen regiert, die sich diesen stolzen Namen beilegten, obgleich ihre ganze Herrschaft sich nur über ein oder zwei Dörfer erstreckte. Diese Könige leisteten aber den Spaniern einen verzweifelten Widerstand, und brachten es durch vortheilhafte Gefechte dahin, daß dieser erste Versuch gegen sie gänzlich mißlang, und Salcedo mit seinem Commando die Insel wieder verlassen mußte. Als aber im folgenden Jahre Legapsi den bestimmten Befehl aus Europa erhielt, daß er sich schlechterdings in den Besitz der Philippinischen Inseln setzen sollte, so nahm er, weil dieser ohne den Besitz von Manila auf der Insel Luzon unmöglich auf eine dauerhafte Art geschehen konnte, seine ganze Macht zusammen, die, außer den Indianern, in 280 Europäischen Soldaten bestand, um sich dieser vortheilhaften Position mit aller Gewalt zu bemächtigen.

Als nun die Indianer die Spanier ankommen sahen, so glaubten sie, daß sie bei diesem zweiten Besuche keine andere Absicht hätten, als sich wegen des ihnen

bei dem ersten geleisteten Widerstandes auf eine grausame Art zu rächen. Sie steckten deshalb alle vorliegende Dörfer in Brand, und flüchteten sich insgesammt in ein weiter entferntes, das aber heut zu Tage ebenfalls noch eine Vorstadt von Manila ausmacht. Als ihnen aber die Spanier durch einen Dolmetscher bekannt machen ließen, daß sie keinesweges die Absicht hätten, ihnen den geringsten Schaden zuzufügen, so löschten sie das Feuer wieder aus, und kamen nach und nach sämmtlich in ihre Dörfer zurück. Ihre Könige begaben sich hierauf insgesammt zu Legazpi, erkannten den König von Spanien für ihren Oberherrn, und versprachen auch, sich dem Joche des Evangeliums zu unterwerfen. Diese Einigkeit wurde jedoch bald hernach noch einmal gestört, indem die Indianer durch ihre Landsleute im Innern der Insel zur Empörung aufgewiegelt und darin auf das kräftigste von ihnen unterstützt wurden. Es kam aber sehr bald zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher die Spanier den Sieg davon trugen, und eine solche Niederlage unter den Indianern anrichteten, daß diese in der größten Geschwindigkeit den Frieden mit den Spaniern wieder herzustellen suchten. Legazpi erbaute hierauf sogleich ein Fort an der Mündung des Flusses, um sich sowohl gegen einen unversehenen Angriff von Seiten der Einwohner sicher zu stellen, und nahm alsdann auch Besitz von demjenigen Orte, wo heut zu Tage die Stadt Manila liegt. Dieses alles geschahe im Frühjahr von 1571.

Eilftes Kapitel.

Beschreibung der Philippinischen Inseln. — Produkte. — Einwohner. — Sitten, Gebräuche und Religion der letztern.

Man hat im vorigen Kapitel gesehen, wie leicht die Eroberung der Philippinischen Inseln den Spaniern geworden ist, und doch machen diese Inseln durch ihre kostbaren Produkte aller Art und ihre Reichthümer eine außerordentlich wichtige Besitzung aus. Ihren Namen haben sie zu Ehren König Philipps II. erhalten, unter dessen Regierung die Eroberung derselben bewirkt wurde; Magellan hatte sie vorher die Inseln du Ponant genannt, und sie auch zuweilen mit dem Namen des Archipels von St. Lazarus belegt, weil er am Tage dieses Heiligen sie zuerst entdeckt hatte. Die größte unter allen diesen Inseln ist Lüzon, die ihren Namen daher erhalten hat, weil man daselbst vor den Thüren aller Indianer ein Stück Holz, in Gestalt eines Schwerdts hängen sah, vermittelst dessen die Einwohner den Reiß von seinen Hülsen zu befreien pflegten, und das wegen seiner Aehnlichkeit mit einer Keule von den Eroberern für eine feindliche Waffe gehalten wurde; da nun in der Landessprache dieses Werkzeug Lusong heißt, so haben die Spanier der ganzen Insel den Namen Lüzon beigelegt.

Diese Insel, die allergrößte und wichtigste unter den Philippinen, hat von Norden nach Süden, d. h. von dem Vorgebirge Bajador bis an die Meerenge St. Bernardino, eine Länge von 175 Stunden, und von Osten nach Westen eine Breite von 75 Stunden. Auf der Südseite der Insel befindet sich eine Bay, die mehr als

50 Stunden im Umfange groß ist, und in welcher sich mehrere beträchtliche Flüsse ergießen, unter andern auch der Pasig, der an der Stadt Manila, die zwischen diesem Flusse und dem Meere liegt, vorbeifließt. Er entspringt aus dem See Bay, der 3 Stunden ostwärts von Manila liegt, und über 45 Stunden im Umfange groß ist.

Vor der Ankunft der Spanier wurde dieser ganze Theil der Insel von den Tagalen bewohnt, und war mit sehr vielen Dörfern bedeckt, wovon jedes unter der Regierung eines besondern Oberhauptes stand, dem sie den vornehmen Titel eines Rajah oder Fürsten beilegten. Heut zu Tage ist das Land in mehrere Provinzen eingetheilt, wovon jede unter den Befehlen eines Alcalde-Majors steht, der in derselben die Gerechtigkeit zu verwalten, und den Tribut, den die Indianer an die Regierung bezahlen müssen, zu erheben hat. Westwärts von den Tagalen fanden die Spanier bei ihrer Ankunft noch mehrere andere Völker, die von jenen sowohl in Rücksicht der Sprache, als auch der Sitten und Gebräuche wenig verschieden wären; ich werde ihrer bei Gelegenheit der Provinzen, in denen sie heut zu Tage wohnen, ausführlicher erwähnen. Die Regierungsverfassung von allen diesen verschiedenen Völkerschaften war im Wesentlichen ungefähr die nämliche, und wenn auch noch gegenwärtig die Sprachen derselben verschieden sind, so sieht man doch deutlich, daß sie insgesammt von einer gemeinschaftlichen Muttersprache abstammen, nämlich von der Tagalischen, die aber ebenfalls wieder eine Tochter der Malayischen Sprache ist. Die meisten von diesen Völkerschaften sind heut zu Tage den Spaniern unterworfen, und ihre Länder in Provinzen eingetheilt. Nur allein das Innere der Insel, besonders der östliche Theil derselben, wird noch von Völkern bewohnt, welche die Herrschaft der Spanier nicht anerkennen, und bis auf den heu-

gen Tag weder ihre uralte Regierungsverfassung, noch auch ihre Religion im geringsten verändert haben. Die Spanier besitzen sogar nur eine äußerst unvollkommene Kenntniß von ihnen, und die katholischen Indianer stehen mit ihnen durchaus in keinen Verhältnissen, sondern halten dieselben, seitdem sie selbst sich zum Christenthume bekehrt haben, für eine weit geringere Race von Menschen als sich. Da ich jedoch mehrere Reisen in die Gebirge gemacht, so habe ich dadurch Gelegenheit bekommen, diese Völkerschaften genauer kennen zu lernen, und werde deshalb weiter unten eine Beschreibung von ihnen mittheilen. Vorläufig will ich nur über die sämmtlichen Einwohner der Insel die Bemerkung voraus schicken, daß, ob sie gleich nach ihren verschiedenen Wohnplätzen mehrere Namen führen, und auch an Sitten und Gebräuchen von einander abweichen, man doch aus ihrer äußern Gestalt sogleich mit Bestimmtheit auf den ersten Blick erkennen kann, daß sie von zwei ganz von einander verschiedenen Menschenracen abstammen, denn ein Theil derselben hat lange Haare, und der andere kurze und wollige. Die erstern begreife ich unter dem allgemeinen Namen der Tingianen; und die andern unter dem schon allgemein bekannten der Ygalotten oder Negritos del Monte.

Ostwärts von den Tagalen wohnt die sehr zahlreiche Nation der Camarinen, deren Land in zwei Provinzen eingetheilt ist, und seiner ganzen Länge nach durch eine Kette von hohen Gebirgen durchschnitten wird. Das Innere dieser Gebirge ist fast ganz wüste, wegen der vielen daselbst befindlichen feuerspeienden Berge, oder wird bloß von wilden Völkern bewohnt, welche sich der Herrschaft der Spanier noch im geringsten nicht unterworfen haben. In beiden Provinzen erstreckt sich diese Herrschaft nur auf eine kurze Strecke von der Küste des Meeres weg. Unter den genannten feuerspeienden Bergen befinden sich mehrere, die in

naturhistorischer Rücksicht äußerst merkwürdig sind; außer den noch wirklich brennenden Vulkanen trifft man daselbst auch eine Menge erloschener an, so wie auch sehr viele heiße Wasserquellen, woraus man denn auf die furchtbare Gährung schließen kann, die in dem Innern des Erdbodens beständig vor sich gehen muß. Im Jahre 1804, und zwar im Monat Oktober, verspürte man auf den Philippinischen Inseln neun heftige Erdbeben; in der Provinz der Camarinen überzitterte in dieser ganzen Zeit die Erde vierzehn Tage lang ununterbrochen fort.

Südwärts von der Insel Luzon liegen die Inseln Mindoro, Panay, Paragua, Masbate, Zebu, Bahol, Lahte, Samor und eine zahllose Menge von kleinern, die rings um die genannten zerstreut liegen. Man begreift dieselben heut zu Tage insgesammt unter dem gemeinschaftlichen Namen der Bissayen; ehemals führten sie aber den Namen der Pintados-Inseln, oder der Inseln der gemahlten Menschen, weil bei der ersten Ankunft der Spanier die Bewohner derselben ihren Körper mit allerlei Farben zu bemahlen pflegten. Die Küsten aller dieser Inseln sind den Spaniern unterworfen, und die Bewohner derselben bezahlen einen Tribut an den Alcade, der daselbst die Regierung führt. Diese Herrschaft der Spanier erstreckt sich jedoch nicht über die Küstenländer hinaus, und in dem Innern aller dieser Inseln hat noch ganz die männliche Regierungsverfassung statt, wie zur Zeit der ersten Eroberung. Etwas mehr südwärts von diesen Inseln liegen die Inseln Mindanao und Holo, wovon die erstere außerordentlich groß und sehr bevölkert ist. Die Spanier besitzen auf den Küsten derselben einen schmalen Strich Landes, der in drei Provinzen eingetheilt ist, und worin sich Sambuangen, ein befestigter Ort, befindet; die ganze übrige Insel gehört einem eigenen Sultan zu, der mit dem von Holo ein enges

Bündniß zur Behauptung ihrer beiderſeitigen Unabhängigkeit abgeſchloſſen hat. Dieſe beiden Sultane führen nun einen beſtändigen Krieg mit den Spaniſchen Unterthanen in den Biſſayen, welche ſie, wo ſie nur können, wegnehmen und an die Einwohner von Borneo als Sclaven verkaufen. Die Regierung zu Manila hat ſchon mehrere Male Frieden mit ihnen geſchloſſen, allein er iſt niemals von Dauer geweſen, ſondern auch mitten im Frieden trieb dieſes Volk ſeine Seeräubereyen immer fort, und hatte ſogar nicht ſelten die Kühnheit, bis mitten in die Bay von Manila zu kommen, und Gefangene von dort wegzuſchleppen. Die Spanier müſſen daher beſtändig einige Truppen auf der Inſel Mindanao halten, um die daſigen Einwohner im Reſpekt zu erhalten, und außerdem haben ſie auch noch eine gewiſſe Anzahl von Kanonierſchaluppen, die jährlich abwechſelnd auslaufen, um gegen ſie zu kreuzen.

Die geographiſche Lage der Philippiniſchen Inſeln iſt zwiſchen 5 und 19° nördlicher Breite. Die Sonne geht zweimal durch ihren Zenith, und hebt alsdann eine ungeheure Menge von Dünſten empor, die in Regengüſſen wieder herabfallen, durch welche Seen und Flüſſe entſtehen, die den Erdboden bewäſſern, ihm einen außerordentlichen Grad von Fruchtbarkeit geben, und die Hitze der Atmoſphäre mildern. Die Regenzeit dauert vom Monat May bis in den September, und zuweilen ſogar bis in den December. Von dieſem Monat an bis zum Wiedereintritt der Regenzeit genießt man eine liebliche friſche Luft, wie ungefähr in Europa in den annuthigſten Frühlingstagen. In den vier Monaten vom November bis Ende Februars ſind die Nordwinde faſt beſtändig herrſchend; im März tritt der ſüdweſtliche Monſuhn ein, und dauert die Monate April und May hindurch fort; alsdann aber legt ſich der Wind durch Süden wieder nach Oſten um, ſo daß er alſo innerhalb zwölf Monaten regelmäßig aus allen

Winkeln des Compasses weht. Bei dem Wechsel der Monsuhns entstehen durch den Kampf der Winde, so lange bis der neue Monsuhn die Oberhand gewonnen hat, die fürchterlichsten Stürme, durch welche oft in wenigen Stunden die schrecklichsten Verwüstungen angerichtet, Häuser eingestürzt und ganze Pflanzungen verwüstet werden. So vielen Schaden sie aber auch auf der einen Seite anrichten, so nützlich sind sie dagegen wieder auf der andern, denn das Klima würde auf diesen Inseln im höchsten Grade ungesund seyn, wenn nicht durch diese Windstöße die pestilenzialischen Theilchen, welche die Hitze emporhebt und in den unermeßlichen Waldungen im Innern der Insel zusammenhäuft, fortgeführt würden. Diese giftigen Dünste würden die bösartigsten Krankheiten verursachen, und die Bewohner der Inseln ohne Zweifel in kurzer Zeit ganz ausrotten, wenn nicht die außerordentliche Gewalt dieser Sturmwinde sie von Zeit zu Zeit wieder verjagte. Es ist daher auch ein sehr seltener Fall, daß solche Epidemien ausbrechen, denn bei jedem Monsuhn erfolgen auch regelmäßig einige Stürme.

Die Philippinischen Inseln haben die glückliche Temperatur ihres Klimas und die außerordentliche Fruchtbarkeit ihres Erdbodens größtentheils nur der Menge von Regenwasser zu verdanken, welches in der Zeit, wo die Sonne über dieselben hinsteht, auf sie herabfällt; auch wird durch dasselbe die Hitze auf eine sehr angenehme Art gemäßiget. Sie würden das reizendste und anmuthigste Land auf dem ganzen Erdboden seyn, wenn nicht eben durch diese große Feuchtigkeit mancherlei Krankheiten hervorgebracht würden. Es giebt wenige Länder, wo die Europäer so vielerlei Uebeln und Gebrechlichkeiten unterworfen sind, und wo sie doch bei einem fast immer siechen Körper ein höheres Alter erreichen. Zu meiner Zeit lebten zu Manila ein Greis von 117 Jahren, zehn andere von

90 Jahren und darüber, mehrere von 80 und eine große Menge von 70 Jahren. In wenigen Ländern wenden die Europäer mehr Sorgfalt auf ihre Gesundheit, und sind doch im Grunde weniger gesund. — Die Anmuth des Klimas auf diesen reizenden Inseln und die Fruchtbarkeit des dasigen Erdbodens übersteigt alle Beschreibung. Die Bäume sind fast das ganze Jahr hindurch beständig mit Blüthen und Früchten zu gleicher Zeit bedeckt, und alle Arten von Pflanzen, die man dem Schooß der Erde anvertraut, wachsen mit einer unglaublichen Geschwindigkeit. Die Reiß-Ernten sind in einem solchen Grade ergiebig, daß man sich kaum einen Begriff davon machen kann, obgleich mehrere Arten von Insekten oft große Verwüstungen darin anrichten. Den obersten Platz unter diesen Insekten nehmen die sogenannten Langossas ein, eine Art von Heuschrecken, die in manchen Jahren in einer solchen unermeßlichen Menge vorhanden sind, daß sie wie große schwarze Wolken aussehen, durch welche die Sonne im eigentlichsten Verstande verfinstert wird. Wehe alsdann der Provinz, in welcher eine solche Wolke von Heuschrecken niederfällt, denn alle Pflanzen werden in kurzer Zeit bis auf die Wurzeln von ihnen abgefressen. Allein ungeachtet dieser und noch anderer verheerenden Insekten bekommt man daselbst dennoch ein Jahr ins andere gerechnet eine hundertfältige Reiß-Ernte.

Der Reiß ist aber auch das vorzüglichste Produkt der Philippinischen Inseln, und macht die gewöhnliche und tägliche Nahrung der dasigen Einwohner aus. Es kommen jedoch außerdem noch mehrere andere Getreidearten und vielerlei Europäische Gemüse vortrefflich daselbst fort, von den letztern will ich nur die verschiedenen Sallat- und Kohlarten, Zuckererbsen, Spargeln, Rettige und dergleichen anführen. Dagegen ist es eine höchst sonderbare Erscheinung, daß die Kartoffeln, trotz aller möglichen auf ihre Kultur verwen-

deren Sorgfalt sich daselbst durchaus nicht vervielfältigen. Ich selbst habe die Probe mit Saamen-Kartoffeln gemacht, die ich von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, von der Küste Coromandel und aus China kommen ließ, allein die einen sowohl wie die andern sind durchaus unfruchtbar geblieben.

Rind- und Schaafvieh, Ziegen, Schweine, Büffel und Pferde sind in grosser Menge daselbst vorhanden. In den Gebirgen findet man auch viel Rothwildbret, Vögel, von mancherley noch ganz unbekannten Arten Turteltauben, Schnepfen und sogenannte wilde Steinhähne. Das Meer liefert eine ausserordentliche Menge der vortrefflichsten Fische, von denen mehrere diesem Lande eigenthümlich zuzugehören, und in Europa noch ganz unbekannt sind. Man fängt dieselben in Netzen von Bambusrohr, die so künstlich geflochten und aufgestellt werden, daß wenn einmal ein Fisch darin ist, er unmöglich wieder herauskommen kann. Ferner liefert auch das Meer verschiedene Arten sehr schöner Corallen. Der Fischfang ist die Lieblingsbeschäftigung der Indianer, denn er stimmt am meisten mit ihrer natürlichen Trägheit überein, und hauptsächlich aus diesem Grunde ziehen sie auch diese Fische dem Genuß des Fleisches vor. Diejenigen unter ihnen, die ganz und gar nicht arbeiten wollen, finden zu ihrem Unterhalt eine Menge wildwachsender Lebensmittel, wie z. B. das Herz der Palmen, die jungen Zweige des Bambusrohrs und dergleichen.

Auch der Cacao- und der Kokusnußbaum werden beide daselbst sehr häufig gefunden, und der letztere liefert den Indianern hauptsächlich Oel und Wein. Unter den Baumfrüchten zeichnet sich vorzüglich die Mango aus, der daselbst besser und schmackhafter ist, als in irgend einem andern Theile von Indien. Von Orangen giebt es vielerley Arten, die durchgängig von vorzüglicher Güte sind. Auch wird die Areca-Nuß

und

und der Betel in großer Menge daselbst gewonnen, deren sich die Einwohner in der gewöhnlichen Vermischung mit Kalk, wie fast alle Indianischen Völker, sehr stark bedienen. Die Gebirge liefern eine große Menge des vortrefflichsten Bauholzes, das auch sogar zu den größten Schiffen gebraucht werden kann, und außerdem auch verschiedene Arten von Bambus, womit die Indianer ihre Häuser bauen. Die letztern stehen gewöhnlich in schönen Gegenden, an einem fließenden Wasser, sind mit Palmblättern bedeckt, und fast durchgängig mit hohen Bäumen umringt, um sie gegen die Wuth der Stürme zu sichern. Auch wird daselbst viel Campesche-Holz und andere Arten von Farbehölzern gefunden, die insgesammt von vorzüglicher Güte sind.

Gold- und Eisengruben giebt es auf diesen Inseln sehr viele, allein sie tragen fast nichts ein, weil die Spanier zu faul und träge sind, um sie gehörig zu bearbeiten; sie begnügen sich damit, daß sie dasjenige Gold auflesen, was die Flüsse mit sich führen, ohne die Bergwerke weder selbst zu bearbeiten, noch die Indianer zur Bearbeitung derselben aufzumuntern. Ferner findet man auf diesen Inseln Wachs, Indigo, Ingwer, Kampfer, Blei, Schwefel und Salpeter. Das Meer liefert Ambra, Perlen und Perlenmutter, welche letztere besonders in China sehr geschätzt wird. Mehrere Steinbrüche geben verschiedene Arten des schönsten Marmors. Unter allen Produkten dieser Inseln stehen jedoch der Pfeffer, der Kaffee, der Zucker und der Taback oben an, denn diese sind nicht nur von vorzüglicher Güte, sondern gedeihen auch fast ohne alle Kultur. Unter den Produkten des Meeres muß ich zum Schluß auch noch die Cauris nennen, eine Art von Muscheln, die den Einwohnern von Bengalen und der Halbinsel Malakka anstatt des Geldes dient, und endlich eine Art von Austern, die größte, die man bis

jetzt kennt, denn die Schaalen derselben vertreten sogar die Stellen der Weihwasserkessel in den Kirchen.

Sollte man es aber wohl glauben, daß bei allen diesen vortrefflichen und in zahlloser Menge vorhandenen Produkten die Indianer dennoch nur einen sehr geringen und unbedeutenden Handel treiben? Da sie das Glück genießen, in einem entzückend schönen Klima zu leben, und alles, was zum Unterhalt des Lebens gereicht, überall ohne Mühe und Anstrengungen vorzufinden, so fällt es ihnen gar nicht ein zu arbeiten, und die Spanier begünstigen noch diese Trägheit durch Gesetze, die mehr auf das geistliche Leben der Indianer, als auf ihre zeitliche Wohlfarth abzwecken. Ich werde jedoch das Fehlerhafte in der Regierungsverfassung weiter unten umständlicher beschreiben, und kehre jetzt wieder zu den Einwohnern dieser glücklichen Inseln zurück.

Es giebt auf den gesammten Philippinischen Inseln, besonders aber auf der Insel Lüzon, zwei ganz von einander verschiedene Menschenracen; die eine davon besteht aus denjenigen Nationen, die den Spaniern den Besitz des Landes streitig machten, und schon damals eine gesellschaftliche Verfassung und besondere Oberhäupter hatten; die andere aber begreift die Neger in sich, die der Farbe und der ganzen körperlichen Bildung nach den Negern auf der Küste von Guinea in Afrika, außer daß sie viel kleiner sind, vollkommen ähnlich sehen. Diese zweite Race lebt durchaus nur in den Gebirgen und hat mit der erstern fast ganz und gar keinen Verkehr. Sie haben ganz andere Sitten und eine ganz andere Lebensart; überhaupt scheinen sie für das gesellschaftliche Leben durchaus nicht geschaffen zu seyn, sondern haben einen Abscheu dagegen, und sind nicht dahin zu bringen, daß sie sich bei den civilisirten Indianern häuslich niederließen; wenn man sie auch mit Gewalt dazu zwingen will, so entwischen

sie doch jedesmal, sobald sie nur können, und kehren wieder in ihre Gebirge zurück. Die Indianer legen dieser Race den Namen der Aetas bei, die Spanier aber nennen sie Negritos del Monte, ob sie gleich auch unter dem Namen Negritos überhaupt alle diejenigen Indianischen Völkerschaften begreifen, die ihrer Oberherrschaft nicht unterworfen sind. Die civilisirten Indianer behaupten, daß diese Aetas die ersten ursprünglichen Einwohner der Philippinischen Inseln gewesen sind, und ihnen nur mit vieler Mühe und nach langem Kampfe die ebenen Theile der Insel, die sie gegenwärtig bewohnen, abgetreten hätten.

Diejenigen Bewohner der Insel Lüzon, welche die Spanier daselbst vorfanden, waren schon damals einigermaaßen civilisirt; sie lebten unter einer ordentlichen Regierungsverfassung und unter Gesetzen, deren Vollziehung gewissen Oberhäuptern anvertraut war. Diese Indianer haben eine hellbraune Farbe, einen starken und wohlgebildeten Körperbau, lange Haare, große, stark gespaltene Augen und eine etwas flach gedrückte Nase. Die Sitten und Gebräuche aller einzelnen Völkerschaften derselben sind im Wesentlichen einander vollkommen ähnlich, was ein offenbarer Beweis ist, daß sie nicht von verschiedenen Racen abstammen, sondern insgesammt einen und den nämlichen Ursprung haben. Ihre ehemaligen Oberhäupter, die mit despotischer Gewalt über sie regierten, wurden aus dem Adel genommen, der auch noch heut zu Tage bei ihnen existirt, und der sich vorzugsweise den Namen der Bagnanen beilegt, während die Plebejer insgesammt unter dem Namen der Calianen begriffen werden. Ein Sohn, der seinem Vater nachfolgte, erbte auch die Macht desselben, und wenn ihrer mehrere waren, so theilten sie die Sclaven desselben unter einander. Ihre Macht erstreckte sich nämlich nach Maaßgabe der größern Anzahl von Sclaven, die sie

besaßen, über mehr oder weniger Dörfer, und da sie beständig mit ihren nächsten Nachbarn im Kriege begriffen waren, so hatten sie in demselben kein anderes Bestreben, als so viele Gefangene wie möglich zu machen, um durch dieselben die Anzahl ihrer Sclaven, woraus für sie so große Vortheile entstanden, immer zu vermehren. Diese nämliche Verfassung fand man auch auf den Inseln Borneo, Java, Celebes, Mindanao und auf der Halbinsel Malakka, und sie hat noch bis auf den heutigen Tag allgemein daselbst statt.

Aus dieser Verfassung entstanden nun drei verschiedene Klassen von Menschen, die in dem nämlichen gesellschaftlichen Vereine lebten; die erste bestand aus den eigentlichen Besitzern der Dörfer und ihren Verwandten, die zweite aus den Sclaven, und die dritte aus den freien Einwohnern, d. h. aus denjenigen, denen die Eigenthümer der Dörfer die Freiheit geschenkt hatten. Man unterscheidet diese letztern auch noch heut zu Tage von den übrigen Einwohnern, und sie führen den Namen Timawats, welches Wort in der Tagalischen Sprache einen Freien bedeutet.

Der Ursprung dieser Völker mit langen Haaren, welche die Philippinischen Inseln bewohnen, kann ohne große Schwierigkeit ausgemittelt werden, denn von den Chinesern, welche die Insel Formosa bevölkerten, können sie unmöglich abstammen, da sie in keinem Betracht auch nur die allergeringste Aehnlichkeit mit ihnen haben. Wenn man hingegen den Bau ihres Körpers ansieht, ihre Sprache und die Gesetze erwägt, durch welche sie vor der Ankunft der Spanier regiert wurden, so überzeugt man sich leicht, daß die Malayen, deren Volksmenge immer mehr und mehr überhand nahm, sich nach und nach auf alle diese Inseln ausgebreitet haben. Allein was für eine vernünftige Meinung läßt sich wohl über den Ursprung derjenigen Race von Menschen aufstellen, welche eben so wolligte

Haare wie die Neger in Afrika haben, und welche, wenn man der Tradition der Einwohner von Malayischen Ursprung Glauben beimessen will, die allerersten Bewohner dieser Inseln gewesen sind? Durch welchen wunderbaren Zufall findet man sie in einer solchen weiten Entfernung von denjenigen Völkern, mit welchen sie am meisten und fast einzig und allein Aehnlichkeit haben? Ich habe mir während meines dasigen Aufenthaltes alle mögliche Mühe gegeben, um etwas Näheres hierüber zu erfahren, allein alle meine Nachforschungen sind vergebens gewesen, und ich sehe mich daher außer Stande, diese Frage zu beantworten. Uebrigens muß ich, was die Indianer von der erstern Race betrifft, auch noch die Bemerkung beifügen, daß sie bei der Ankunft der Spanier auf den Philippinischen Inseln beinahe ganz die nämliche Art zu schreiben hatten, wie die Malayen, und daß auch ihre Sprache mit der des letztern Volkes sehr viele Aehnlichkeit hatte. Diese ist auch noch jetzt eben so weich wohlklingend und reich, und kann mit geringer Mühe in einigen Monaten erlernt werden. Die Tagalische Sprache, die sich der Malayischen in jeder Rücksicht am meisten nähert, ist die Mutter von allen andern, die auf der Insel Luzon gesprochen werden, und die meisten Europäer, die daselbst wohnen, sprechen sie gewöhnlich in kurzer Zeit eben so geläufig wie die Indianer.

Wenn ich eben gesagt habe, daß die Indianer bei der Ankunft der Spanier die Schreibkunst schon kannten, so muß ich noch hinzufügen, daß sie dessen ungeachtet keine geschriebenen Gesetze hatten. Alle Streitigkeiten wurden durch ein Gericht entschieden, das aus einer bestimmten Anzahl von alten Männern bestand. In Criminalfällen machten die Verwandten des Ermordeten dieses Gericht aus, das in letzter Instanz das Urtheil sprach, und entweder den Schuldigen zum Tode verurtheilte, oder sich für eine Summe Geldes, die er

an die Richter bezahlte, mit ihm abfanden. War aber der Verbrecher so arm, daß er das verlangte Geld nicht aufbringen konnte, so verurtheilten sie ihn, er mochte begangen haben was er wollte, ganz genau nach den Gesetzen des Wiedervergeltungsrechtes. Es ist hierbei zu bemerken, daß diese Art von Gesetzgebung von den ältesten Zeiten her bei allen noch nicht civilisirten Völkern statt gehabt hat, und das sie in Egypten, in Griechenland, in allen übrigen Ländern Europas, und sogar auch in Amerika gefunden worden ist. Auf den Philippinischen Inseln trat jedoch noch ein besonderer Umstand dabei ein; wenn nämlich der Verbrecher aus einem andern Dorfe war, so ging seine begangene That auf die sämmtlichen Einwohner dieses Dorfes über, und man kündigte ihnen insgesammt den Krieg an. Das Oberhaupt eines auf diese Art angegriffenen Dorfes mußte sich sogleich bemühen, den Verbrecher loszukaufen, denn außerdem suchten die Feinde, oder vielmehr die Richter des letztern auf alle mögliche Art Gefangene zu machen. Eben so sind auch in Japan und in China die Einwohner einer ganzen Straße für das Verbrechen eines einzelnen verantwortlich.

Auf den Diebstahl war eine Strafe gesetzt. Man zwang nämlich den Dieb, einen Stein aus einem Kessel mit siedendem Wasser heraus zu holen; weil aber hierdurch die bestohlene Person ihr Eigenthum nicht wieder erhielt, so erkannten die Richter weit lieber auf die Loskaufung des Verbrechers für eine Summe Geldes, wovon die Hälfte dem Oberhaupte des Dorfes, und die andere den Richtern, worunter jedesmal auch der Bestohlene sich befand, zufiel. Auch der Mangel an schuldiger Ehrfurcht gegen Greise wurde für ein Verbrechen gehalten, und mußte abgekauft werden. Es ist eine höchst traurige, aber allgemein gegründete Bemerkung, daß dieser Ehrfurcht die Greise sich besonders in der Kindheit und dem jugendlichen Alter der

Staatsgesellschaften zu erfreuen haben, daß aber dieselbe abnimmt, sobald die letztere zu einem gewissen Alter gelangt ist, und daß sie endlich bei denjenigen Völkern, deren Civilisation einen gewissen Grad der Reife erhalten hat, ganz und gar nicht mehr gefunden wird. — Auffallend ist es übrigens, daß bei diesen Indianern auf Betrug und Treulosigkeit durchaus keine Strafe gesetzt war. Der Grund hiervon lag ohne Zweifel darin, weil ein Volk, das keinen Handel hat, auch die zur Beförderung und Sicherheit desselben erforderlichen Maaßregeln nicht kennt, sondern alles seiner individuellen Freiheit aufopfert.

Die Indianer auf der Insel Lüzon sind sehr lebhaft, und folglich auch außerordentlich wankelmüthig. Alles was ihnen, wie überhaupt allen Naturmenschen, des Morgens gefällt, macht ihnen des Abends schon Langeweile; den ganzen Tag über streben sie nach Unterhaltung und Zeitvertreib; sie sind leidenschaftliche Freunde vom Spiel und vom andern Geschlechte, welches letztere übrigens ganz eben so leichtsinnig wie das männliche ist. Wenn sie sich unter einander betrügen können, so tragen sie kein Bedenken, es zu thun, sondern glauben dabei bloß, das Wiedervergeltungsrecht auszuüben. An das Lügen sind sie in einem solchen Grade gewöhnt, daß sie durchaus niemals die Wahrheit sagen, als wenn ihr Interesse es erfordert. Kurz, diese Kinder der Natur, deren Land ohne Anstrengung des Menschen alle möglichen Bedürfnisse hervorbringt, sind ganz eben so verdorben, als die schlechtesten Europäer es nur immer seyn können.

In einem so milden Klima kann natürlicher Weise auch ihre Kleidung keinen großen Aufwand verursachen. Sie besteht in einem Paar langen weiten Beinkleidern und in einem Hemde, das ihre Frauen verfertigen, und das ihnen sehr lange dauert. Die Frauenspersonen tragen eine Art von Rock und einen sogenann-

ten Tapis, der aus einem Stück seidenen oder baumwollenen Zeuge besteht, und den sie wirklich mit einer ganz besondern Geschicklichkeit um sich herum zu wickeln verstehen; hierzu kommt nun bloß noch ein sehr dünnes, fast durchsichtiges Hemde, und der ganze Anzug einer solchen Indianischen Schönen ist vollendet.

Mit Ausnahme eines kleinen Theiles der Regenzeit bringen die Indianer den größern Theil des Jahres ganz ohne zu arbeiten hin, und ihr vorzüglichster Zeitvertreib besteht alsdann in Hahnenkämpfen, wofür sie, so wie überhaupt für diese Thiere selbst, eine ganz außerordentliche, im höchsten Grade leidenschaftliche Vorliebe haben. In Europa sind die Engländer die einzige Nation, die ebenfalls eine Vorliebe für die Hähne hat, allein die Indianer von der Insel Luzon übertreffen sie darin noch weit, denn die letztern bewaffnen auch noch die Sporen dieser Thiere mit einem mörderischen Stachel, um sich an dem Muthe und dem Tode derselben desto mehr zu ergötzen. Bis zu diesem tragischen Augenblicke aber muß der Hahn eines Indianers immer zuerst in seinem Hause bedient werden; er mag zu Fuß, oder zu Pferde oder zu Schiffe seyn, so hat er ihn beständig bei sich; er ist sein Freund und die Seele aller seiner Vergnügungen; er hängt an ihm mit mehr Wärme als an seiner Frau, wie man aus dem, was ich nunmehr erzählen werde, sehen kann.

Gewöhnlich hatten die Indianer zur Zeit der Ankunft der Spanier nur eine einzige Frau, aber sie hielten sich außerdem so viele Concubinen, als es ihr Vermögen ihnen erlaubte, und dies waren gewöhnlich Sclavinnen. Es war ihnen erlaubt, ihre allernächsten Verwandtinnen zu heirathen, nur nicht ihre Schwestern. Sie hatten das Recht, ihre Frau wieder fort zu schicken, wenn es ihnen beliebte, und ohne irgend einen Grund davon anzuführen; es war genug, daß die Frau ihnen einst gefallen, und ihnen jetzt nicht mehr

oder doch weniger als eine andere gefiel. Nur müßte er auch die Aussteuer, die er mit ihr bekommen hatte, zugleich wieder mit zurück schicken. Von dieser Aussteuer werden aber auch noch heut zu Tage, ehe sie dem jungen Manne übergeben wird, immer die Kosten der Hochzeit, und der Aufwand für die Kleidung der Neuvermählten abgezogen, so daß gewöhnlich nicht viel davon übrig bleibt, und doch muß der Mann im Fall einer Scheidung den ganzen Betrag derselben zurück geben.

Eine Sitte der alten Patriarchen wird auch bei ihnen gefunden; ein Ehemann muß nämlich mehrere Jahre hindurch dem Vater seiner Frau dienstbar seyn, und man muß sich in der That wundern, daß diese Sitte des alten Testaments auch auf der Insel Luzon statt hat. Außerdem muß aber auch noch der Schwiegersohn an gewissen Tagen des Jahres seinem Schwiegervater mancherlei Geschenke machen; er muß ihm seine Reißfelder bestellen und einernten helfen; ja er muß sogar am Tage der Ernte alle dabei angestellten Arbeiter beköstigen. Dieses alles ginge jedoch noch an, wenn nicht noch andere Verpflichtungen das Joch des Ehestandes außerordentlich erschwerten. Alle Verwandten des jungen Mannes müssen nämlich während der festgesetzten Reihe von Dienstjahren dem Vater der Neuvermählten und ihrer ganzen Familie gehorchen, und wenn durch den jungen Mann selbst oder durch die Seinigen diese Bedingungen auf irgend eine Art übertreten werden, so wird die Frau in ihrem elterlichen Hause als Sclavinn behandelt. Sie kann jedoch dasselbe verlassen und bei der Familie ihres Mannes wohnen, allein hier geht es ihr gewöhnlich noch weit schlechter, denn wenn sie nicht allen Wünschen von jedem Glied dieser Familie zuvorkommt, so wird sie von ihnen auf eine schreckliche Art gemißhandelt. Nach allem diesen darf man sich nun nicht verwundern, wenn der

Die Aerzte dieser Indianer begeben sich niemals zu den Kranken, um den Zustand derselben zu untersuchen, sondern sie haben die Indianer glauben gemacht, daß wenn die letztern ihnen nur nachfolgen, sie bald von allen ihren Uebeln befreit seyn würden. Diese Schüler des Aeskulaps haben daher beständig, wo sie gehen und stehen, ein sehr zahlreiches Gefolge von Menschen bei sich, die bloß allein in den Versprechungen, welche sie von ihnen erhalten, leben und athmen. Außerdem besitzen aber auch diese Aerzte die Kunst, wo nicht die Gesundheit, doch alle verlorene Sachen wiederfinden zu machen. Die Spanischen Mönche behaupten, daß auch die zum Christenthum bekehrten Indianer noch bis auf den heutigen Tag an allen diesen Arten von Aberglauben, so wie an dem Glauben an die Aerzte, so fest hängen, daß weder Zureden noch die Vorschriften der Religion im Stande sind, sie davon abzubringen. Nach der Versicherung dieser Mönche haben die Indianer gar keine eigentliche Religion, und keine Art von wirklicher Gottesverehrung. Von Gebeten an die Gottheit wissen sie durchaus nichts, sie glauben weder an eine Belohnung der guten, noch an eine Bestrafung der bösen Handlungen nach diesem Leben, und haben überhaupt keinen Begriff von der Unsterblichkeit der Seele. Nach ihrer Meinung haben die Verstorbenen noch immerfort physische Bedürfnisse, und deshalb begraben sie dieselben mit allen ihren Kleidern und Waffen, und legen auch für mehrere Tage Lebensmittel in das Grab. Bei dem auf die Feier der Leichenbegängnisse folgendem Mahle lassen sie in ihrer Mitte eine leere Stelle für den Verstorbenen, damit er an diesem Leichenmahle Antheil nehmen könne. Ob man ihn gleich nicht sieht, so sind sie doch fest überzeugt, daß er dabei gegenwärtig ist, und sich über die Thränen freut, die seine Freunde vergießen. Auch glauben sie, daß er zuweilen wieder in der Hütte, die er verlassen

hat, einen Besuch abstattet, und um sich hiervon zu überzeugen, bestreuen sie zuweilen den ganzen Fußboden derselben dicht mit Asche, geschieht es nun, daß sich in dieser die geringste Spur oder gar der Abdruck eines menschlichen Fußes finden, so geräth die ganze Familie in die größte Angst, weil der Verstorbene in keiner andern Absicht erschienen seyn kann, als um Schaden zuzufügen, und man bringt sogleich seinem Schatten, um ihn wieder zu besänftigen, reichliche Opfer dar. Alle diese verschiedenen Arten von Aberglauben hatten die Indianer schon zur Zeit der Entdeckung, und haben sie auch noch bis auf den heutigen Tag; die Mönche haben sich zwar alle mögliche Mühe gegeben, um sie bei denjenigen unter ihnen, die sich zum Christenthume bekehrt haben, auszurotten, allein es ist ihnen bei weitem nicht vollständig geglückt; alle die Völker hingegen, die der Spanischen Herrschaft nicht unterworfen sind, haben sie insgesammt noch völlig unverändert beibehalten.

Die in den Gebirgen wohnenden Aetas sind klein von Gestalt, und haben eine sehr schwarze Farbe, krause wolligte Haare, und eine flache Nase; sie gehen beständig vollkommen nackt, haben weder eine bestimmte Regierungsverfassung, noch irgend eine Art von Religion, und all ihr Bestreben ist bloß dahin gerichtet, daß sie irgend ein Thier fangen, um ihren Hunger damit zu stillen. Sie sind sehr geschickte Jäger, wissen mit Bogen und Pfeilen, den einzigen Waffen, die sie besitzen, sehr geschickt umzugehen, und sprechen ungefähr die nämliche Sprache, wie die civilisirten Indianer. Die Mönche, welche in der Nähe der von ihnen bewohnten Gegenden leben, haben sehr häufig einige von ihnen habhaft zu werden, und sie alsdann an eine civilisirte Lebensart zu gewöhnen gesucht; allein sobald dieselben Gelegenheit fanden, sich der Aufsicht ihrer Wächter wieder zu entziehen, so eilten sie immer, so schnell sie konnten, in

ihre Gebirge zurück. Die Mönche hatten dabei hauptsächlich die Absicht, sie zu taufen, und die Regierung von Manila unterhält noch gegenwärtig mehrere Missionen zu diesem Zwecke. Weil jedoch alle diese getauften Indianer bei der ersten Gelegenheit wieder davon liefen, so taufen die Mönche heut zu Tage nur noch ganz junge Kinder von dieser Caste, welche die Spanier oder Mestizen von Zeit zu Zeit Gelegenheit finden, ihren Eltern abzukaufen, und die, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, weder ihre Eltern noch die Lebensart derselben kennen.

Diese Caste von Gebirgsbewohnern ist in einem unglaublichen Grade faul und träge; da der Erdboden ohne alle Kultur eine Menge der köstlichsten Produkte hervorbringt, so haben sie an allen Bedürfnissen des Lebens einen Ueberfluß, und es fällt ihnen niemals ein, zu arbeiten. Nach der einstimmigen Tradition aller auf der Insel Luzon befindlichen Völkerschaften sind diese Neger die ersten Einwohner dieser Insel gewesen, und haben sich immer mehr und mehr in die Gebirge zurückgezogen, so wie die Indianer mit langen Hacken sich in den Ebenen, die sie ihnen vergebens streitig zu machen suchten, weiter ausbreiteten. Auch noch späterhin führten sie mit den letztern die blutigsten Kriege, weil sie nicht zugeben wollten, daß dieselben Holz in ihren Gebirgen fällten, und verlangten für die Erlaubniß, es thun zu dürfen, einen jährlichen Tribut, der in Taback, wovon sie leidenschaftliche Liebhaber sind, bezahlt werden sollte. Heut zu Tage hat jedoch ihre Anzahl sehr abgenommen, und sie sind auch weit furchtsamer geworden, weil sie bei ihrer immer zunehmenden Schwäche bei allen Gelegenheiten den kürzern ziehen. Sie machen daher auch den Indianern keine Gegend mehr streitig, welche diese in Besitz nehmen wollen, und werden folglich, wenn sie nicht zu einem gewissen Grade von Civilisation

übergehen, in kurzer Zeit gänzlich von dem Erdboden verschwinden.

Ueber die Anzahl dieser auf den Philippinischen Inseln wohnenden Neger kann man nichts Bestimmtes angeben, weil man das Innere ihres Gebietes noch zu wenig kennt. Nach den Beobachtungen, die ich Gelegenheit hatte, in mehrern Theilen ihres Landes anzustellen, glaube ich jedoch die Volksmenge derselben ungefähr auf den dritten Theil von der Volksmenge der civilisirten Indianer angeben zu können.

Zwölftes Kapitel.

Kurze Geschichte der Philippinischen Inseln seit der Eroberung derselben durch die Spanier.

Die Geschichte der Philippinischen Inseln enthält nur wenige interessante Begebenheiten, und ich will daher hier nur eine kurze Uebersicht derselben mittheilen. Man kann füglich die ganze Geschichte dieser Inseln in zwei Theile abtheilen, wovon der eine die Religions-Angelegenheiten betrifft, denn die Mönche haben fast eben so viel zur Eroberung beigetragen als die Soldaten, und der andere die politischen und militairischen Ereignisse, so wie auch die von den benachbarten Mächten und von den Europäern gemachten Versuche, den Spaniern den Besitz dieser Inseln wieder zu entreißen.

Die Religions-Angelegenheiten enthalten fast nichts als Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Mönchsorden, wovon die einen den bekehrten Indianern die Beibehaltung mancher Gebräuche verstatteten, die von den andern hingegen gänzlich verworfen wur-

den. Ein Orden lag mit dem andern im Streit, aber alle vereinigten sich mit einander gegen die weltliche Geistlichkeit und dem Erzbischof. So sehr die verschiedenen Orden auch gegen einander erbittert waren, so stimmten sie doch darin alle mit einander überein, daß sie sich der Kirchenvisitation des Erzbischofs nicht unterwerfen, und bloß allein von ihrem Provinzial abhängen wollen. Aus diesem so geringfügig scheinenden Streite entstanden nun die allerärgsten Verwirrungen. Die Erzbischöfe thaten die Mönche in den Bann, und diese bedienten sich wieder mit fanatischer Wuth der nämlichen Waffen gegen die Gouverneurs der Provinzen, die es mit dem Erzbischof hielten. Dieses Aergerniß dauerte fort bis zum Jahr 1790, wo endlich Pabst Pius VI. in einer förmlichen Bulle erklärte, daß die Mönche, in sofern sie das Amt eines Pfarrers verwalteten, und in solchen Angelegenheiten, die ihre Pfarrei beträfen, den Erzbischöfen, aber in Rücksicht der geistlichen Aufführung jedes einzelnen unterthänig bloß allein dem Provinzial unterworfen seyn sollten.

Man kann sich keinen Begriff von der Gewalt der Mönche auf den Philippinischen Inseln machen; jeder Orden hat sich eine besondere Provinz zugetheilt, in welcher er die Pfarreien in allen Dörfern mit Mitgliedern des Ordens zu besetzen das Recht hat. Diese dahin geschickten Mönche sind so mächtig, daß sie sich gar den Befehlen der Alcaden, die doch nur die von der Regierung zu Manila erhaltenen Dekrete zu vollziehen haben, offenbar zu widersetzen im Stande sind. Gewöhnlich stehen sie auch mit der bürgerlichen Autorität in offener Fehde, besonders in Rücksicht der gegenseitigen Gerichtsbarkeit. Hierdurch wird aber die Regierung verhindert, auf eine unmittelbare Weise zum Flor eines von der Natur so gesegneten Landes zu wirken. Die Mönche haben sich die Indianer von beiderlei Geschlechtern auf eine sclavische Art zu unterwerfen

werfen gewußt; alle religiösen Vergehungen und besonders das Außenbleiben aus der Messe bestrafen sie mit fürchterlichen Peitschenhieben, und vollziehen diese Urtheile entweder in eigener Person oder durch die ihnen untergebenen Oberhäupter der Dörfer.

Wir haben oben gesehen, daß die Spanier im Jahre 1571 unter Legaspi nach Manila gekommen sind, und seit dieser Zeit haben sie auch diese Inseln nicht wieder verlassen. Die verschiedenen daselbst wohnenden Indianischen Völkerschaften mußten sich ihnen unterwerfen, und obgleich in der Folge die Fürsten derselben hin und wieder noch einige schwache Versuche machten, das Joch wieder abzuschütteln, so wurden sie doch immer bald wieder zum Gehorsam zurückgebracht. Mehrmalen hatten hingegen die Spanier mancherley schwere und blutige Kämpfe zu bestehen. Der erste Krieg derselben hatte mit den Malayen von Borneo und Mindanao statt, welche Sclaven aus diesen Inseln zu erbeuten suchten. Dies letztere war von jeher ihr einziger Zweck gewesen, denn sich der Inseln selbst zu bemächtigen kam ihnen niemals in den Sinn. Der Krieg mit ihnen dauert, trotz mehrerer mit ihnen eingegangener Friedensschlüsse, noch bis auf den heutigen Tag fort, und die Malayen haben nicht selten die Kühnheit, in die Bay von Manila einzulaufen, und nicht nur Schiffe, sondern auch Indianer vom Lande unter den Augen der Spanier wegzunehmen.

Im Jahre 1574 brach der Krieg mit dem berühmten Chinesischen Seeräuber, dem sogenannten König Limahon aus, der sich durch Verheerungen der Küsten und die Wegnahme zahlloser Handelsschiffe dem Kaiser selbst furchtbar gemacht hatte. Er hatte sogar mehrere gegen ihn ausgeschickte Chinesische Armeen, die sich seiner mit aller Gewalt bemächtigen sollten, völlig geschlagen, und die Chinesische Küste nicht eher verlassen, als bis eine übermächtig starke Flotte gegen ihn abge-

schicke wurde. Er suchte hierauf in einer der benachbarten Inseln einen Zufluchtsort, und faßte den Entschluß, mit seiner zahlreichen Flotte und seinen aus 4000 Mann bestehenden Landtruppen sich der Insel Luzon zu bemächtigen. Zu Ende Novembers 1574 erschien er in der Bay von Manila, und traf auch sogleich alle Anstalten, seine Truppen ans Land zu setzen. Es würde sehr uninteressant seyn, wenn ich alle einzelne Ereignisse dieses Krieges ausführlich erzählen wollte. Durch die überlegene Macht des Feindes wurden in demselben die Spanier sehr in die Enge getrieben, und Limahon war zu verschiedenen Malen in Begriff, sich der Stadt Manila zu bemächtigen. Nur allein die heldenmüthige Tapferkeit der Spanischen Soldaten, die sich oft in einer sehr geringen Anzahl einer acht bis zehn Mal stärkern Menge von Feinden entgegen stellten, rettete noch diese werdende Colonie vom gänzlichen Verderben. Sie trieben auch zuletzt die Chineser so sehr in die Enge, daß Limahon sich glücklich schätzen mußte, als er sich mit einem geringen Ueberreste seiner Armee heimlicher Weise einschiffen und die Insel wieder verlassen konnte. Diejenigen Chineser, die er nicht mit fortnehmen konnte, flüchteten sich in die Gebirge, wohin sie von den Spaniern nicht verfolgt wurden; hier ließen sie sich bei denen den letztern nicht unterworfenen Indianern nieder, vermischten sich mit ihnen, und erzeugten eine Art von Mestizen, deren Nachkommen noch heut zu Tage daran zu erkennen sind, daß sie viel weißer als die eingebohrnen Indianer sind, und kleinere tiefer liegende Augen haben.

Nach diesem Sturme fing die Colonie eben an, zu gedeihen, als i. J. 1584 der Krieg zwischen England und Spanien ausbrach, wo sogleich durch die Wegnahme mehrerer aus Acapulco ausgelaufener Schiffe, die mit reichen Ladungen für diese Inseln befrachtet

waren, dem Handel der Colonie ein empfindlicher Schaden zugefügt wurde.

Unter denjenigen Nationen, welche den Spaniern die Herrschaft über die Philippinen haben entreißen wollen, muß man besonders auch die Japaner rechnen. Im Jahre 1590 erschien vorerst zu Manila ein Japanischer Gesandter, welcher Briefe an den Gouverneur mitbrachte, worin derselbe aufgefordert wurde, den Kaiser für seinen Oberherrn, und sich selbst für dessen Vasallen zu erkennen. Der Gouverneur lehnte diesen Antrag nicht ganz ab, denn er hoffte diese Gelegenheit zur Einführung der katholischen Religion in Japan benutzen zu können; er schickte deshalb fünf Franziskaner-Mönche mit reichen Geschenken an den Kaiser ab, und mit dem geheimen Auftrag, das Evangelium in Japan zu predigen. Die Mönche wurden anfänglich auch wirklich sehr gut daselbst aufgenommen, allein einige Zeit nachher ließ sie der Kaiser gefangen nehmen, und unter den allerfürchterlichsten Martern ums Leben bringen.

Im Jahr 1596 wurden zu Manila die unter den Namen der frommen Stiftungen bekannten Anstalten errichtet, die in Rücksicht auf ihre Veranlassung äußerst ehrwürdig, und auch für den Handel sehr vortheilhaft waren; allein dagegen den Produkten des Erdbodens, diesem eigentlichen Reichthum des Landes, durch die Hoffnung auf den aus dieser Art von Handel zu ziehenden großen Gewinn, äußerst verderblich wurden. Ein sehr tugendhafter Geistlicher nämlich unternahm es, vermittelst der milden Beiträge, die er dazu einsammelte, eine gewisse Anzahl von armen Waisen zu unterhalten, und kam dabei auf den Gedanken, einen Theil der empfangenen Summen als Assecuranzen auf den Seehandel auszuthun. Dieses im Anfange so sehr geringe Kapital vermehrte sich hierdurch mit einer sol-

chen außerordentlichen Geschwindigkeit, daß der edle Geistliche sich nicht lange nachher schon im Stande sah, das Collegium der heil. Isabelle für arme Spanische Waisen, weiblichen Geschlechts, zu errichten. In dieser Art von Kloster wurden dieselben verpflegt und erzogen, und wenn sie dasselbe verließen, so wurde ihnen noch eine Aussteuer zu ihrer künftigen Verheirathung mitgegeben.

Nach dem Muster dieser ersten Stiftung wurden bald mehrere andere errichtet, die auch noch alle bis auf den heutigen Tag ihre sämmtlichen Capitalien auf die Schiffe zu verwenden pflegen, die nach Acapulco, China, Batavia, auf die Küste Coromandel u. s. w. gehen. Der Gewinn davon kommt entweder den Klöstern zu Gute, oder er dient zur Verpflegung und Ausstattung armer Waisen, oder auch, um täglich eine bestimmte Anzahl von Messen dafür zu lesen, je nachdem der erste Stifter eine oder die andere Absicht dabei gehabt hat. So menschlich-schön nun aber auch alle diese Stiftungen seyn mögen, so sind sie doch in Rücksicht dessen, daß sie sich insgesammt ausschließend nur auf den Handel gründen, der Colonie im Ganzen genommen keinesweges nützlich. Die natürliche Folge davon ist nämlich, daß die ganze Kraft der Einwohner und alle ihre Thätigkeit bloß allein auf den Handel gerichtet wird, und daß sie dagegen die weit wichtigern und wesentlichern Vortheile, die sie aus den Grund und Boden ziehen könnten, gänzlich aufgeben. Eine andere schlimme Folge dieser frommen Anstalten ist auch noch die, daß das Geld derselben beständig umgewor-fen wird, und daß die Kaufleute den Gewinn, den sie aus diesen von den Stiftungen ihnen vorgeschossenen Geldern ziehen, in ihren Kassen behalten, ohne es, mit Gefahr es zu verlieren, aufs neue in Umlauf zu bringen; es ist also für sie ein eigentlich todtes Kapital. Diese Art von Handlung unterdrückt daher alle Indu-

stie der Privatpersonen, und entzieht zugleich der Landeskultur alle mögliche Unterstützung.

Mit Japan war, nach der oben angeführten Ermordung der fünf dahin geschickten Franciskaner-Mönche, der Handel gänzlich abgebrochen, und mußte es um so mehr seyn, da auch ein zweiter Versuch, sich mit diesem Lande in nähere Verhältnisse zu setzen, unglücklich ablief. Die Holländer hatten sich um diese Zeit in Japan festgesetzt, und wünschten den dasigen Handel allein für sich zu behalten. Sie suchten daher die zum zweiten Male dahin geschickten Mönche, die dem Geiste der Zeit und ihrer Religion gemäß in Japan mehr auf das Proselitenmachen, als auf Abschließung eines Handelstractates bedacht waren, bei dem Kaiser verdächtig zu machen, und es glückte ihnen auch so sehr, daß die armen Franciskaner gefangen genommen, und ebenfalls hingerichtet wurden.

Im Jahr 1693 kam zu Manila die allersonderbarste Gesandtschaft aus China an. Sie hatte nämlich keinen andern Zweck, als zu untersuchen, ob das Vorgebirge, durch welches der Hafen von Cavite gebildet wird, wirklich aus lauter gediegenem Golde bestände, wie man dem Kaiser auf das bestimmteste versichert hatte. Diese Gesandtschaft, die aus drei vornehmen Mandarinen bestand, beweiset uns offenbar, daß die Chineser damals, wie jetzt, in allen Arten von Kenntnissen äußerst zurück waren, denn auch der Lord Macartney erzählt in seiner Reise nach China, daß ihm von den Mandarinen viele ganz eben so sonderbare, und ich möchte sagen, einfältige Fragen vorgelegt worden sind. Der damalige Gouverneur der Kolonie, Don Pedro d'Acuña, belehrte diese Gesandten aber eines bessern, und zeigte ihnen, daß sich der wahre Reichthum der Colonie bloß allein auf den Handel gründe. Uebrigens ist es sehr glaublich, daß diese Gesandtschaft noch außerdem den geheimen Zweck hatte,

theils die wahre Stärke der Colonie genau kennen zu lernen, theils auch den Saamen von Unruhen in derselben auszustreuen, denn die bald nach ihrer Abreise ausgebrochene Empörung der dasigen Chineser scheint ganz das Werk dieser Mandarinen gewesen zu seyn.

Diese Chineser zu Manila, deren Anzahl sich über 25000 belief, bedienten sich bei ihrem Aufstande des lächerlichen und ungegründeten Vorwandes, daß die Spanische Regierung den geheimen Befehl gegeben habe, um den Tod der in Japan ermordeten Mönche zu rächen, auf einen bestimmten Tag alle auf der Insel wohnenden Chineser und Japaner ums Leben zu bringen. Ihre Verschwörung wurde zwar noch kurz vor dem Ausbruche derselben verrathen, und die Spanier hatten noch Zeit, einige wenige Vertheidigungsanstalten zu treffen, allein dessen ungeachtet war ihnen die Macht der Aufrührer so sehr überlegen, daß sie nicht nur äußerst in die Enge getrieben, sondern daß auch ihre, gegen die letztern abgeschickten Truppen, geschlagen und sämmtlich niedergehauen wurden. Bei der dringenden Gefahr, worin sich die Colonie befand, griffen nunmehr die sämmtlichen Spanier zu den Waffen, und die Mönche gingen ihnen hierin mit gutem Beispiel voran. Mehrere von den letztern hatten in frühern Jahren den Krieg in Flandern als Officiere mitgemacht, und waren deshalb jetzt im Stande, durch mannigfaltige militärische Kenntnisse wesentlichen Nutzen zu leisten. Nach den blutigsten Gefechten glückte es endlich den Spaniern, die Chineser wieder zurück zu schlagen, und sie zur Flucht in die Gebirge zu zwingen. Da die letztern aber auch hierhin mit rastloser Tapferkeit verfolgt wurden, so ermordeten sie endlich ihren Anführer, wie dieses bei solchen Empörungen fast immer der Fall zu seyn pflegt, und überbrachten seinen Kopf, zum Zeichen der Unterwürfigkeit, dem Spanischen Gouverneur. Hätten hingegen die Spa-

wier während dieses blutigen Krieges noch einige Niederlagen erlitten, wie dies im ersten Anfange gewesen war, so wären die Philippinischen Inseln auf immer für sie verloren gewesen, denn nach geendigtem Kriege hatten sie nur noch so wenige Truppen übrig, daß sie kaum mehr im Stande waren, den nöthigsten Dienst durch sie besorgen zu lassen. In dem folgenden Jahre erhielten sie jedoch eine Verstärkung von 800 Europäern.

In dieser Zeit fingen die Holländer an, den Spaniern gefährlich zu werden; sie hätten nämlich den Portugiesen die Herrschaft über diese Meere entrissen, hatten Malakka befestigt, und sich eines Theiles der Insel Java, mehrerer Plätze in Indien, so wie der ganzen, den Philippinen so nahe gelegenen Insel Formosa bemächtigt. Aus unbegreiflichen Ursachen unternahmen sie jedoch niemals einen ernstlichen Angriff auf die Philippinischen Inseln, sondern machten nur von Zeit zu Zeit eine Landung auf einer oder der andern von den Inseln, wo sie aber jedesmal von den Eingebohrnen selbst wieder zurückgetrieben wurden.

Im Jahre 1639 erregten die auf der Insel Lüzon wohnenden Chineser, deren Anzahl sich auf 30000 belief, einen abermaligen Aufstand, um das Joch der Spanischen Herrschaft abzuschütteln. Sie wurden zwar abermals mit dem größten Verlust geschlagen, allein bei dieser Gelegenheit verheerten und verwüsteten sie die Felder auf eine so furchtbare Art, daß nach geendigtem Kriege zu Manila eine Art von Hungersnoth ausbrach. An allen diesen Verschwörungen nahmen jedoch die Indianer nicht nur keinen Antheil, sondern sie leisteten vielmehr den Spaniern wesentliche Dienste dabei, weil sie einen tief eingewurzelten, unversöhnlichen Haß gegen die Chineser haben.

Das Jahr 1645 brachte jedoch ein weit größeres Unglück über die Stadt Manila, als alle vorhergegangenen Kriege. Sie wurde nämlich durch ein Erd-

heben, fast gänzlich über den Haufen geführt, so daß von allen, sowohl öffentlichen als Privatgebäuden, nur noch zwei Klafter ähnig blieben. Dieses Erdbeben war das fürchterlichste, so jemals auf dieser Insel ausgebrochen ist. Ganz hohe Berge verschwanden plötzlich, und eine große Anzahl von Dörfern wurde von dem Erdboden verschlungen. Ueber 48 Stunden lang war die Atmosphäre auf der ganzen Insel mit Asche angefüllt.

Im Jahr 1653 empörten sich die Indianer in einigen Provinzen der Insel, allein sie wurden sehr bald wieder zu Paaren getrieben. Dagegen hatten die Spanier in dem nämlichen Jahre die Freude, daß die Holländer durch den Chinesischen Seeräuber Coxa-Seng von der Insel Formosa vertrieben wurden. Ich sage: die Freude, denn die Europäer, die, wenn sie einig wären, sich leicht alle Völker in Indien und China unterwerfen könnten, hassen sich in diesen Weltgegenseitig noch weit mehr, als sie selbst von den Bewohnern der dasigen Länder gehaßt werden. Coxa-Seng ließ zwar einige Jahre nachher von Formosa aus die Spanier zu Manila auffordern, ihn als König der Philippinischen Inseln anzuerkennen, und ihm einen jährlichen Tribut zu bezahlen, wenn er nicht mit seiner ganzen Armee kommen, und sie dazu zwingen sollte. Der Gouverneur zu Manila traf zwar sogleich alle möglichen Vertheidigungsanstalten, allein sie wurden unnöthig, weil Coxa-Seng bald nachher starb, und sein Nachfolger die frühern freundschaftlichen Verhältnisse mit den Spaniern sogleich wieder erneuerte.

Im Jahr 1664 wurde der Gouverneur zu Manila, Diego de Salcedo, nach Mexico vor das Inquisitionsgericht geführt. Er hatte an den zwischen den Mönchen und dem Erzbischof ausgebrochenen Streitigkeiten keinen Theil nehmen wollen, und als daher beide Theile sich wieder mit einander vereinigten, so ließen sie ge-

meinschaftlich an ihm ihren Zorn aus. Er wurde durch einen Diener des heiligen Amtes in seinem Pallaste gefangen genommen, und sogleich nach Acapulco abgeführt. Das dasige Inquisitionsgericht wagte es jedoch nicht, ihn als schuldig zu verurtheilen, sondern es schickte ihn, nachdem er fünf Jahre in seinen Kerkern geschmachtet hatte, wieder nach Manila zurück. Er starb jedoch auf der Reise, und der König von Spanien erließ in der Folge zu seiner Rechtfertigung den Befehl, daß das Vermögen aller derjenigen, die an seiner Verhaftung Antheil genommen hatten, confiscirt werden sollte.

In den folgenden Jahren hatten die Streitigkeiten zwischen den Jesuiten und den übrigen Mönchsorden in China auch großen Einfluß auf die Philippinischen Inseln. Es ist nämlich bekannt, daß die Jesuiten, um der katholischen Religion desto leichtern Eingang in China zu verschaffen, ihren dasigen Neubekehrten die Beybehaltung mehrerer ehemaliger Gebräuche, von denen sich diese Nation höchst ungern trennt, ohne Bedenken zugestatteten, daß aber die übrigen Mönchsorden, besonders die Dominikaner, ein lautes Geschrey dagegen erhoben, und diese Nachsicht als die ärgste Ketzerey verdammten. Der Kaiser von China hatte bisher nicht nur die christliche Religion geduldet, sondern auch sogar die Einführung derselben in seine Staaten selbst gewünscht, weil er die Lehren derselben mit den Gesetzen und der alten Verfassung dieses Reichs sehr übereinstimmend fand. Als er aber sah, daß die Diener dieser Religion über die Lehrsätze derselben nicht mit einander einig waren, so befürchtete er, daß dadurch ein Keim von Uneinigkeit und Zwietracht in sein Land gebracht werden könnte, den auch in anderer Rücksicht für ihn und seine Unterthanen die schädlichsten Folgen haben müßte. Er schickte deßhalb alle andern Mönchsorden aus dem Reiche fort, und erlaubte

blos allein den Jesuiten, an seinem Hofe zu bleiben, jedoch nur als Gelehrte, und keinesweges als Missionarien; es wurde ihnen im Gegentheil auf das strengste verboten, irgend einem Chineser das Evangelium zu predigen. Der Pabst schickte zwar in der Folge einen eigenen Gesandten nach China, um die Sache wo möglich wieder beizulegen, und dieser hielt sich bei dieser Gelegenheit auch eine Zeitlang zu Manila auf. Hier waren aber gerade damals die Streitigkeiten zwischen der weltlichen Geistlichkeit und den Mönchsorden, so wie zwischen diesen unter einander, in dem heftigsten Gange, und da der päbstliche Gesandte die Parthie des Erzbischofs ergriff, so machte er dadurch die sämmtlichen Mönche zu seinen erbittertsten Feinden. Er wurde daher in China schlecht empfangen, und die Jesuiten brachten es in kurzer Zeit dahin, daß er den Befehl erhielt, wieder abzureisen. Seitdem ist die Lage der Dinge in China bis auf den heutigen Tag ganz die nämliche geblieben.

Im Jahre 1719 erregte der Erzbischof zu Manila in Verbindung mit den sämmtlichen Mönchsorden einen Aufstand gegen den dasigen Gouverneur, weil sie sich durch ihn in dem Genuß mehrerer Vorrechte für beeinträchtiget hielten. Der Erzbischof brachte es, in Verbindung mit seiner geistlichen Horde in kurzer Zeit dahin, daß das Volk die Waffen ergriff und in voller Wuth den Pallast des Gouverneurs stürmte. Dieser vertheidigte sich nebst seinem Sohne mit der äußersten Tapferkeit, allein endlich konnten sie der wüthenden Menge nicht länger widerstehen, und beide fielen von einer Menge von Stichen durchbohrt zu Boden. Der Erzbischof, der sein Mörder war, wurde vorerst zu seinem Nachfolger ernannt; als man aber in Spanien den Hergang der Sache erfuhr, so wurde nicht nur sogleich wieder ein anderer Gouverneur ernannt, sondern der Erzbischof auch in eine andere Diöcese versetzt,

ohne daß man ihn jedoch für das begangene schändliche Verbrechen weiter bestrafte.

Von dieser Zeit an blieb in dieser Colonie alles ruhig, bis zum Jahr 1762, wo die Engländer sich der Stadt Manila bemächtigten. Der Erzbischof, welcher damals die Stelle des kurz vorher verstorbenen Gouverneurs vertrat, traf zwar bei der Landung der Engländer einige, jedoch viel zu schwache Vertheidigungsanstalten, und da auch ohnehin die Engländer ihm an der Anzahl der Truppen weit überlegen waren, so sahe er sich in kurzer Zeit genöthiget, eine Capitulation mit ihnen abzuschließen, und ihnen die Stadt nebst dem Hafen und dem umliegenden Gebiete zu übergeben. Die Engländer forderten hierauf von der Colonie eine Contribution von vier Millionen Piastern; es war jedoch nicht möglich mehr als den vierten Theil davon zu Manila zusammen zu bringen, obgleich alles in den Kassen der frommen Stiftungen und der Kirchen vorräthige baare Geld dazu verwendet wurde, und aus den Provinzen konnte man schlechterdings keine Beiträge dazu erhalten. Es hatte sich nämlich den Tag vor dem Abschluß der Capitulation Simon Anda, ein Oydor oder Gouvernementsrath, in die Provinzen begeben, um diese wo möglich dem Könige zu erhalten. Wirklich brachte er es auch dahin, daß die Indianer sich auf das standhafteste gegen die Engländer vertheidigten; weil sie dieselben für Ketzer hielten, so ermordeten sie alle, die ihnen in die Hände fielen, öffentlich oder heimlich auf die unbarmherzigste Weise. Anda achtete auf keine von dem Erzbischof an ihn erlassene Befehle, sondern gab beständig zur Antwort, daß er jetzt nicht Gouverneur, sondern ein Gefangener der Engländer sey. In dieser tapfern Vertheidigung beharrte er zwei volle Jahre hindurch und ihm allein hat Spanien die damalige Erhaltung der Colonie zu verdanken. Endlich wurde der Friede

in Europa geschlossen, und in denselben Manila wieder an Spanien zurückgegeben.

In der Citadelle dieser Stadt hatten die Engländer den König von Yolo als Gefangenen vorgefunden; zu dieser Gefangenschaft war er von den Mönchen deshalb verurtheilt worden, weil er, seitdem er sich hatte taufen lassen, einige Gebräuche und Vorschriften der Religion nicht pünktlich genug beobachtet hatte. Als ihm nun die Engländer sogleich die Freiheit gaben, und ihn wieder in seine Staaten zurückschickten, so hatte er nichts eilenderes zu thun, als unverzüglich alle Spanier aus denselben zu verjagen, und die Religion Muhameds anstatt derjenigen, die ihm den Kerker eingetragen hatte, anzunehmen.

Kurz nach dem Frieden wurde Don Francisco Basco zum Gouverneur der Philippinischen Inseln ernannt. Dieser gab sich alle Mühe, die höchst fehlerhafte Verfassung zu verbessern, und besonders die Gewalt der Geistlichkeit und der Mönche, wodurch alle zweckmäßigen Maaßregeln der Regierung beständig hintertrieben wurden, so viel als möglich einzuschränken. Er fand jedoch eine solche Menge von Schwierigkeiten, daß er nicht im Stande war, seinen Plan durchzusetzen, und es fehlte sogar wenig, so hätte er den Dienst, den er der Colonie leisten wollte, mit seinem Leben bezahlen müssen. Es wurde nämlich eine Verschwörung gegen ihn angezettelt, an deren Spitze, wie man sich denken kann, die Mönche standen; man hatte dabei die Absicht, ihn auf ein eben segelfertig liegendes Schiff zu bringen, und mit einer schriftlichen Anklage nach Europa zu schicken. Glücklicher Weise wurde ihm jedoch diese Verschwörung fast im Augenblick ihrer Ausführung noch verrathen, worauf er sogleich alle Verschwornen, sowohl Geistliche als Militair- und Civilpersonen gefangen nehmen, und mit den gerichtlichen Beweisen ihres Verbrechens auf das näm-

liche Schiff bringen ließ, auf welchem er selbst hatte sollen nach Europa geschickt werden. Von diesem Schiffe hat man nun in der Folge nie mehr etwas gehört, und es ist sehr wahrscheinlich, daß es unterwegs untergegangen ist.

Der Nachfolger von Basco war nun Don Raphael Maria d'Aguilar, welcher, wie schon oben bemerkt worden, mit weit ausgedehnterer Vollmacht als alle seine Vorgänger, und besonders mit dem bestimmten Befehl des Königs, dem Handel dieser Colonie auf alle mögliche Art aufzuhelfen, nach Manila gekommen ist. Wirklich hat er auch sogleich den dasigen Hafen, in welchen vorher keine andern Europäer als die Portugiesen von Macao einlaufen durften, für alle Nationen ohne Ausnahme geöfnet, und auch außerdem mehrere höchst zweckmäßige Maaßregeln getroffen. Es fehlt ihm nur an etwas mehr Festigkeit, um die eingewurzelten Fehler dieser Colonie von Grund aus zu verbessern.

Dreizehntes Kapitel.

Spanische Regierungsverfassung in den Philippinischen Inseln. — Civil- und Militair-Gewalt. — Geistlichkeit und große Macht derselben. — Mönchsorden und Weltgeistliche.

Die Regierung der Philippinischen Inseln besteht aus einem Gouverneur, der von dem Hofe in Spanien ernannt wird, und den Titel eines General-Capitains der gesammten Inseln führt. Er erhält zwar seine Stelle immer nur auf 6 Jahre, allein gewöhnlich wird diese Zeit zwei- bis dreimal verlängert. Er muß

schlechterdings zu Manila wohnen, wo auch alle übrigen Beamten sich aufhalten. Seine Besoldung beträgt 18000 Piaster, wovon ihm aber jährlich 4000 Piaster bis zu seiner Rückreise nach Europa abgezogen und in dem Königlichen Schatze verwahrt werden. Diese Summe soll zur Caution für alle Unterschleife und Ungerechtigkeiten dienen, die er etwa während seiner Regierung begangen haben könnte. Wenn sein Nachfolger angekommen ist, so darf er die Colonie nicht sogleich verlassen, sondern muß sich noch sechs Monate lang als bloße Privatperson zu Manila aufhalten, damit, wenn er während seiner Amtsführung irgend jemand durch Härte und Ungerechtigkeit Schaden zugefügt hat, er noch deshalb vor Gericht belangt werden kann. In diesem Falle sind nun die in dem öffentlichen Schatze niedergelegten Geldsummen zum Ersatz des zugefügten Schadens bestimmt. Wer sollte sich nun nicht über ein so weises Gesetz freuen, durch welches alle Machtsprüche verhindert, und die an der Spitze der Regierung stehenden Personen beständig daran erinnert werden, daß, wenn sie sich Ungerechtigkeiten und gesetzwidrige Handlungen erlauben, eine Zeit kommen wird, wo sie davon vor Gericht Rechenschaft ablegen müssen. Allein dieses so weise und so vortreffliche Gesetz kann durchaus niemals in seine Kraft treten, denn da eine jede solche Klage bloß allein bei dem neu angekommenen Gouverneur angebracht werden kann, so nimmt dieser immer sogleich darauf Bedacht, sie nieder zu schlagen, oder den Kläger auf irgend eine Art zum Stillschweigen zu bringen. Hierzu kommt aber auch noch, daß ein Gouverneur niemals seine Stelle niederlegt, ohne eine andere noch wichtigere zu erhalten; er tritt nämlich entweder ins Ministerium oder er bekommt irgend ein Vice-Königreich, und der Spanier hat eine solche angeborne Furcht vor allem was vornehm ist, daß noch kein Beispiel von einer

solchen Klage jemals statt gehabt hat. So wird denn auch hier durch die Fehler und die verdorbene Natur des Menschen die Weisheit des Gesetzgebers zu Schanden gemacht! Anacharsis hatte wohl Recht, zu Solon zu sagen, daß die Gesetze Spinnweben ähnlich wären, in denen kleine Fliegen hängen blieben, die aber durch Hummeln mit fortgerissen würden.

Der Gouverneur ist auch zugleich General-Capitain über die sämmtlichen Truppen; er führt den Vorsitz in dem hohen Rath, und hat darin eine entscheidende Stimme; da man aber nicht von ihm erwarten kann, daß er als Militairperson sich auf die Gesetze verstehen soll, so hat man ihm einen besondern Rath, unter dem Titel eines Assessors, beigegeben, der immer von dem Hofe ernannt wird, und ein erfahrner sehr geübter Jurist seyn muß. Unmittelbar auf den Gouverneur folgt der Lieutenant des Königs, der die militairischen Angelegenheiten unter dem ersten besorgt, und auch in dessen Abwesenheit seine Stelle vertritt. Er wird ebenfalls unmittelbar von dem Hofe ernannt, und hat eine jährliche Besoldung von 6000 Piastern.

Der Staatsrath zu Manila besteht aus einem Regenten und vier Oydors oder Räthen, die insgesammt von Madrid aus dahin geschickt werden. Das Finanzfach steht wieder unter besondern Beamten, von denen der oberste unmittelbar von dem Könige ernannt wird.

Die Art, wie zu Manila die Processe geführt werden, ist so sonderbar, daß sie kürzlich hier bemerkt zu werden verdient. Sie erspart den Advokaten viele Worte, und trägt dem Fiskus viel Geld ein, weil nichts als Stempelpapier dabei gebraucht werden darf. Dieses Papier wird der Länge nach gebrochen. Der Kläger schreibt seine Klage auf die rechte Seite desselben, und läßt sie durch einen Justizbeamten, der eine Art

nun Gerichtsdiener ist, seinem Gegner einhändigen; dieser schreibt hierauf seine Vertheidigung auf die linke Seite des Papiers, und schickt alsdann dasselbe dem Kläger wieder durch die nämliche Person zurück. Der letztere antwortet abermals, und so geht es fort, bis man nichts mehr zu sagen weiß, worauf der Proceß dem Oydor, der zum Referenten in der Sache ernannt ist, übergeben wird. Hält nun dieser die Sache noch nicht für genugsam aufgeklärt, so giebt er sie wieder zurück, um die beiderseitigen Gründe noch ausführlicher aus einander zu setzen; in diesem Falle fangen die Schreibereien wieder von vorn an, bis denn endlich die Sache zum Spruche reif ist. Diese Art, die Gerechtigkeit zu handhaben, ist jedoch nicht nur sehr kostbar, sondern es können auch dabei mancherlei Betrügereien vorgehen. Da die Kosten für den ganzen Proceß den Advokaten in die Hände gegeben werden, so theilen sie gewöhnlich beide unter einander das dazu bestimmte Geld. Hierzu kommt aber auch noch, daß man in diesem Lande die Gewohnheit hat, um von seinem Advokaten gehörig bedient zu werden, ihm sogleich bei der Uebergabe des Processes zu sagen, daß, wenn er ihn gewönne, man ihm so und so viel geben wolle, wenn er ihn aber verlöre, er nichts bekäme. In allen solchen Fällen treffen nun die beiderseitigen Advokaten unter sich das Uebereinkommen, daß sie das Geld, so derjenige unter ihnen bekommt, der den Proceß gewinnen wird, unter sich theilen wollen. — Außerdem müssen aber auch noch alle Schriften, die dem Gouverneur oder einer andern obern Behörde überreicht werden, von einem Oydor unterschrieben seyn, wofür denn abermals, nach Maasgabe der größern oder geringern Wichtigkeit des Schreibens, mehr oder weniger bezahlt wird. Wirklich gute Advokaten giebt es daher sehr wenige zu Manila, und ihre vorzüglichste Kunst besteht bloß darin, daß sie die, durch die Menge von einander wider-

widersprechenden Königl. Edicten schon ohnehin äusserst verwickelten Spanischen Gesetze noch mehr zu verwirren, und durch Subtilitäten aller Art ganz zu entstellen suchen. Dessen ungeachtet giebt es kein Land in der Welt, wo die Processucht weiter getrieben wird, als zu Manila. Spanier, Mestizen-Indianer, Armenier, kurz alle Arten von Einwohnern, fangen sogleich um jede auch noch so kleine Unbedeutendheit einen oft sehr kostspieligen Proceß an.

Die Alcaden sind diejenigen Beamten, denen in den Provinzen die Vollziehung der von der Regierung erlassenen Befehle übertragen ist. Mit Inbegriff der zwey zu Manila, beläuft sich ihre Anzahl auf 30, und ihre ganze Besoldung besteht monatlich in nicht mehr als 25 Piastern. Natürlicher Weise würde sich Niemand sehr um diese Stellen bemühen, wenn nicht noch überdies der ganze Handel der Provinz in ihren Händen läge, auch beziehen sie drey Prozent von allen öffentlichen Abgaben, was eine sehr beträchtliche Summe ausmacht, und ausserdem muß ihnen auch ihre Unterschrift über alle aus ihrer Provinz an die Regierung gehenden Schriften bezahlt werden. Ihre Stellen dauern immer 3 Jahre, sie können jedoch auch zum zweiten und dritten Male dazu ernannt werden. In ihren Provinzen vertreten sie die Stelle des Gouverneurs und obersten Richters; alle Milizen und Landtruppen in derselben stehen unter ihren Befehlen, und sie können auch nach Umständen alle übrigen Indianer, oder so viel ihnen nöthig scheint, aufbieten. Zur Besorgung der Geschäfte ist ihnen ein sogenannter Oberschreiber beigegeben, der ein Landeseingebohrner seyn, und auch die Spanische Sprache verstehen muß. Seine Besoldung beläuft sich zwar nur auf 15 Piaster monatlich, allein er hat eine solche Menge von Nebeneinkünften, daß mir einmal einer derselben selbst gestanden hat, seine Stelle trage ihm jährlich 10 Piaster ein.

Unmittelbar unter den Alcaden stehen die Oberhäupter der Dörfer. Sie führen den Namen Capitan del Pueblo, Dorf-Capitains, und die Spanier nennen sie auch Governado doncillo, kleine Gouverneurs. Sie werden auf den Vorschlag des Alcaden von dem Gouverneur ernannt, und zwar immer nur auf ein Jahr; auch müssen sie immer aus den reichsten Einwohnern des Dorfes, oder den sogenannten Cabessas de Varangaye, von denen ich sogleich weiter sprechen will, genommen werden. Dieser Volks-Capitain hat mehrere von ihm selbst ernannte Alguazils und zwei Lieutenants, die aber insgesammt die Spanische Sprache kennen müssen, unter sich; durch diese werden seine Befehle vollzogen, und die letztern besorgen auch in seiner Abwesenheit seine Geschäfte. Der Volks-Capitain ist Richter in allen in seinem Dorfe entstehenden Streitigkeiten, und sein Urtheil wird entweder sogleich vollzogen, oder die Sache wird in wichtigern Fällen vor den Alcaden gebracht. Er muß ebenfalls alle zu irgend einer Proceßsache gehörigen Papiere unterschreiben, und hat dafür eine bestimmte Abgabe zu beziehen; hiermit wird jedoch ein schrecklicher Mißbrauch getrieben, denn da diese Dorf-Capitains sonst keine Einkünfte besitzen, so fordern sie von den armen Indianern was sie wollen, und schröpfen sie auf eine unbarmherzige Art; außerdem stehlen sie aber auch, unter dem Vorwande, den Durchpassirenden das sogenannte Aventsel zu liefern, was ich weiterhin erklären werde, so viel sie nur immer wollen. Das äußere Zeichen ihres Amtes besteht in einem Stocke mit einem goldenen Knopf. Uebrigens ist es aber auch ihre Pflicht, die Befehle des Pfarrers zu vollziehen, und da diese nicht immer mit denen des Alcade übereinstimmen, so entstehen hieraus oft die nachtheiligsten Streitigkeiten.

Bei der Ankunft der Spanier waren die Indianer in zwei Klassen abgetheilt, nämlich in die Edelleute und

in die Plebejer, und dies sind sie auch noch bis auf den heutigen Tag. Die Edelleute heißen Bagnanen, und sind von allen Arten von Lasten und Abgaben befreit. Allen andern Einwohnern legen sie selbst den Namen der Calianen oder Sclaven bei, und auf diese fallen alle Lasten des Staates, von denen sich die erstern frei gemacht haben. Die Edelleute sind größtentheils Cabessas de Varangaye, oder solche Beamten, die, im Namen der Regierung, von einer gewissen Anzahl Indianer, die ihnen untergeben sind, und für welche sie stehen müssen, den jährlichen Tribut erheben. Die Anzahl dieser Indianer beläuft sich gewöhnlich auf 150, niemals aber unter 100. Man kann sich denken, daß in einer so rohen Verfassung die armen Calianen nothwendig auf eine schreckliche Art mißhandelt werden müssen; denn ihr Vermögen und alles, was sie erwerben, ist in den Händen des Cabessa de Varangaye, und weil dieser ihr Eigenthum ganz wie das seinige ansieht, so läßt er sich von ihnen gewöhnlich doppelt so viel bezahlen, als er an die Regierung abzuliefern hat. Von jedem kleinen Gewinn, den ein Indianer macht, wird der Cabessa sogleich benachrichtigt, und dieser kann ihm, sobald es ihm beliebt, das Erworbene wegnehmen. Der Caliane muß aber alles dieses geduldig ertragen, denn wenn er sich darüber beschweren wollte, so würde er von dem Dorf-Capitain, der ebenfalls ein Cabessa de Varangaye ist, die härteste Strafe und die ärgste körperliche Züchtigung zu erwarten haben. Nach der Anzahl dieser Cabessas wird nun gewöhnlich die Volksmenge in den Dörfern berechnet. Das Arensel, das die Calianen zu bezahlen haben, ist eine an und für sich sehr geringe Abgabe, die den verschiedenen Beamten der Regierung, wenn sie in das Dorf kommen, entrichtet werden muß; sie wird aber dadurch äußerst drükkend, daß immer wenigstens eine drei Mal stärkere

Summe, als die Abgabe wirklich beträgt, von den armen Unterthanen erhoben wird.

Wie ist es nur möglich, daß manche Philosophen haben behaupten können, der halbwilde Mensch genösse im höchsten Grade der natürlichen Freiheit? Ohne Zweifel sind sie durch die Liebe zu dieser so hochgerühmten und oft so schrecklich theuer erkauften Freiheit zu diesem Irrthume verführt worden. Ein Irrthum ist es aber allerdings, denn überall bei den Wilden findet man Fürsten, Grafen, Edelleute und Privilegien aller Art, die unter tausenderlei verschiedenen Formen versteckt sind; der Name macht jedoch nichts zur Sache, da das Resultat davon überall das nämliche ist. Man lese die Beschreibungen der Reisen in die Südsee oder in die von den Malayen bewohnten Länder, oder nach Indien; oder man gehe auch bis zur Entdeckung von Amerika hinauf, so wird man doch überall ohne Ausnahme das Menschengeschlecht in zwei Klassen abgetheilt finden, nämlich in Edelleute und Volk, in Privilegirte und Arbeitende, in willkührlich Befehlende und sclavisch Gehorchende, und dieser Zustand von Sclaverei wird bei keinem Volke eher gemildert, als bis es zu einem größern oder geringern Grade von Civilisation gelangt ist. Es ist ein durch die Erfahrung allgemein bestätigter Satz, daß der Mensch nur in einem solchen gesellschaftlichen Verein eines dauerhaften Glückes theilhaftig werden kann, in welchem die Regierung sich auf Gesetze gründet, die dem National-Charakter und den Lokalverhältnissen des Landes angemessen sind.

Wenn die Spanische Regierung auf den Flor der Philippinischen Inseln ernstlich bedacht wäre, so müßten die Calianen zwar den Pagnanen immerfort unterworfen bleiben, aber sie dürften nicht von den Caheles auf eine so schreckliche Art mißhandelt werden. Nach der jetzigen Lage der Dinge würde jedoch die Regierung

zu Manila die ausgeschriebenen Auflagen nicht wohl auf eine andere Art erheben können, denn jeder Cabessa bürgt ihr mit seinem gesammten Vermögen für die Abgaben von 150 Indianern. Er bezahlt diese Summe an den Volks-Capitain, der sie dem Alcade übergiebt, und dieser schickt sie nach Abzug der ihm davon zukommenden drei Prozent an die Regierung ein. Wenn daher die letztere nur zur bestimmten Zeit die Gelder bekommt, so bekümmert sie sich im geringsten nicht um die Art, wie sie beigetrieben worden sind, und dieser Fehler in der Verfassung trägt am meisten dazu bei, daß sich die Colonie nicht zu einem gewissen Grade von Wohlstand empotheben kann.

Ich habe schon oben gesagt, daß die Alcaden von ihren 30 Piastern monatlich unmöglich mit Anstand leben könnten, wenn sie nicht 3 Prozent von allen Abgaben zu beziehen, und außerdem auch Gelegenheit hätten, sich eine Menge von Nebenvortheilen zu verschaffen. Manche unter den letztern gereichen jedoch der Provinz zum äußersten Nachtheil, und hierunter steht der Alleinhandel unstreitig oben an. Sie lassen sich nämlich von einer der milden Stiftungen zu Manila eine Summe Geldes vorstrecken, und kaufen mit derselben alle Waaren und alle Produkte ihrer ganzen Provinz auf. Der arme Indianer, der sich außerordentlich vor dem Alcaden fürchtet, kann sich unmöglich weigern, ihm den Ertrag seiner Felder abzulassen, und dies geschieht gewöhnlich, aus gänzlichem Mangel an Concurrenz, um einen äußerst geringen Preis. Der Alcade aber schickt alle diese Produkte nach Manila, und läßt sie dort sehr theuer verkaufen. Daher tragen auch die schlechtesten unter diesen Stellen jährlich zum wenigsten 10000 Piaster reinen Gewinn ein, und es giebt mehrere unter ihnen, die noch weit einträglicher sind. Man kann sich folglich denken, wie viele Mühe man sich geben mag, um sie zu erhalten.

Endlich ist auch noch ein Handelsgericht zu Manila, das aus lauter Kaufleuten besteht, die jährlich aufs neue gewählt werden, und das einen vom Könige ernannten und besoldeten Präsidenten an seiner Spitze hat. Alle streitigen Handelsgeschäfte werden vor diesem Gerichte auf das schnellste, und ohne daß sich Advokaten darin mischen dürfen, entschieden. Ich habe mich jedoch durch eine vielfältige Erfahrung überzeugt, daß dabei oft sehr große Ungerechtigkeiten vorgehen, und besonders in Streitigkeiten zwischen Fremden und Spaniern. Bei dem gänzlichen Mangel an fest bestehenden Gesetzen läßt es sich auch leicht denken, daß die Mitglieder des Gerichts sich um eines Fremden willen, den sie vielleicht in ihrem Leben nie mehr zu sehen bekommen, nicht mit einem Landsmanne, von dem sie täglich größere oder kleinere Dienstleistungen zu erwarten haben, werden entzweien wollen. Geschieht es aber auch einmal, daß das Gericht zu Gunsten des Fremden entscheidet, so appellirt die Gegenparthei an den hohen Rath, und hier wird alsdann die Sache so sehr in die Länge gezogen, daß der Fremde Jahre lang daselbst zubringen könnte, ohne den Ausgang zu erleben.

Nach dieser kurzen Uebersicht der weltlichen Verfassung in den Philippinischen Inseln gehe ich nun zu der Geistlichkeit über, welche daselbst eine außerordentliche Gewalt besitzt. Die Mönche sind jedoch weit mächtiger als die weltliche Geistlichkeit, weil sie ein Corps ausmachen, und nach den verschiedenen Orden die geistliche Regierung der Provinzen unter sich getheilt haben. Die Weltgeistlichen sind von den Mönchen fast ganz abhängig, und haben nur die allerschlechtesten Pfarreien, welche die letztern aus Mangel an Subjekten nicht besetzen können. Es ist aber in der That auch in diesem Lande ein großer Unterschied zwischen den Mönchen und den Weltgeistlichen. Die erstern kom-

men fast alle aus Europa, wo sie wenigstens so viel gelernt haben, um die Priesterweihe erhalten zu können; die letztern hingegen sind fast insgesammt Indianer, die kaum ein wenig Lateinisch lesen können, und in einem solchen Grade unwissend sind, daß man sich keinen Begriff davon machen kann, wenn man sie nicht selbst gesehen hat. Da nun aber in den neuern Zeiten die Anzahl der Mönche von Jahr zu Jahr auf eine merkliche Art abnimmt, indem sich bei weitem nicht mehr so viele junge Leute wie ehemals diesem Stande widmen, so bleibt den Bischöfen auf den Philippinischen Inseln nichts weiter übrig, als jeden zu ordiniren, der sich dazu meldet. Ich habe daher in mehrern Dörfern Pfarrer angetroffen, die vorher Bediente bei ihren Bischöfen gewesen waren.

Von Rechts wegen besitzen die Mönche über 1200 Pfarreien auf den Philippinischen Inseln. Auf jede derselben kann man im Durchschnitt genommen ungefähr 165 Familien rechnen, wovon jede fünf Personen ausmacht, hiernach beliefe sich also die Anzahl der Eingebohrnen, die unter der Seelsorge der Mönche stehen, auf 199920 Familien oder 999600 Seelen. Hiernach lassen sich nun auch die Einkünfte der Pfarren berechnen, wenn man nämlich annimmt, daß außer dem, was der König ihnen giebt, sie im Durchschnitt genommen von jeder Familie für Meßgelder, Taufen, Begräbnisse, Heirathen und dergleichen jährlich einen Piaster bekommen. Diese 1200 Pfarreien werden jedoch heut zu Tage nicht alle von Europäischen Mönchen verwaltet, sondern diese haben ungefähr 400 derselben, aus dem oben angeführten Grunde, einstweilen an die Weltgeistlichen abtreten müssen, so daß also hiernach die Anzahl der auf den Philippinischen Inseln lebenden Mönche, diejenigen nicht gerechnet, die sich in den Klöstern befinden, sich ungefähr auf 950 belaufen mag. Die Anzahl der übrigen Pfarreien, auf welche die

Mönche keine Ansprüche zu machen haben, sondern die bloß allein von Mestizen oder Indianern verwaltet werden, belaufe sich zum allerwenigsten auf 2500 bis 3000, in welchen zusammen genommen ungefähr 733400 Menschen leben; wonach sich also die gesammte katholische Volksmenge in den Philippinischen Inseln auf 1,733900 Seelen belaufen würde.

An der Spitze der gesammten Geistlichkeit steht der Erzbischof, der von dem Spanischen Hofe zu dieser Stelle ernannt wird, und eine jährliche fixe Besoldung von 5000 Piastern zieht. Er hat ein Capitel unter sich, das aus einem Dechanten und zwölf Domherrn besteht, welche insgesammt aus Europa dahin geschickt werden. Unter dem Erzbischof stehen ferner drei Bischöfe, die ebenfalls von dem Hofe dahin geschickt werden; die Diöces des ersten unter ihnen liegt nordwärts von Ilocos, und seine Residenz ist Vigan, die Hauptstadt dieser Provinz. Der zweite Bischof ist der von Camarines, der zu Naga residirt; der dritte endlich wohnt auf Zebu, einer der Bissayischen Inseln, und seine Diöces erstreckt sich über diese sämmtlichen Inseln. Nach den Bischöfen kommt der Groß-Inquisitor, der eine Menge von geistlichen und weltlichen Dienern, unter dem Titel von Commissarien des heiligen Amtes, unter sich hat, die ihm alles melden, was sich in dem Innersten der Familien zuträgt, und weiter nichts als geistliche Spione sind. Ein vor das Inquisitionsgericht zu Manila gezogener Verbrecher kann jedoch von demselben nicht zum Tode verurtheilt, sondern muß nach geschehener Untersuchung der Sache nebst den Akten nach Mexico geschickt werden, wo ihm erst das Endurtheil gefällt wird. Uebrigens geht die Inquisition zu Manila wie überall mit einer außerordentlichen Strenge zu Werke, und da sie Richter und Parthei zu gleicher Zeit ist, so werden von ihr ungestraft die himmelschreiendsten Ungerechtigkeiten ausgeübt. Ich war da-

bei gegenwärtig, als einmal der Adjutant des Gouverneurs diesem und einer kleinen bei ihm versammelten Gesellschaft die Liebesgeschichten Heinrich des VI., Königs von Frankreich, vorlas, worin sonst durchaus nichts tadelnswerthes vorkommt, als daß einmal von der Liebe des Königs zu einer schönen Nonne die Rede ist. Ein bei dieser gesellschaftlichen Vorlesung gegenwärtiger Mönch meldete dies den Vorfall sogleich dem Groß-Inquisitor, der auch schon am andern Morgen dem Gouverneur das Buch abfordern ließ, weil es in dem Verzeichnisse der verbotenen Bücher stünde. Wenige Wochen nachher mußte der Gouverneur auch das vortreffliche Werk: gli Animali parlanti, vom Abbe Casti, herausgeben, denn man erfuhr, daß ein erst kürzlich angekommener Beamter der Compagnie es ihm aus Europa mitgebracht hatte.

Der natürliche Adjutant des Gouverneurs wurde bald nachher vor das Inquisitionsgericht gezogen, weil er bei einer Procession einem jungen Mädchen gesagt hatte, daß es so hübsch wie die Mutter Gottes sey. Nun alles das Ansehen und die Verwendung des Gouverneurs konnte ihn retten, aber er mußte, ehe er frei gesprochen wurde, zur Beichte und Abendmahl gehen. Ein Chinese kam dagegen nicht so wohlfeilen Kaufes weg, denn er hatte das unerhörte Verbrechen begangen, daß er bei der Communion, als ihm unglücklicher Weise die Hostie am Gaumen kleben blieb, sich des Finger bediente, um sie loszumachen und hinunter zu schlucken. Der Unglückliche, der nur erst kurz vorher der Religion des Confucius entsagt hatte, schmachtete noch ein Jahr nachher in den Kerkern der Inquisition, und ich weiß nicht, was aus ihm geworden, ob er darin gestorben oder nach Mexico transportirt worden ist.

Ein sehr geschickter Spanischer Arzt wurde, ebenfalls während meiner Anwesenheit daselbst, in ein

Nonnenkloster gerufen, wo er die Kranke, zu der man ihn führte, mit der Bleichsucht im allerhöchsten Grade behaftet fand, so daß sie durch nichts anders als durch den Ehestand gerettet werden konnte. Der Arzt stattete der Aebtissin Bericht davon ab, und sagte ihr unverholen, daß sie die Wahl habe zwischen Tod und Ehestand, ob sie die Nonne auf immer verlieren, oder von dem Gelübde der Keuschheit lossprechen wolle. Die Frau Aebtissinn aber gerieth über diese Aeußerung in einen heiligen Zorn, und verklagte den unbesonnenen Arzt bei dem heiligen Amte, das ihn sogleich in der nämlichen Nacht gefangen nehmen und in den Kerker werfen ließ. Unglücklicher Weise fand man auch unter seinen Effekten einige verbotene Bücher, und er wurde deshalb nach einer langwierigen Gefangenschaft als der ärgste Verbrecher nach Mexico abgeschickt. Hier hätte man gern dem frommen Volke das erbauliche Schauspiel eines Auto-da-Fé's gegeben, allein die weltliche Regierung mischte sich darein, und man mußte sich damit begnügen, daß man ihn als einen büßenden Ketzer öffentlich Kirchenbuße thun ließ; er kehrte hierauf nach Cadix zurück, wo er noch jetzt lebt, und der allgemeinen Achtung seiner Mitbürger genießt. — Diese wenigen Züge werden jedoch hinreichend seyn, um sich einen Begriff von diesem Gerichte zu machen, das in den Philippinischen Inseln ganz mit der nämlichen abscheulichen Grausamkeit zu Werke geht, wie in allen andern Colonieen.

Die Mönche, welche sich zu Manila der geistlichen Regierung über die besten Provinzen angemaßt haben, sind nur aus vier verschiedenen Orden, nämlich Augustiner, Dominikaner, Barfüßer und Franciskaner. Sie besitzen insgesammt ungeheure Güter, und jeder dieser Orden hat zum wenigsten 100000 Piaster jährlicher Einkünfte; die Franciskaner sind zwar etwas weniger reich, haben aber dagegen die besten

Pfarreien. An der Spitze von jedem Orden steht ein sogenannter Provinzial, der von einem Capitel, zu welchem sich alle Mönche aus den sämmtlichen Provinzen einfinden, und zwar immer auf drei Jahre gewählt wird. Er hat nicht nur das ganze Vermögen des ganzen Ordens zu verwalten, sondern auch die Ober-Polizei über die sämmtlichen Mitglieder desselben auszuüben. Außerdem ernennt er zu allen erledigten Pfarreien, und besetzt auch die erledigten Stellen in dem Capitel, nämlich die eines Lectors, Rectors und dergleichen. Diejenigen Mönche hingegen, welche Pfarreien besitzen, stehen nur noch in Rücksicht ihrer Ordensregeln unter ihm; in allem aber, was ihr Amt betrifft, sind sie dem Erzbischof unterworfen.

Die Mönche und die Pfarrer zwingen die Gläubigen mit aller Gewalt zur Seeligkeit. Die Indianer müssen jeden Sonntag ihre Messe hören, und am Ostern regelmäßig beichten und communiciren. Dies letztere geschieht jedoch nicht umsonst, sondern sie müssen dafür jedesmal vier Realen oder ungefähr einen Groschen an den Pfarrer bezahlen. Kommt einer am Sonntag nicht in die Kirche, oder meldet er sich gar auf Ostern nicht zur Beichte, so wird er von dem Pfarrer mit Peitschenhieben dafür bestraft, und dies möchte doch wohl eine schlechte Anwendung von dem Compelle intrare des Evangeliums seyn. Die Wohnungen dieser Mönche in ihren Pfarreien sind alle vortrefflich gebaut und so groß, daß in den meisten ein halbes Regiment bequem logiren könnte. Auch die Kirchen sind sehr groß und schön, allein überall, auch sogar zu Manila, hat man noch immerfort die böse Gewohnheit, die Todten darin zu begraben, was in einem so heißen Klima noch weit nachtheiliger und verderblicher ist. Auffallend ist aber der Unterschied zwischen den Pfarreien der Mönche und denen der Weltgeistlichen. Die letztern besitzen kaum eine elende Hütte zur Woh-

nung, und die Kirchen sind klein und bloß von Bambusrohr erbaut. Die Indianer haben auch für die Geistlichen, die ihre Landsleute sind, weit weniger Achtung, als für die Europäischen Mönche. Dessen ungeachtet ist die Anzahl dieser Weltgeistlichen außerordentlich groß, und zwar aus der Ursache, weil zu Manila der Stand derselben der angesehenste unter allen ist, und weil alle Einwohner, Indianer sowohl als Mestizen, es für das größte Glück halten, einen Geistlichen in ihrer Familie zu besitzen. Allein ungeachtet dieser großen Ehrfurcht der Indianer vor allem, was die geistliche Kleidung trägt, haben doch die Missionen bei denjenigen Indianischen Völkerschaften, die der Spanischen Herrschaft noch nicht unterworfen sind, bis auf den heutigen Tag nur wenig oder gar keinen Erfolg gehabt.

Bei den häufigen Besuchen, die ich in einer großen Anzahl von Dörfern zu machen Gelegenheit hatte, habe ich durchgängig gefunden, daß die Pfarrer ein höchst langweiliges und trauriges, aber auch ein mit den Lehren der Kirche keinesweges übereinstimmendes Leben führen. Sie haben z. B. alle insgesammt den Gebrauch, daß sie sich von den jungen Mädchen des Dorfes bedienen lassen, die zu dieser Ehre zugelassen werden, sobald sie das Alter von 14 oder 15 Jahren erreicht haben. Ich war äußerst erstaunt, als ich einmal einen Franciskaner sahe, der in der vollen Kraft des männlichen Alters stand, und als Pfarrer wenigstens zwanzig solcher jungen Mädchen in seinen Diensten hatte; zwei derselben waren ihm, wo er nur hin ging, beständig zur Seite, und zwar trug ihm das eine seine Cigarros nach, die er nicht einen Augenblick entbehren konnte, und das andere Feuer, um die letztern anzuzünden. Außer diesem doch gewiß höchst zweideutigen Luxus haben aber diese Mönche, ob sie gleich insgesammt nur Bettelmönche sind, und das Gelübde der

Armuth abgelegt haben, auch sonst noch einen sehr großen Hausstand, und halten eine Menge von Pferden, Kutschen und Dienstboten.

Die Indianer haben, ungeachtet der großen Ehrfurcht, welche sie für die Geistlichen, besonders für die Mönche hegen, dennoch in der Civilisation nur äußerst geringe Fortschritte gemacht. Sie besitzen noch alle Fehler der Wilden, und besonders einen ganz unglaublichen Hang zum Stehlen und zum Lügen; auch gehen sie keineswegs in die Kirche, weil das Gefühl der Pflicht sie dazu antreibt, sondern bloß aus Furcht vor der körperlichen Züchtigung, die sie außerdem von dem Pfarrer zu erwarten haben. Die Charwoche ist in diesem Lande eine merkwürdige Epoche, und ganz eigentlich der Triumph der Mönche. Man kann sich keine Vorstellung von dem Fanatismus machen, der in dieser Zeit daselbst herrschte, und von den sonderbaren, fast unglaublichen Wirkungen, die er hervorbringt. Die Processionen nehmen die ganze Zeit über kein Ende, und bei allen spielt die Mutter Gottes die vorzüglichste Rolle. Ich habe mehrere derselben mit angesehen, mit welchen busfertige Indianer, so nackt wie sie auf die Welt gekommen waren, und mit tief in den Kopf gedrückten Dornenkronen herumzogen; vor der Thüre der Kirche wurden sie von Kindern, (in diesem Alter kennt man, wie Lafontaine sagt, das Mitleiden nicht), auf das allerfürchterlichste gegeißelt, so daß das Blut strahlweise an ihnen herablief. Andere Indianer, deren Buße weniger inbrünstig seyn mochte, begnügten sich damit, daß sie ihren ganzen Körper mit schweren Ketten umwunden hatten, und dieselben stundenlang nachschleppten. In einer andern Pfarrkirche, wo ich begierig war, den Pfarrer predigen zu hören, wohnte ich einem eben so barbarischen als alle Gefühle empörenden Schauspiele bei. Man hatte nämlich einen Mann, der die Rolle Christi spielen sollte, an ein Kreuz

gebunden, und zwar so, daß man vermittelst eines Strickes seinen Kopf hin und her bewegen konnte. Als nun der Prediger die Worte sprach: Sehet hier, der für eure Sünden sterben wird, so zeigte er auf das Kreuz hin, und der Küster zog zugleich an dem Strick, um durch die Bewegungen des Gekreuzigten mit dem Kopfe die krampfhaften Bewegungen eines Menschen im Todeskampfe vorzustellen. Nach zwei oder drei solcher Bewegungen rief endlich der Prediger feierlich aus: Er ist gestorben! — So wie er diese Worte gesprochen hatte, so zündeten andere Küster ein unter dem Hochaltar verwahrtes Feuerwerk an, wodurch ein fürchterliches Geprassel entstand, und die ganze Kirche mit Rauch angefüllt wurde. Oben unter dem Dache der Kirche rollten mehrere Personen große Kugeln hin und her, um dadurch den Donner, im Augenblick, wo der Vorhang im Tempel zerriß, vorzustellen. Wirklich wurden aber auch durch dieses schreckliche Schauspiel alle Anwesenden mit Entsetzen erfüllt, und mehrere Frauenspersonen fielen ohnmächtig nieder. An das Fortgehen war nicht zu denken, denn der allgemeinen Sitte gemäß müssen sogleich beim Anfange der Predigt alle Thüren verschlossen werden, und auch die Ohnmächtigen konnte man nicht an die freie Luft bringen.

Die schreckliche Unwissenheit der zu Manila ordinirten Geistlichen rührt hauptsächlich von den daselbst überaus schlechten Erziehungs- und Unterrichtsanstalten her, und es ist wirklich ganz unbegreiflich, daß von mehr als tausend Europäischen Mönchen, die sich Jahr aus Jahr ein daselbst aufhalten, sich noch nicht einziger dem Unterrichte der Jugend gewidmet hat. Alles, was man in der elenden Schule zu Manila lernen kann, besteht in einigen lateinischen Worten, die aber in hohem Grade tagalisirt sind; von Mathematik und andern Kenntnissen ist ganz und gar nicht die Rede. Dieses

ist nun der einzige Unterricht, welchen die künftigen Geistlichen und Seelsorger bekommen, und dennoch halten sich dieselben, sobald sie das letztere geworden sind, gewissermaßen für höhere Wesen. Es ist unbegreiflich, daß man von einem Menschen, der eine solche ekelhafte Unwissenheit zur Schau trägt, nicht mit der ihm gebührenden Verachtung sprechen darf, ohne Gefahr zu laufen, von der Inquisition dafür auf das schrecklichste gemißhandelt zu werden. Die Menge dieser erbärmlichen Geistlichen haben zuverläßig der Colonie den größten Schaden zugefügt, denn wie ist es möglich, daß man das geringste Zutrauen zu einem Menschen haben kann, der gerade das Gegentheil von demjenigen thut, was er lehrt? Um ein Beispiel von den hieraus entstehenden schädlichen Folgen zu geben, will ich nur das Stehlen anführen, wozu die Indianer einen so außerordentlichen Hang haben, und der nie in ihnen ausgerottet werden kann, so lange sie in der Beichte für jeden begangenen Diebstahl sogleich Verzeihung erhalten, wenn sie nur einige Messen bezahlen. Auch wird diese Sünde, so wie noch mehrere andere, durch Bullen erlassen, womit der Römische Hof einen Handel nach den Philippinischen Inseln treibt, und woraus sowohl er selbst als auch die Pfarrer, die den Absatz derselben besorgen, jährlich einen sehr beträchtlichen Gewinn ziehen.

Durch diese Unwissenheit der Geistlichen und dem religiösen Aberglauben aller Art wird aber der Aufenthalt zu Manila einem jeden Fremden, und besonders, wenn er das Unglück hat, daselbst krank zu werden, im hohen Grade ekelhaft, und fast unerträglich. Die fanatischen Mönche belagern ihn in dem letztern Falle unabläßig, und ist er gar ein Protestant, so verfolgen sie ihn auch noch bis jenseits des Grabes. Sie wechseln beständig mit einander ab, um ihn keinen Augenblick allein zu lassen; sie suchen ihm am Rande des

Grabes durch alle möglichen Mittel Furcht einzujagen, und ihn dahin zu bringen, daß er die Religion seiner Väter abschwört. Hat er den Muth, es beharrlich zu verweigern, so wird er nach seinem Tode an das äußerste Ufer des Meeres zur Zeit der Ebbe, wo das Meer sich zurückgezogen hat, begraben, und wo er folglich wenige Stunden nachher, von den Wellen wieder fortgeschwemmt und von den Fischen gefressen wird.

Nicht allein aber für den Fremden und den Protestanten, der zu Manila stirbt, ist der Anblick des Todes fürchterlich, sondern auch in einem nicht viel geringern Grade für jeden katholischen Bewohner des Landes selbst. Sobald nämlich jemand bedenklich krank wird, so werden sehr viele hölzerne Heilige, die weit mehr als Lebensgröße haben, in sein Zimmer gebracht, und vor einem jeden derselben eine große Menge brennender Wachskerzen angezündet; die Hitze, welche diese vielen Lichter verursachen, trägt aber in einem schon ohnehin so heißen Clima wesentlich dazu bei, den Kranken ums Leben zu bringen. Hierzu kommt aber auch noch, daß ein Priester den Sterbenden beständig ermahnt, Buße zu thun, und ihm das Paradies verschlossen, die Hölle aber zu seinem Empfange weit geöffnet zeigt. Nähert er sich endlich dem kritischen Augenblicke, so hüllt man ihn vom Kopf bis zu den Füßen in eine Franciskanerkutte ein, die aus einem groben wollenen Tuche besteht, und auch für jeden Menschen, der sich im besten Wohlseyn befindet, zu heiß seyn würde; man mag wollen oder nicht, so muß man, um den Himmel zu gewinnen, in diesem Kleide das Leben verlieren!

Wenn der Spanische Hof, anstatt einer jährlichen Schiffsladung von Mönchen, einige geschickte, wohl unterrichtete Männer nach Manila schickte, die den Einwohnern im Ackerbau und in der Viehzucht Unterricht

richt ertheilten, so würde gewiß die Colonie in einer geringen Reihe von Jahren äußerst blühend, und dem Mutterlande wesentlich nützlich werden. Allein dies kann sie bei ihrer jetzigen fehlerhaften Verfassung durchaus niemals werden. Der Mönchs-Despotismus ist die hauptsächlichste Ursache von dem elenden Zustande der Philippinischen Inseln, und dieser Despotismus kann nur allein durch die Regierung in Europa, und durch eine gänzliche Umänderung des Geistes dieser Orden abgeschafft werden. Gegenwärtig besitzen sie daselbst eine solche Macht, daß sie auch sogar, so oft es ihnen einfällt, sich den Befehlen der weltlichen Regierung widersetzen können. Hierdurch werden aber natürlicher Weise alle andern Klassen von Staatsbürgern auf eine höchst verderbliche Weise herabgesetzt, und diese Herabsetzung ist so allgemein und auffallend, daß niemand, ja nicht einmal der Gouverneur selbst, davon ausgenommen ist. Ich habe den Fall erlebt, daß bei Gelegenheit eines Truppenmarsches ein Mönch mit einem Offizier in Streit gerieth, wobei der erstere so vollkommen Unrecht hatte, und sich auf eine solche ungebührliche Art benahm, daß die Geduld des Offiziers nicht genug zu bewundern war. Endlich forderte der Offizier seine Soldaten zu Zeugen auf, allein diese verließen ihn, weil sie sich vor dem Mönche fürchteten, und der Gouverneur sah sich zuletzt genöthigt, den Offizier zu bestrafen. — Der Despotismus dieser Mönche ist in der That der allerzügellosesteund unverschämteste, den man sich denken kann.

Vierzehntes Kapitel.

Von dem Lande der Tagalen und den sieben Provinzen; woraus dasselbe besteht, im Allgemeinen. — Von der Provinz Tondo oder Manila insbesondere.

Bei der Beschreibung der Provinzen, in welche diese Inseln eingetheilt sind, werde ich mich nach den Völkerschaften richten, welche eine und die nämliche Sprache reden, und bei einer jeden die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten des von ihr bewohnten Landes, so wie auch die wichtigsten Naturprodukte und den Handel desselben beschreiben. Man würde sich jedoch sehr irren, wenn man über alle diese statistischen Gegenstände vollkommen befriedigende und erschöpfende Nachrichten erwarten wollte, denn die Spanier haben sich um diese Dinge niemals bekümmert, und alle ihre desfallsigen Angaben sind äußerst ungewiß und schwankend. Ich kann daher nur dasjenige anführen, was ich selbst gesehen, und wovon ich bestimmte Gewißheit erhalten habe.

Mit der Insel Luzon, als der größten und vorzüglichsten in diesem Archipel, muß ich natürlicher Weise den Anfang machen, und werde alsdann zu den übrigen Inseln übergehen. Die Insel Luzon liegt zwischen 12½ und 19° 18′ der Breite, und in ihrer größten Länge, die sich von der Meerenge St. Bernardino, der südlichsten Spitze von der Halbinsel Camarines bis an das Cap Bojador, der nördlichsten Spitze in der Provinz Ylocos erstreckt, beträgt dieselbe einen Flächenraum von 187 Stunden; ihre größte Breite aber von Osten nach Westen beträgt nur ungefähr 55 bis 60 Stunden. Sie enthält eine große Menge von einzelnen Völkerschaften, die auch, wie schon oben ge-

sagt worden, noch nicht alle den Spaniern unterworfen sind.

Das Land der Tagalen, oder der südlichste Theil der Insel, wird von dem zahlreichsten Volke unter allen, die sich auf derselben befinden, bewohnt. Es begreift für sich allein sieben verschiedene Provinzen in sich, wovon eine jede durch einen besondern Alcade regiert wird. Diese Provinzen sind: Condo oder Manila, Cavite, Bulacan, Batangas, Laguna oder die Provinz am Bay-See, Tayabas und Batangas. In allen diesen verschiedenen Provinzen wird durchgängig die nämliche Sprache geredet, nämlich die Tagalische. Die Einwohner haben auch die nämlichen Sitten und Gebräuche und die nämliche äußere Gestalt, d. h. eine mittlere wohl proportionirte Größe, eine hellbraune Farbe der Haut, und große weitgespaltete Augen. In Rücksicht der Gesichtszüge sind daselbst die Frauenspersonen bei weitem nicht so schön wie die Männer; was aber den körperlichen Wuchs anbetrifft, so geben sie ihnen nichts nach. Die mittlere Größe der Mannspersonen beträgt im Durchschnitt genommen ungefähr fünf Fuß fünf Zoll.

Den Tagalen wird mit Recht eine große Menge von Fehlern vorgeworfen, und besonders das Stehlen und das Lügen, bei welchem letztern sie auch gegen alle mögliche Wahrscheinlichkeit und mit der größten Unverschämtheit beharren. Zu den Hahnenkämpfen haben sie eine leidenschaftliche Liebe; dabei sind sie im höchst möglichen Grade faul und träge, lieben den Umgang mit dem andern Geschlechte, und es geschieht sehr häufig, besonders in den Dörfern, ungeachtet aller Strafen, die ihnen deshalb von den Mönchen auferlegt werden, daß sie mit ihren Weibern und Töchtern zu gleicher Zeit und ohne Unterschied leben. Die Frauenspersonen haben ganz die nämlichen Fehler, und sind besonders auch leidenschaftliche Spielerinnen. Im

Durchschnitt genommen sind sie außerordentlich fruchtbar, und bringen gewöhnlich sieben bis acht Kinder und auch wohl noch mehr auf die Welt. Ihre Beschäftigungen bestehen darin, daß sie ihre Kinder pflegen und warten, den Reiß dreschen, um ihn von seiner Hülse zu reinigen, und davon zweimal des Tages für die ganze Familie kochen; auch ist ihnen das Pflanzen des Reißes übertragen, und wenn er einmal nicht gerath, so müssen sie täglich Baumfrüchte und Wurzeln einsammeln, um ihre Familie damit zu beköstigen. Man kann überall aus den mehr oder minder harten, beschwerlichen Arbeiten, die dem weiblichen Geschlechte auferlegt werden, so ziemlich richtig auf den verschiedenen Grad der Civilisation eines Volkes schließen; nach diesem Maaßstabe sind nun die Tagalen noch weit davon entfernt, unter die civilisirten Völker gerechnet werden zu können.

Die Hauptbeschäftigung des Indianers auf den Philippinischen Inseln besteht in der Jagd und dem Fischfange, besonders aber in dem letztern, denn außer seinem Reiße ißt er fast nichts anders als Fische. Er stellt dabei seine von Bambusrohr geflochtenen Netze in labyrinthisch verschlungenen Richtungen ins Meer, so daß die Fische, wenn sie sich einmal in dieselben verwickelt haben, den Ausweg durchaus nicht mehr finden können. Die Hirsche sind in diesem Lande ziemlich häufig vorhanden; die Indianer jagen sie zu Pferde und mit einer langen Lanze bewaffnet, wobei sie dieselben immer mit vieler Geschicklichkeit in irgend einen Hohlweg zu treiben wissen, vor dessen Ausgange Netze aufgespannt sind, in welchen sie alsdann todt gestochen werden. Da aber diese Thiere nur sehr selten von den Indianern gejagt werden, so müssen sie in diesen unermeßlichen Wüsteneien nothwendig in einem hohen Grade überhand nehmen; die vorzüglichsten Feinde derselben sind die Caïmans, die über sie herfallen,

wenn sie an den Fluß kommen, um ihren Durst zu löschen, und die auf diese Art eine große Menge von ihnen ums Leben bringen. Die sonderbarste Art von Jagd in diesem Lande ist jedoch die der wilden Enten. In denjenigen Gegenden, wo sich dieselben besonders häufig nieder zu setzen pflegen, legen die Indianer runde irdene Töpfe ins Wasser, die auf demselben herum schwimmen, und zwar in ziemlich beträchtlicher Menge, damit die Enten sich an sie gewöhnen, und ohne Furcht sich mitten unter sie hinbegeben. Wenn nun die Indianer überzeugt sind, daß die Enten sich nicht im geringsten mehr vor diesen Töpfen fürchten, so stürzen sie sich einige davon, in die zuvor zur Beförderung des Athemholens kleine Löcher gemacht worden sind, über den Kopf, und schwimmen in diesem Zustande ganz langsam und ruhig mitten unter die Enten hin. Hier fassen sie nun eine nach der andern bei den Beinen, ziehen sie schnell unter das Wasser hinunter, damit sie durch ihr Geschrei die andern nicht verjagen, drehen ihnen den Hals um, und stecken sie in einen Sack, den sie sich in dieser Absicht um den Leib gebunden haben. Auf diese Art fangen sie nun gewöhnlich in kurzer Zeit eine sehr große Menge von Enten.

Ihre Lieblingsbeschäftigung, und womit sie sich auch fast den ganzen langen Tag abgeben, sind jedoch die Hahnenkämpfe. Sie haben, wie schon gesagt, zu diesem Thiere eine bis an Narrheit gränzende Liebe, tragen es zu Fuß und zu Pferde beständig mit sich herum, und vergessen über demselben Frau und Kinder. Wo man hinkommt, erblickt man Haufen von Indianern, die in einem Kreise herum auf den Hacken sitzen und dem Kampf ihrer Hähne zusehen; dabei ermuntern sie dieselben beständig durch Worte und Geberden, und man sollte jedesmal glauben, daß ihre Ehre und ihr ganzes zeitliches Glück dabei auf dem Spiele stände. Oft aber setzen sie auch wirklich ihr ganzes Vermögen

auf den Kopf ihres geliebten Hahnes, und wenn derselbe im Kampfe unterliegt, so begraben sie ihn auf das feierlichste; auch leiden sie durchaus nicht, daß er nach seinem Tode gegessen werde, und geben ihn deshalb auch für keinen denkbaren Preis weg. Die Regierung hat übrigens diese Leidenschaft zu benutzen gewußt, und, wie wir weiter unten sehen werden, eine ziemlich starke Abgabe auf diese Thiere gelegt.

Die Tagalen arbeiten sehr wenig, so wie überhaupt alle übrigen Indianer; einen Pflug durch die zur Reißpflanzung bestimmten Felder führen, und einen kleinen Damm um dieselben herum aufwerfen, damit in der Regenzeit das Wasser darauf stehen bleibe und nicht wieder ablaufen könne, dies ist die größte Anstrengung, der sie sich jemals in ihrem Leben unterziehen. Wenn der Reiß reif ist, so besorgen sie jedoch auch noch, aber gemeinschaftlich mit ihren Weibern, die Erndte dieses Produktes; das Pflanzen desselben ist jedoch ganz allein den Frauenspersonen überlassen, und dieses ist eine äußerst mühsame und beschwerliche Arbeit, denn man muß dabei bis über die Waden im Wasser und Schlamm stehen, und ist beständig den glühend heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt.

Die Nahrung dieser Indianer ist bei allen Völkerschaften die nämliche, und auch einen Tag ganz wie den andern. Sie besteht aus Reiß in Wasser gekocht, über den ein wenig Fischbrühe gegossen wird; dieses Gericht essen sie zweimal im Tage, und außerdem noch allenfalls ein Stückchen Fisch, aber niemals oder nur äußerst selten Fleisch. Wasser ist ihr einziges Getränke; manche unter ihnen sind jedoch große Freunde von Cocoswein, einem gegohrnen Getränke, das viele Aehnlichkeit mit unserm Branntwein hat. Sie sitzen bei ihren Mahlzeiten auf den Hacken, und bedienen sich zum Essen weder eines Löffels noch einer Gabel, sondern stecken durchgängig den Reiß mit den Fingern in den

Mund. Zwar waschen sie sich vor und nach dem Essen sorgfältig die Hände, allein dessen ungeachtet ist dieser Gebrauch äußerst ekelhaft. Die Gastfreiheit ist eine ihrer vorzüglichsten Tugenden, und sie üben dieselbe gegen alle Indianer ohne Unterschied aus. Jeder Fremde, der, wenn sie um ihr Gericht von Reiß herumsitzen, bei ihnen vorübergeht, kann, ohne vorher lange um Erlaubniß zu bitten, sich zu ihnen niedersetzen und mitessen, wobei es sich jedoch von selbst versteht, daß er sich zuvor die Hände wäscht. Ohne daß sie wissen, wo er her ist, wird er von ihnen aufgenommen, als wenn er zu ihrer Familie gehörte, und es fällt ihnen auch niemals ein, ihn deshalb auszufragen. Aus diesem Grunde braucht ein Indianer auf seinen Reisen niemals wegen seines Unterhaltes besorgt zu seyn, denn er weiß im voraus, daß er in dem ersten besten Hause, so viel er braucht, zu essen bekommt, und auch in demselben die Nacht zubringen kann. Bloß beim Fortgehen bedankt er sich in einigen Worten bei dem Wirthe, allein dieser darf ihm, ohne unhöflich zu seyn, nicht das geringste darauf antworten.

Pferde und Büffelochsen sind durchgängig die Hausthiere der Indianer; die erstern spannen sie jedoch niemals an, sondern brauchen sie bloß zum Reiten. Alle Arbeit lassen sie durch die Büffelochsen verrichten, die auf den Philippinischen Inseln weit größer und stärker sind, als in irgend einem andern Lande. Sie erfordern dabei äußerst wenige Pflege und Wartung, indem sie sich selbst ihre Nahrung in freiem Felde suchen. Jeder von diesen Büffelochsen wird fast beständig von einem Kinde geführt, das auf seinem Rükken sitzt und dessen Stimme sie gehorchen. Wenn der Mann mit dem rauhesten Tone und mit aller seiner Stärke nichts mehr über diese Thiere vermag, so lassen sie von ihrem jungen Gebieter mit sich machen, was er will. Daher bedienen sich die Indianer auch allge-

mein dieses Mittels, um diese wilden und furchtbar starken Thiere zahm zu machen.

Die Kleidung der Tagalen besteht in einem Paar baumwollener oder seidener, sehr weiter Hosen von blauer Farbe und unten herum gestickt, und außerdem noch in einem Hemde von Nippis, einem äußerst dünnen, aus den Fasern des Indianischen Blumenrohrs verfertigten Zeuge, das sie über die Hosen frei herunter hängen haben. Ihr Kopf ist fast durchgängig glatt geschoren, und wenn sie sich der Sonne aussetzen müssen, so bedecken sie ihn mit einem Tuche, das sie nach Art der Malayen in Gestalt eines Turbans um denselben herumwinden. An den Füßen tragen sie eine Art von Pantoffeln. Ihre gewöhnliche Waffe besteht in einem langen Messer, das sie beständig über den Rükken hängen haben, und dessen sie sich nicht nur zu ihrer Vertheidigung, sondern auch, mit einer wirklich bewundernswürdigen Geschicklichkeit, zu allen ihren Arbeiten, und sogar auch zum Bau ihrer Häuser bedienen.

Die Kleidung der Frauenspersonen ist weit zierlicher; sie besteht in einem Hemde von sehr dünnem Nippis, das ihnen aber nur bis auf den Nabel herunter reicht, und in einem Rocke, der aus einem zu Madras verfertigten Zeuge besteht, und den Namen Cambaye führt. Ueber diesen Rock tragen sie noch ein langes Stück Zeug, halb Seide und halb Baumwolle, das auf den Hüften festgebunden wird, und bis auf die Knie herabgeht; es ist unter dem Namen des Tapis bekannt; die beiden Enden desselben sind gewöhnlich mit Seide von einer sehr hellen Farbe gestickt, und das eine davon hängt immer hinten in Gestalt eines Schweifes über die Hüften hinab. Es ist übrigens nicht zu läugnen, daß dieser Tapis wirklich ein hübsches Kleidungsstück ist, und mit Recht der Gürtel der Indianischen Venus genannt werden kann. An den

Füßen tragen die Indianerinnen Pantoffeln von einem gestickten Zeuge, die aber so weit ausgeschnitten sind, daß der kleine Zehe herausstehet. Die Haare wissen sie mit viel Geschmack und Grazie auf dem Hinterkopfe zusammen zu flechten, und wenn sie in die Sonne gehen, so haben sie ein Schnupftuch um den Kopf gewunden und noch ein anderes über die Schultern hängen. Sie tragen fast alle insgesammt goldene Ketten um den Hals und auch dergleichen Ohrengehänge, die aber sehr plump und geschmacklos gearbeitet sind. Dieser ganze wirklich hübsche Anzug kam jedoch den Mönchen allzu gekünstelt und nicht bescheiden genug vor, um darin in die Kirche zu gehen; die Indianerinnen müssen daher heut zu Tage noch einen sogenannten Halbmantel überhängen, durch welchen ihre ganze Gestalt auf eine häßliche Art versteckt wird.

Die Häuser der Indianer haben fast durchgängig eine sehr reizende Lage an dem Ufer eines Flusses oder eines Baches; sie sind auch auf eine sehr hübsche Art erbaut, und zwar durchgängig von Bambusrohr, und werden insgesammt mit Palmblättern bedeckt. Gewöhnlich sind sie mit einer Gruppe von hohen Bäumen umringt, um sie gegen die Windstöße zu schützen, durch die sie außerdem in kurzer Zeit würden umgestürzt werden.

Alles, was bisher von den Tagalen gesagt worden, haben auch alle übrigen Indianischen Völkerschaften auf der Insel Lüzon mit denselben gemein; jedoch weichen sie wieder in einzelnen Punkten von ihnen ab, und diese will ich nun nach einander bei der Beschreibung der verschiedenen einzelnen Provinzen angeben.

Die Provinz Tondo ist diejenige, worin Manila, diese Hauptstadt aller Spanischen Besitzungen in den Philippinischen Inseln, liegt. Die Vorstädte der letztern und das dazu gehörige Gebiet machten vor-

mals die Staaten von drei oder vier kleinen Tagalischen Fürsten aus, die ihr Eigenthum sehr lange gegen die Hand voll Spanier, welche der Dämon der Habsucht auf ihre Küsten führte, zu vertheidigen wußten. Diese Fürsten waren die von Tondo, Binondo und Quiapo; ihre Staaten mochten ungefähr fünf Minuten Wegs weit von einander entfernt seyn, und alle insgesammt machen heut zu Tage Vorstädte von Manila aus.

Die Festungswerke dieser Stadt sind zwar keinesweges regelmäßig, und können es auch nicht seyn, weil sie nicht auf einmal nach einem festgesetzten Plane, sondern nur nach und nach, und so wie die Zeitumstände sie nöthig machten, angelegt worden sind; allein dessen ungeachtet könnten sie jeden Feind, auch den allerstärksten, eine ziemliche Zeitlang aufhalten, wenn es ihnen nicht gänzlich an Casematten fehlte, und wenn nicht alle Häuser in der Stadt von Holz erbaut wären. Unter diesen Häusern giebt es jedoch sehr viele von vorzüglich schöner Bauart; die sämmtlichen Straßen der Stadt sind nach der Schnur erbaut und ziemlich breit. Die Bauart der Häuser hat das Sonderbare, daß sie ein 18 bis 20 Fuß hohes sehr dickes Mauerwerk haben, und daß an dem auf diesem ruhenden Holzwerk alle Pflöcke und Nägel auf die nämliche Art eingerichtet sind, wie es beim Schiffsbau zu geschehen pflegt, damit sie nämlich bei den Stößen eines Erdbebens desto leichter nachgeben können. Im Monat December 1804, wo neun Erdbeben daselbst statt hatten, fand ich Gelegenheit, mich von der Festigkeit der auf diese Art erbauten Häuser zu überzeugen; von den wenigen steinernen Häusern gingen in diesem Monate sehr viele zu Grunde, und auch die übrigen konnten wegen der Furcht vor Gefahr des Einstürzens auf lange Zeit nicht bewohnt werden. Alle diese Häuser sind übrigens so außerordentlich weit-

läuftig gebaut, und nehmen einen solchen Raum ein, daß oft auf der ganzen Seite einer langen Straße deren nicht mehr als drei oder vier stehen, wodurch denn freilich die Stadt ein ödes und trauriges Ansehen bekommt. Die Zimmer in diesen Häusern sind aber hoch und sehr luftig, was in diesem Lande wesentlich nöthig ist.

Die Bevölkerung von Manila besteht ungefähr in 2000 weißen Spaniern, die sowohl geborne Europäer sind, als von Europäern abstammen, und in 3000 Mestizen. Die Spanier stehen insgesammt entweder in dem Dienste der Regierung, oder sie sind Kaufleute, oder Mönche, oder Weltgeistliche. Ein großer Theil der Stadt wird von Kirchen und Klöstern eingenommen, und diese letztern sind so außerordentlich groß und weitläuftig, daß in manchen derselben einige tausend Menschen bequem wohnen könnten, und doch leben in denselben nicht mehr als vier bis fünf Mönche, die an der Spitze des Ordens stehen, und die sämmtlichen Angelegenheiten desselben zu besorgen haben. Außer vier großen Hauptkirchen giebt es in der Stadt fünf Manns- und drei Frauen-Klöster, und zwei große Hospitäler.

Die Erziehung der Spanier in dieser Colonie schränkt sich bloß darauf ein, daß sie lesen, schreiben und die Gelder, die sie von den milden Stiftungen für geringe Zinsen vorgestreckt erhalten, mit Vortheil benutzen lernen. Hierin besteht aber auch die ganze Wissenschaft des dasigen Kaufmanns; er ist durchaus nicht gewohnt Bücher zu führen, oder auf eine andere Art seine Ausgaben aufzuschreiben, und wenn er betrügen will, so ist man niemals im Stande ihm nachzukommen. Hat man einem von ihnen Gelder vorgeschossen, und er stirbt, ehe sie zurückbezahlt sind, so hat man von Glück zu sagen, wenn man sie wieder

bekommt, denn in diesem Stücke herrscht sowohl zu Manila als in allen übrigen Spanischen Colonieen ein solcher Mangel an Treu und Glauben, daß alle dahin handelnden Nationen sich nicht genug darüber beschweren können. Diese Nachlässigkeit der Spanier auf den Philippinischen Inseln hat zwei verschiedene Ursachen; die erste rührt von der Hitze her, die träge macht und den Körper auf eine unglaubliche Art erschlafft; die zweite aber liegt darin, daß Wissenschaften und Künste sich daselbst nicht der allergeringsten Aufmunterung zu erfreuen haben. Diese vernachläßigte Erziehung muß aber nothwendig die allerschädlichsten Folgen nach sich ziehen. Da nämlich alle jungen Leute in demjenigen Alter, wo die Vernunft noch schwach ist, die Leidenschaften hingegen am heftigsten sind, ganz unbeschäftigt sind und durchaus müßig gehen, so bringen sie in kurzer Zeit mit Indianerinnen alle die Piaster durch, die ihre Eltern ihnen hinterlassen haben, oder sie verlieren sie im Taypo, einem Chinesischen Hazardspiele, dem sie außerordentlich ergeben sind. Es ist daher keinesweges ein seltener Fall, daß Kinder, denen ihre Eltern ein außerordentlich großes Vermögen hinterlassen haben, nach wenigen Jahren bettelarm sind. Heut zu Tage hat jedoch die Colonie in der Ausbildung und Aufklärung einen großen Schritt vorwärts gethan, so heftig sich auch die Mönche dagegen gesetzt haben. Sehr viele wohlhabende Väter schicken nämlich ihre Kinder nach Bengalen oder auf die Küste Coromandel, um sie dort erziehen zu lassen; natürlicher Weise müssen aber die Mönche es höchst ungern sehen, daß diese Kinder in einem sich nicht zur römisch-katholischen Religion bekennenden Lande erzogen werden.

Die Hospitäler zu Manila befinden sich in einem sehr schlechten Zustande, denn sie haben keine andere Einnahme, als was ihnen die Einwohner von Zeit zu Zeit freiwillig schenken. Wenn es nun aber geschieht,

daß aus irgend einer Ursache diese ohnehin sehr kärglichen Geschenke einmal ausbleiben, so fallen auch sogleich alle Quellen des Unterhaltes weg, und die armen Kranken müssen den bittersten Mangel leiden. Es ist in der That ganz unbegreiflich, daß in einem Lande, wo noch fast die Hälfte des Bodens ganz und gar nicht urbar gemacht ist, und wo derselbe doch überall auf die bewundernswürdigste Art fruchtbar ist, dennoch den verschiedenen Hospitälern nicht Ländereien von der Regierung zugetheilt werden, die sie mit Reiß oder andern nützlichen Pflanzen bestellen lassen könnten, um dadurch jährlich auf eine feste und gewisse Einnahme rechnen zu können.

In der Stadt Manila selbst dürfen nur Spanier und Mestizen wohnen, und auch sogar die letztern müssen noch eine besondere Erlaubniß dazu erhalten. Allen Indianern ist es aber schlechterdings verboten, und diese Vorsicht wird man auch sehr weise finden, wenn man bedenkt, daß daselbst die Spanier bei weitem nicht zahlreich genug sind, um ohne diese Maaßregel einer so ungeheuern Volksmenge im Falle einer Empörung Widerstand leisten zu können. Die Citadelle wird nur durch einen schmalen Graben von der Stadt getrennt, und beherrscht die Mündung des Flusses Passig. Der Commandant derselben wird zwar von dem Hofe in Spanien ernannt, steht aber dessen ungeachtet unter dem Gouverneur, von dem er täglich die nöthigen Befehle einholen muß. In dieser Citadelle werden besonders auch die aus Spanien dahin geschickten Staatsgefangenen verwahrt. Die Garnison von Manila war in vorigen Zeiten gewöhnlich sehr schwach, allein heut zu Tage ist man hiervon zurück gekommen, und es liegen jetzt beständig gegen 14000 Mann daselbst, die gehörig bewaffnet und gut exercirt sind. Auch befindet sich daselbst ein in jeder Rücksicht wohl versehenes Zeughaus und eine Kanonengießerei.

Die Stadt wird durch den Fluß Passig, über den eine hölzerne Brücke geschlagen ist, von ihren Vorstädten getrennt. Diese Vorstädte könnte man sehr füglich die Indianische Stadt nennen. Sie sind außerordentlich groß und weitläuftig, und man rechnet in denselben 60000 Indianer, 8000 Chineser, 3000 Mestizen, und einige hundert Spanier, so daß sich die gesammte Volksmenge in denselben ungefähr auf 72000 belaufen mag. Die Häuser sind größtentheils auf Indianische Art erbaut, d. h. von Bambusrohr und mit Palmblättern bedeckt; nur allein die Häuser der Spanier und Mestizen machen hiervon eine Ausnahme. Diese Art, mit Bambusrohr zu bauen, verursacht jedoch häufig die allerfürchterlichsten Feuersbrünste, denn da die Luft in dem Bambusrohre zusammengepreßt wird, so platzt dasselbe, und schleudert die brennbaren Materialien weit um sich her. Da nun auch die Dächer von Palmblätter gewöhnlich äußerst dürre sind, so braucht es nur einen einzigen Funken, um in wenigen Minuten das Haus bis auf den Grund abzubrennen. An das Löschen des Feuers, oder an das Wegschaffen seiner Habseligkeiten, ist gar nicht zu denken, denn man hat gewöhnlich kaum noch so viele Zeit übrig, um mit dem Leben davon zu kommen. Im Jahr 1806 wurden in der Vorstadt Tondo drittehalbtausend Indianische, und auch mehrere Spanische Häuser durch eine solche Feuersbrunst in Asche verwandelt. Meistentheils wird aber die Veranlassung zu diesen Unglücksfällen durch das Feuer gegeben, das in den Häusern unterhalten wird, um die Cigarren, deren sich alle Indianer, Männer, Weiber und Kinder, fast ununterbrochen zu bedienen pflegen, damit anzuzünden. In der von den Europäern bewohnten Stadt weiß man nichts von solchen Unglücksfällen, weil die Seitenwände der Häuser von Steinen erbaut, und die Dächer durchgängig mit Ziegeln gedeckt sind.

Die meisten Spanier und Mestizen, die in den Vorstädten wohnen, sind Kaufleute. Die Spanier treiben den Handel ins Große; allein eigentlich besteht er doch nur darin, daß sie alle Zeuge Ballenweise aufkaufen, um sie nach Acapulco zu schicken, und dieses Aufkaufen geschieht immer mit den Geldern, die sie aus den milden Stiftungen geborgt bekommen. Den Mestizen überlassen sie den Handel im Kleinen und besonders die Fabrikation des Zuckers, auf welche dieselben außerordentlich viel gewinnen. Sie sind daher fast auch durchgängig sehr reich, und versorgen besonders die fremden dahin kommenden Schiffe mit inländischen Waaren aller Art; dagegen ist es ihnen durchaus verboten, sich mit den Spanischen Gallionen, die von Acapulco kommen, in irgend ein Handelsverkehr einzulassen.

Die Lebensart der Spanier zu Manila ist traurig, äußerst traurig, und wirklich ganz unerträglich langweilig. Sie thun heute durchaus das nämliche, was sie gestern gethan haben, was sie morgen thun werden, und was sie noch nach hundert Jahren thun würden, wenn sie so lange lebten. Beschäftigungen haben sie fast ganz und gar keine, und ihren Verstand finden sie so wenige Gelegenheit im praktischen Leben anzuwenden, daß sie seiner füglich ganz entbehren könnten. Zeitungen oder sonstige öffentliche Blätter giebt es zu Manila keine; auch giebt es keine Art von Gesellschaften, als nur von Zeit zu Zeit eine große Assemblee bei dem Gouverneur. Aus diesem Mangel an Geselligkeit folgt nun von selbst, daß an freundschaftliche Gastmahle daselbst durchaus nicht zu denken ist. Es hält ein jeder seine Siesta, trinkt seine Chokolade, fährt alsdann eine Zeitlang spazieren, und kehrt zuletzt, in der festen Ueberzeugung, daß er nicht zu befürchten hat, von irgend einem Fremden gestört zu werden, wieder in seine einsame Wohnung zurück.

Auch die Frauen, wenn man einige wenige Europäerinnen davon ausnimmt, sind äußerst wenig gesellschaftlich und umgänglich; außerdem sind sie aber auch so faul und träge, daß sie durchaus nicht wissen, was in ihrem Hauswesen vorgeht. An irgend eine Art von Unterricht ist bei ihnen nicht zu denken, und ihr Ehrgeiz besteht nicht darin, daß sie sich durch Kenntnisse und Bildung auszeichnen, sondern bloß allein darin, daß sie ihren Männern niemals, und durchaus in keinem Stücke nachgeben. Dabei führen sie ohne Unterlaß eine Cigarre im Munde, und wenn sie dieselbe einmal bei Seite legen, so geschieht es bloß, um sie durch Betelblätter zu ersetzen, durch welche sie den Ausfluß ihres Speichels auf eine höchst ekelhafte Art befördern. Bei einer Dame in Abwesenheit ihres Mannes einen Besuch abzustatten, würde sehr übel genommen werden, und noch weit unanständiger wäre es, wenn sie es sich einfallen ließe, mit einer Mannsperson, wenn auch diese gleich ihr nächster Verwandter, und sie selbst schon über 60 Jahr alt wäre, spazieren zu gehen oder zu fahren. Die Kleidung dieser Spanierinnen ist wenig von der der Indianerinnen verschieden. Sie besteht in einem sehr dünnen, durchsichtigen Hemde, woran die Ermel gewöhnlich sehr zierlich gestickt sind, und das ihnen bis auf die Lenden herabreicht; als Rock tragen sie eben so wie die Indianerinnen eine sogenannte Cumbaye, welche insgesammt von Madras herbeigebracht werden. Die Donnas, welcher Name den Spanischen Frauen allgemein beigelegt wird, haben jedoch von der Kleidung der Indianerinnen gerade dasjenige Stück weggelassen, was eigentlich die vorzüglichste Zierde derselben ausmacht, nämlich den Tapis, der oben ausführlicher beschrieben worden ist. Daran, daß sie ihn nicht tragen, erkennt und unterscheidet man sie von allen übrigen Frauenspersonen. Die Haare pflegen sie auf Indianische Art zusammen zu flechten, und auf dem

Hintertheile

Hintertheile des Kopfes in einem Knoten zu vereinigen; diesen so äußerst einfachen Kopfputz suchen sie gewöhnlich durch einen goldenen, sehr häufig mit Diamanten besetzten Kamm zu verschönern. An den Füßen tragen sie Strümpfe auf Europäische Art, und Schuhe mit sehr hohen Absätzen.

Auch die Mestizinnen tragen den Tapis nicht, um sich hierdurch ebenfalls vor den Indianerinnen auszuzeichnen. Sie müssen aber durchaus mit bloßen Beinen gehen, und nur an den Füßen dürfen sie Pantoffeln tragen, die aber so weit ausgeschnitten sind, daß fast der ganze Fuß bloß ist; übrigens werden diese Pantoffeln gewöhnlich von Gold- oder Silberstoff verfertigt. Diesem Zwang in Rücksicht der Kleidung müssen sich die Frauenspersonen aus dieser Klasse der Einwohner schlechterdings unterwerfen; heirathen sie jedoch einen Europäer, so werden sie davon befreit, und in diesem Falle ziehen sie sogleich Schuhe und Strümpfe an.

Die Spanier zu Manila halten eine große Menge von Dienstboten und Pferden, und auch sogar die Aermern unter ihnen haben zum Behuf ihrer täglichen Spazierfahrt wenigstens eine oder zwei Equipagen. Die Mestizen sind diesem Beispiele gefolgt, ob es ihnen gleich von der Regierung ausdrücklich verboten ist, in Kutschen zu fahren. Hierdurch wird es nun aber auch begreiflich, daß es in der Stadt und den Vorstädten von Manila über 1500 Kutschen, und eine verhältnißmäßige Anzahl von Pferden des Luxus giebt. Diese Pferde sind größtentheils von einer ausgearteten Race, die ursprünglich aus Neu-Spanien dahin gekommen ist; sie sind klein, aber stark und sehr dauerhaft, und das Paar derselben kostet gewöhnlich nicht mehr als 60 bis 70 Piaster. Ihr Futter besteht in frischem Grase und Kräutern, und wird täglich von dem Felde hereingeholt, was in einem so glühend heißen Clima eine äußerst beschwerliche und ermüdende Arbeit ist.

Anstatt des Hafers giebt man ihnen Reiß zu fressen, der noch nicht von seinen Schaalen gereinigt ist. Dieses Futter kommt gewöhnlich für jedes Pferd monatlich auf vier bis fünf Piaster zu stehen. Der Lohn eines Dienstboten beläuft sich monatlich auf drei Piaster, und außerdem giebt man ihm auch die Kost, die ebenfalls wieder drittehalb bis drei Piaster ausmachen kann. Die Lebensart zu Manila ist überhaupt außerordentlich theuer und kostspielig, und man giebt daselbst Piaster aus, wie in Deutschland Kopfstücke, woraus denn auf die große Menge von Geld zu schließen ist, die sich daselbst im Umlauf befindet. Ein lediger Mensch, der zu Manila einigermaßen mit Anstand leben will, braucht für eine sehr kleine Wohnung, die bloß aus einem Gesellschaftssaale, einem Schlafzimmer und einigen wenigen Kammern besteht, monatlich 40 Piaster, worunter jedoch noch keine Meubles begriffen sind. Ferner kostet ihn ein Indianischer Koch 8 Piaster; ein Gehülfe desselben, der diesem unentbehrlich nöthig ist, 4 Piaster; ein Bedienter 3 Piaster; ein Thürsteher 3½ Piaster; der tägliche Unterhalt, ohne den Wein, 45 Piaster; der Wein, eine Flasche auf den Tag gerechnet, 12½ Piaster; die Wäscherinn endlich 6 Piaster. Dies macht zusammen genommen eine monatliche Summe von 122 Piastern, oder ungefähr 170 Rthlr. aus, wofür er das Vergnügen hat, beständig zu Fuße zu gehen, und zwar in einem so glühend heißen Lande, daß die Mestizen selbst, die doch von Kindheit an das Clima gewöhnt sind, das Gehen nicht aushalten können. Will aber ein solcher Mann sich Equipage anschaffen, so nehme ich an, daß auf den Ankauf und zuletzt wieder auf den Verkauf des Wagens und der Pferde durchaus nichts verloren geht; in diesem Falle betragen die Kosten für den Kutscher monatlich 8 Piaster; für einen Gehülfen desselben 3 Piaster; für einen Mann, der täglich frisches Futter für

die Pferde vom Felde herein holt, 8 Piaster; und endlich für den nöthigen Reiß mit den Hülsen ebenfalls 8 Piaster. Dies macht monatlich wieder 27 Piaster aus, worunter jedoch alle die vielen Neben-Ausgaben für Wagner-, Schmiede- und Riemer-Arbeiten nicht einmal begriffen sind. Nach allem diesem würde nun der ganze Unterhalt eines ledigen Mannes sich monatlich ungefähr auf 300 Rthlr. belaufen, für welches Geld er gewiß in jeder großen Stadt von Europa sehr bequem und angenehm leben würde.

Die Bay von Manila ist eine der schönsten auf der Welt; sie hat über 45 Stunden im Umkreise, und im Durchmesser beinahe 15 Stunden; fast an jeder Stelle in derselben kann man mit der vollesten Sicherheit Anker werfen. Ehemals konnten auch die größten Fahrzeuge schwer beladen in den Fluß einlaufen, und auf demselben bis an das Zollhaus hinauf fahren; allein weil man das regelmäßige Reinigen desselben vernachläßigt hat, so hat sich vor der Mündung desselben nach und nach so viel Sand fest gesetzt, daß dadurch eine förmliche Bank entstanden ist, die allen Fahrzeugen, welche mehr als 300 Tonnen führen, den Eingang versperrt; aber auch die letztern sogar müssen hierzu die Zeit der hohen Fluth benutzen.

Die Provinz Manila wird gegen Norden von der Provinz Bulacan begrenzt, gegen Süden durch die Bay ihres Namens, gegen Osten durch die beiden Provinzen Laguna und Cavite, und gegen Westen durch die von Valangas. Sie ist außerordentlich fruchtbar, besonders an Reiß, Gemüsen und Früchten aller Art; die Dörfer liegen dicht beisammen, und man zählt in denselben 60000 Indianische Familien, was folglich, fünf Seelen auf Eine Familie gerechnet, 300000 Einwohner ausmacht. Ich habe im May 1806 eine Reise durch dieselbe gemacht, welche die Höhle von St. Matheo, eines von den Wunderwerken dieses Landes,

zum Zweck hatte, und von welcher ich meinen Lesern hier noch eine kurze Beschreibung mittheilen will.

Wir reiseten gegen Abend von Manila ab, und kamen nach einer Stunde Weges in das Dorf St. Pedro Maccatti, das auf einer Anhöhe liegt, an deren Fuße der Fluß Passig vorbeifließt. Ueber diesen fuhren wir in einem leichten Fahrzeuge, und schlugen auf dem andern Ufer sogleich den Weg in die Gebirge ein, der nach May-Bonga führt. Nachdem wir auf diesem anmuthigen und an pittoresken Aussichten äußerst reichen Wege ungefähr anderthalb Stunden im starken Schritte fortgeritten waren, so kamen wir zu May-Bonga, einem großen und wirklich unvergleichlichen Dorfe an, das an dem kleinen Flusse Nanka liegt, der aus den Gebirgen von St. Matheo herunter kommt, und sich in einiger Entfernung in den Passig ergießt. Die Häuser in diesem Dorfe sind durchgängig sehr hübsch erbaut und mit einer solchen Menge von Bäumen aller Art umringt, daß kein Sonnenstrahl hindurchdringen kann, und man den erquickendsten Schatten daselbst genießt.

Von hier kamen wir nach Maria-Kina, einem beträchtlichen Dorfe, ebenfalls am Ufer des Flusses Nanka, in welchem 1800 Familien wohnen, die folglich eine Volksmenge von 9000 Seelen ausmachen. Von diesem Dorfe, in welchem wir übernachteten, ist es noch zwei kleine Stunden nach St. Matheo, einem Dorfe von 800 Familien oder 4000 Seelen. Von hier aus hat man nun noch eine kleine Stunde bis zu der Höhle, und dieser Weg führt durchgängig auf dem Abhange hoher, mit den prächtigsten Bäumen bedeckter Gebirge hin, die überall von den reizendsten und fruchtbarsten Thälern durchschnitten werden. Gegen Ende des Weges muß man über den Nanka hinübersetzen, und dieses geschieht auf großen Felsenstücken, die in seinem Bette liegen, und die schönsten Wasser-

fälle bilden. Auf diesen Felsenstücken geht man wie auf einer Brücke über den Fluß hinüber, hat alsdann auf einem mehr als steilen Wege einige hundert Schritte weit einen Berg hinauf zu klettern, der gegen den Fluß zu völlig senkrecht abgeschnitten ist, und befindet sich endlich vor dem Eingange der Höhle.

Der Eingang in dieselbe ist hoch und sehr geräumig. Sie geht 1700 Schritte weit in den Berg hinein, und hat durch verschiedene Oeffnungen Zusammenhang mit dem Flusse, weshalb auch mehrere Stellen in derselben beständig überschwemmt sind. Außerdem ist aber der Erdboden darin vollkommen trocken, und man kann ohne die geringste Schwierigkeit überall in derselben herumgehen. Versteinerungen findet man keine darin, und die ganze Höhle scheint bloß durch eine Ader von Erde entstanden zu seyn, die durch die Gewalt des Wassers nach und nach herausgetrieben worden ist. Sie wird von einer zahllosen Menge von Fledermäusen bewohnt, und das Ganze machte auf uns einen so düstern und schauerlichen Eindruck, daß wir uns in dem Pallaste Plutos zu befinden glaubten. Die Indianer, die uns dahin begleitet hatten, sahen uns mit Entsetzen in die Höhle hinein gehen, denn sie hielten dieselbe für den Aufenthalt der bösen Geister, und behaupten, daß sie ganz und gar keinen Boden habe; dieses Vorurtheil ist auch so tief in ihnen eingewurzelt, daß sie uns schon völlig für verloren gaben, und daher äußerst erstaunt waren, als sie uns nach zwei Stunden wieder frisch und gesund aus der Höhle zurückkommen sahen, und wir ihnen versicherten, daß die Höhle gerade 1700 Schritte lang wäre, und weiter keinen andern Ausweg hätte.

Bei dieser Höhle von St. Matheo, also nur ungefähr drei Stunden von Manila ist schon die Grenze der Spanischen Besitzungen. Alle tiefer hinein gelegenen Länder sind noch ganz und gar nicht entdeckt, und

man ist noch nicht einmal bis zur Quelle des Manka-Flusses gekommen, was doch so äußerst leicht wäre. Alles, was man von diesen Gebirgen weiß, besteht bloß darin, daß sie von denjenigen Wilden bewohnt werden, welche die Indianer Ygalotten, die Spanier aber Negritos nennen. Diese Wilden gehen durchaus nackt, und bedecken höchstens die Schamtheile mit der Haut einer Bananenfrucht. Sie nähren sich größtentheils von Wurzeln und Pflanzen, wissen sich aber ihrer Bogen und Pfeile sehr geschickt zur Jagd zu bedienen, und bringen alsdann immer das erlegte Wildbret nach St. Matheo, wo sie es gegen Reiß austauschen.

Aus der Gegend von St. Matheo kommt auch alles Bauholz, das man zu Manila nöthig hat. Eine Art davon ist besonders merkwürdig und schätzbar, weil sie wegen der darin befindlichen Säure niemals von Insecten angegriffen wird. Ich habe Balken von diesem Holze gesehen, die schon seit zwei Jahrhunderten gebraucht worden, und noch so frisch und gut erhalten waren, als wenn sie erst eben wären abgehauen worden. Alle diese Bäume werden auf dem Flusse nach Manila geliefert, in welchem sie von der Höhe der Gebirge herabgestürzt werden, und zwar zur Zeit, wann ein großer Theil von dem Bette desselben trocken liegt; hier werden sie nun sogleich in große Flösse zusammengebunden, und wenn alsdann die Regenzeit eintritt, so schwimmen sie von selbst, und ohne daß man sich weiter um sie zu bekümmern braucht, nach der Stadt hinunter.

Funfzehntes Kapitel.

Die Tagalischen Provinzen Cavite, Balangas, Laguna, Bulacan, Batangas und Tayabas. — Die Provinzen Pampanga, Zambales, Pangasinan und Ylocos, welche von andern als Tagalischen Völkern bewohnt werden.

Die Provinz Cavite macht die südöstliche Seite der Bay von Manila aus, und die andere Seite von der Einfahrt in diese Bay gehört zur Provinz Balangas. Mitten in dieser Einfahrt liegt die kleine Insel Corregidor, durch welche dieselbe in zwei Straßen abgetheilt wird, die aber alle beide gleich vortrefflich sind, indem man noch in einer Entfernung von drei Klaftern vom Ufer mit dem Senkbley keinen Boden findet und auch nirgends darin an eine Klippe oder Untiefe zu denken ist. Die Provinz Cavite hat den Namen von der Hauptstadt erhalten, die auf einer Halbinsel liegt, welche sich ziemlich weit ins Meer hinein erstreckt. Ehemals war diese Stadt sehr beträchtlich, allein die häufigen Erdbeben haben nach und nach nicht nur alle ihre Festungswerke, sondern auch den größten Theil der darin befindlichen steinernen Häuser umgestürzt, so daß sich heut zu Tage nur noch einige Beamten der Regierung, die bei dem dasigen Zeughause angestellt sind, und eine Besatzung von 600 bis 1000 Mann daselbst aufhalten. Die Stadt und die Provinz werden von einem besondern Gouverneur regiert, den zwar der Hof in Spanien ernennt, der aber dennoch in gewissen Fällen unter dem General-Gouverneur steht. Das Zeughaus, so wie alle dabei angestellten Beamten, hängen jedoch nicht von diesem Gouverneur ab, sondern von einem Schiffs-Capitain, der aus Spanien als Befehlshaber der Königlichen Marine dahin ge-

schickt wird, und der die Oberaufsicht über alle dahin einschlagenden Angelegenheiten führt. Die Anzahl der bei dem Arsenal angestellten Arbeiter beläuft sich beständig auf 600, allein diese sind insgesammt Indianer oder Mestizen. Es ist beständig mit einem großen Vorrath von Mastbäumen, dem vortrefflichsten Holzwerk und allen Arten von Europäischen zur Ausrüstung eines Schiffes erforderlichen Seilen und Tauen reichlich versehen, so daß auch die allergrößten Schiffe aufs Beste daselbst ausgebessert, und mit allem Nöthigen versorgt werden können. Es sind auch sogar schon neue Fregatten zu Cavite erbaut worden, allein weil die Indianer sehr wenige Arbeit in einem Tage verrichten, so belaufen sich die Kosten eines solchen Baues außerordentlich hoch, und die letzte Fregatte, die auf den dasigen Werften erbaut worden ist, hat über eine Million Piaster gekostet. Man baut daher gewöhnlich nur Kanonier-Schaluppen daselbst, die man zur Vertheidigung der Inseln gegen die Angriffe der Malayen nöthig hat.

Die Volksmenge zu Cavite beläuft sich auf 3000 Seelen, worunter sich 2000 Spanier und Mestizen und 1000 Chineser befinden. Die Stadt hat zwei Pfarrkirchen und drei unermeßlich große Mannsklöster, denen über die Hälfte von allen Häusern, so wie von dem zu der Stadt gehörigen Gebiete, eigenthümlich zugehört. Die Compagnie der Philippinischen Inseln besitzt ein Magazin daselbst, welches vormals ein Jesuitenkloster gewesen ist. In der Vorstadt St. Roch us leben ungefähr 5000 Seelen, sowohl Indianer als Mestizen. Heut zu Tage hat zwar die Stadt keine Festungswerke mehr, allein dessen ungeachtet ist sie wegen ihrer Lage, indem sie rings umher vom Meere umgeben ist, im Stande, einen sehr nachdrücklichen Widerstand zu leisten. Der dasige Hafen ist in allen Jahreszeiten vollkommen sicher, und auch sogar die

grösten Kriegsschiffe können sich ganz dicht an der Küste vor Anker legen. Da jedoch keine Kaufleute zu Cavite wohnen, so wird dieser Hafen nur zur Zeit des südwestlichen Monsuhns, wo die Rhede von Manila keine hinlängliche Sicherheit gewährt, besucht.

Die Volksmenge in der ganzen Provinz beläuft sich auf 25000 Familien oder auf 125000 Seelen. Die besten Pfarreien befinden sich in den Händen der Franciskaner-Mönche; die größere Anzahl derselben ist jedoch mit Weltgeistlichen besetzt. Die Kosten für die Administration der Provinz, sowohl was die Marine als die Polizey und den Gottesdienst betrifft, beläuft sich jährlich auf 180000 Piaster.

In der Provinz Balangas findet man ein Phänomen, das in keinem andern Lande auf der Welt angetroffen wird; die menschliche Natur fängt nämlich daselbst schon nach wenigen Jahren ihrer Existenz wieder an, alt und gebrechlich zu werden. Die Provinz macht die westliche Seite der Bay von Manila aus, und besteht aus einer Landzunge, die sich in das Meer hinaus erstreckt. In dem südlichen Theile derselben liegt ein Berg, den die Schiffe, die in die Bay einlaufen wollen, schon aus weiter Ferne erblicken; er ist etwas über 1200 Toisen über die Meeresfläche erhaben, und sein Gipfel ist fast beständig mit Wolken bedeckt. Am Fuße dieses Berges, und zwar einzig und allein auf der entgegengesetzten Seite von der Bay hat nun das oben angeführte sonderbare Phänomen statt. Die daselbst wohnenden Indianer haben kaum das jugendliche Alter erreicht, so gehen sie auch schon wieder in die Kraftlosigkeit des Greisenalters über. Zehnjährige Mädchen sind gemeiniglich schon Mütter, und in ihrem achtzehnten Jahre ist keine Spur von Jugend mehr an ihnen zu erblicken; bei dem männlichen Geschlechte dauert jedoch das kraftvolle Alter ein wenig länger. Diese sonderbare Erscheinung ist um so viel

auffallender, da sie nur allein in dieser kleinen Strecke Landes gefunden wird, und sonst überall auf den gesammten Philippinischen Inseln die Menschen bis in ihr hohes Alter eine ausgezeichnet schöne und kraftvolle Bildung haben. Der Grund davon scheint mir in dem Wasser zu liegen, das in diesen Bergen entspringt, und in der großen Hitze des Klimas, auf welche täglich wieder eine große Kühle folgt. Die dasigen Einwohner gehen täglich vom 60sten Grade des Fahrenheitischen Thermometers zum 92sten Grad desselben und oft noch darüber, und dann plötzlich wieder von diesem 92sten Grade auf den 60sten über. Fast jeden Abend regnet es auch in diesem kleinen Winkel der Erde, so daß also alle Sinne beständig in Thätigkeit sind, und die körperlichen Kräfte sich durch diese beständige Uebung sehr schnell entwickeln, aber auch dafür in kurzer Zeit abgenutzt werden. Die Sache ist übrigens, so sonderbar sie auch scheinen mag, doch unbezweifelt gewiß, und allen Einwohnern von Manila zur Genüge bekannt.

In dem Innern dieser Gebirge lebt ebenfalls eine große Menge von sogenannten Aetas-Negern, in deren unzugängliche Wohnplätze noch kein Spanier den Fuß gesetzt hat. Diejenigen unter ihnen, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, sind den übrigen von dieser Race, die ich schon oben beschrieben habe, vollkommen ähnlich. Sie haben eine so leidenschaftliche Neigung zum Taback, daß sie wirklich alle Beschreibung übersteigt; die civilisirtesten unter ihnen bringen dem Alcaden der Provinz oft Hirsche, deren es in ihren Gebirgen eine außerordentliche Menge giebt, und die sie mit ihren Pfeilen erlegen; das Gegengeschenk, das ihnen alsdann der Alcade macht, besteht immer in Rauchtaback. — Endlich findet man auch noch in diesen Gebirgen eine sonderbare Art von Turteltauben, die den Namen der Turteltaube mit dem Dolchstich führt,

weil sie gerade auf der Brust einen kleinen Büschel blutrother Federn hat, wie wenn ein Jäger sie tödtlich verwundet hätte.

Die Provinz Balangas ist zwar sehr groß, aber dennoch unter allen übrigen am wenigsten bevölkert. Sie ist nämlich sehr gebirgigt, und die Indianer ziehen durchgängig die ebenen Gegenden zu ihren Wohnplätzen vor. In der Ebene auf der nordöstlichen Seite der Gebirge, dem einzigen urbar gemachten Theile der ganzen Provinz, wird viel Reiß und Indigo gebaut, welche beide Produkte daselbst vortrefflich gedeihen. Manila zieht aus dieser Provinz eine große Menge von Palmbäumen und andere Arten von vortrefflichem Bauholz, das in großen Flößen längs der Küste dahin geschafft wird. Der Alcade wohnt in dem Dorfe, das der Provinz ihren Namen giebt, und in der Bay von Manila dicht an der Küste des Meeres liegt. Die Bevölkerung der Provinz beläuft sich auf 5000 Familien oder 25000 Seelen.

Ostwärts von der Provinz Manila und rings um den See Bay herum liegt die Provinz Laguna, die auch oft nach dem See genannt wird. Dieser See ist 45 Stunden im Umkreis und 15 Stunden im Durchmesser groß; mit dem Meere steht er durch den Fluß Passig in Verbindung, der aus ihm herausfließt, und sich dicht bei der Stadt Manila in die Bay dieses Namens ergießt; er ist in allen Jahreszeiten auch für die größten Fahrzeuge schiffbar. In der Mitte des Sees liegt eine Insel, Namens Talin, die ungefähr acht Stunden im Umkreis hat, aber ungeachtet ihres außerordentlich fruchtbaren Bodens dennoch nicht bewohnt ist, weil es auf der ganzen Insel überhaupt an Armen fehlt, die sich mit der Kultur des Bodens abgeben mögen.

Der See scheint eine genaue Verbindung mit den Vulkanen in den umliegenden Gebirgen zu haben, denn

im Jahre 1800 sah man auf einmal, während der grossen Hitze, eine ungeheure Menge todter Fische auf der Oberfläche desselben herumschwimmen; auch hatte das Wasser einen fauligten Geruch, und war durchaus nicht mehr trinkbar. Zu Manila war man besorgt, daß die große Menge von diesen Fischen, die den Fluß hinunter getrieben wurden, die Pest, oder doch wenigstens eine epidemische Krankheit verursachen könnte, und deshalb schickte nicht nur die Regierung zur Vorsorge so viele Aerzte, als sie zusammen bringen konnte, in die umliegenden Dörfer, sondern sie ließ auch durch eine besondere Bekanntmachung den Indianern aufs strengste verbieten, von diesen Fischen zu essen. Diesen Maaßregeln hatte man es wahrscheinlich zu verdanken, daß man mit der bloßen Furcht davon kam. Merkwürdig ist übrigens hierbei noch, daß eine große Menge von diesen Fischen nicht völlig todt war, sondern daß, während der Kopf derselben schon in Fäulniß überging, ihr Körper noch Bewegung und Reizbarkeit beizubehalten schien. Den Grund von dieser sonderbaren Erscheinung glaubten die anwesenden Naturforscher in der Verbindung des Sees mit den Vulkanen zu finden, wodurch sich aus den letztern eine Menge Schwefel in den ganzen See verbreitet, und dieses Sterben unter den Fischen verursacht hätte; wirklich war auch das Wasser in einem auffallenden Grade mit Schwefel angefüllt. Ich würde es übrigens nicht gewagt haben, meinen Lesern diese so höchst sonderbare Thatsache zu erzählen, wenn sie nicht allen Einwohnern der Colonie bekannt wäre, und wenn ich nicht die Protokolle, die damals über alle dabei vorkommenden Umstände aufgenommen wurden, in die Hände gehabt hätte.

Rings um den See Bay herum liegen zwar viele Indianische Dörfer, worunter mehrere sehr hübsch gebaute und stark bevölkerte sind; allein weiter hin findet man noch sehr vieles unangebautes Land, und ganze

unermeßlich große Ebenen, die einen äußerst fruchtbaren Boden haben, und wo ein Gras wächst, das ohne alle Uebertreibung zum wenigsten 18 bis 20 Fuß hoch wird, ob man es gleich regelmäßig zweimal im Jahre abbrennt. In diesen Ebenen haben die wilden Büffel, die Hirsche und wilden Schweine ihre Wohnplätze aufgeschlagen. Zu den Wohlthaten aber, womit die Natur dieses Land so reichlich überschüttet hat, kommt auch noch diese, daß sie in diese ungeheuren Einöden keine einzige von den gefährlichen Thierarten gesetzt hat, die in den brennenden Wüsten von Afrika den Menschen den Durchgang streitig machen. Es giebt daselbst sogar nicht eine einzige von den giftigen Schlangen, die doch sonst überall in allen heißen Ländern gefunden werden.

Ein so unaussprechlich fruchtbares Land läßt nichts zu wünschen übrig, als daß sich Menschen daselbst ansiedeln und es urbar machen möchten; allein meine Leser werden mir es kaum glauben, wenn ich sie versichere, daß die Regierung dieses nicht allein nicht will, sondern es sogar verhindert. Der Antrag ist von einzelnen Spaniern zu wiederholten Malen gemacht worden, aber sie haben die Erlaubniß dazu niemals erhalten können. Die Mönche und die Alcaden haben es jedesmal zu hintertreiben gewußt; die erstern, weil sie durch diese fremden Einwohner ihre Gewalt über die Indianer zu verlieren fürchteten, die Alcaden aber, weil sie mit Recht besorgten, daß diese neuen Ansiedler bei dem Aufkauf der Produkte, welche die Indianer ausschließend an sie allein verkaufen müssen, in Concurrenz mit ihnen treten könnten. Durch dieses Privat-Interesse ist aber bisher der Flor der Colonie schlechterdings verhindert worden, und die Alcaden haben dadurch dem Lande wesentlich geschadet, denn sie sind die einzigen Europäer, die in den Provinzen wohnen, und Handel darin treiben; für die äußerst wohlfeile eingekauften

Indianischen Produkte bestimmen sie beim Wiederverkauf einen Preis, wie er ihnen gut dünkt, und müssen daher natürlicher Weise jede Concurrenz fürchten, wodurch ihnen diese so äußerst einträglichen Vorrechte entzogen werden könnten. Die Chineser, die auf den Philippinischen Inseln wohnen, und die äußerst fleißige, industriöse Menschen sind, würden besonders sehr gern sich in dem Innern des Landes niederlassen, und sich mit dem Anbau des Bodens beschäftigen, wenn sie die Erlaubniß dazu erhalten könnten. Da aber bisher alle ihre desfallsigen Versuche fehl geschlagen sind, so scheinen sie gegenwärtig ganz davon abzustehen, und sich bloß auf den Kleinhandel zu Manila einzuschränken.

In den Gebirgen, die sich in der Nähe des Bay-Sees befinden, giebt es auch mehrere Quellen von heißem Wasser. Am merkwürdigsten darunter sind die sogenannten Bäder, los Baños, deren Quelle so heiß ist, daß sie einerlei Grad mit dem siedenden Wasser hat. Mehrere Reisende, und unter diesen Sonnerat, haben zwar behauptet, daß sich in dieser Quelle von siedendem Wasser lebendige Fische befänden, allein ich kann nicht begreifen, wie dieser so geistvolle Mann in einen so groben Irrthum hat verfallen können, denn es ist schlechterdings allen Gesetzen der Natur zuwider, daß irgend ein Thier in einer solchen heißen Flüssigkeit sollte leben können. Die Hitze dieses Wassers ist so stark, daß wenn man ein Thier hineinhält, sich die Haut desselben im Augenblick abschält, und in weniger als vier Minuten habe ich ein Ei darin hart gesotten. In der Nähe dieser Bäder befindet sich auch der Crater von einem alten Vulkane, der eine gute Viertelstunde im Umkreis hat, und mit einem grünlichen, stehenden Wasser angefüllt ist, das, nach seiner Farbe zu urtheilen, durchaus in keiner Verbindung mit dem in dem See steht. Es ist übrigens voll von Caïmans, unter

denen man so ungeheuer große findet, daß sie nicht selten eine Länge von 50 Fuß haben.

Der Bay-See wird durch 50 bis 60 Flüsse und beträchtliche Bäche gebildet, die sich in denselben ergießen. Einer der vorzüglichsten unter diesen Flüssen ist der Passanhan, der seinen Namen von einem in der innersten Vertiefung der Bay liegenden großen Dorfe erhält. Bei seiner Mündung ist er über eine halbe Stunde breit, und man findet in demselben eine Menge der vortrefflichsten Fische.

Der Alcade dieser Provinz, der in dem Dorfe Passanhan residirt, hat 18000 Familien oder 90000 Seelen unter seiner Gerichtsbarkeit. Nach Abzug aller Kosten trägt die Provinz jährlich 24000 Piaster ein; sie ist ganz außerordentlich reich an Reiß, und ein Jahr ins andere gerechnet kann man auf eine Erndte von 200,000 Centner rechnen. Der dasige Indigo ist der vorzüglichste auf der ganzen Insel; auch der Pfeffer ist vortrefflich, so wie der Cacao, die Areca-Nüsse, das Campeche- und verschiedenes anderes Bauholz. Alle diese Produkte können auf die leichtest mögliche Art, vermittelst des Sees und des Flusses, nach Manila geliefert werden. Gegen Norden gränzt die Provinz an diejenige Völkerschaft der wilden Indianer, die den Namen Ytalonen führen, gegen Osten an die Südsee, gegen Westen an die Provinz Manila, und gegen Süden an die beiden Provinzen Camarines und Tayabas.

Es folgt nunmehr die Provinz Bulacan, die sich besonders auch dadurch auszeichnet, daß die Frauenspersonen in derselben die in allen übrigen Provinzen an Schönheit und Ebenmaaß des Körperbaues weit übertreffen; sie werden mit Recht die Cirkassierinnen der Philippinischen Inseln genannt. Die Provinz liegt nordwärts von Manila, und ist nicht groß, denn man kann sie in einem einzigen Tage bequem umgehen, aber dagegen außerordentlich fruchtbar und sehr stark be-

völkert. Es liegen nicht weniger als 19 Dörfer in derselben, worunter mehrere einen so großen Umfang haben, daß man eine Stunde und darüber braucht, um sie in ihrer ganzen Länge zu durchgehen; auch beläuft sich ihre Volksmenge auf mehrere tausend Familien. Uebrigens lassen sich diese Dörfer nicht mit denen in Europa vergleichen, denn die Häuser in denselben liegen nicht unmittelbar neben einander, sondern sind rings umher durch große Zwischenräume, die oft hundert Schritte betragen, von einander getrennt. Diese Zwischenräume sind mit einer Menge der herrlichsten Bäume angefüllt, wovon es eine solche Menge von verschiedenen Arten daselbst giebt, daß ich einmal in einem kurzen Umkreise sechzigerlei Früchte, und zwar alle von vorzüglicher Güte, daselbst gezählt habe. Außerdem bringt die Provinz auch außerordentlich viel Reiß, Getreide, Zucker, Indigo, Pfeffer und andere Produkte hervor, welche insgesammt vermittelst der Flüsse mit leichter Mühe nach Manila gebracht werden können. Der Alcade hat seinen Wohnsitz zu Bulacan, einem sehr beträchtlichen Dorfe, und die gesammten Einwohner seiner ganzen Provinz belaufen sich auf 10000 Familien oder 50000 Seelen, was für einen so kleinen Umfang eine ungeheure Bevölkerung ist.

Südwärts von der Provinz Laguna liegt die Provinz Batangas, die sehr gebirgigt und fast durchgängig mit Waldungen bedeckt ist. Von dem Gipfel des Mahaye, eines der höchsten Berge auf der ganzen Insel, überblickt man zu gleicher Zeit beide Meere, das Chinesische und die Südsee. Das Dorf, nach welchem dieser Berg genannt ist, so wie auch das von St. Paul del Monte, sind beide sehr beträchtlich, und jedes derselben enthält eine Volksmenge von beinahe 3000 Familien. Die Häuser stehen ebenfalls nicht neben einander, denn die Indianer können nicht leben, ohne ihre Felder um sich herum zu haben. Die Einwohner

ziehen

ziehen jährlich beträchtliche Summen aus dem Verkauf ihrer Produkte, und nach der Versicherung des Pfarrers von dem letztern Dorfe belaufen sich dieselben jährlich auf 80000 Piaster. Welch ein unermeßlicher Reichthum für ein bloßes Dorf; aber was für einen unbeschreiblichen Grad von Fruchtbarkeit setzt auch derselbe voraus!

In der Nähe von St. Paul giebt es in einer Entfernung von einer halben Stunde von einander stehen verschiedene Crater von ehemaligen Vulkanen, die gegenwärtig Seen sind und ein salzigtes Wasser enthalten, das zuweilen, besonders zur Zeit der Stürme, stark nach Schwefel schmeckt. Die Tiefe dieser Seen ist nicht zu ergründen, denn man hat ein Senkblei von 200 Lachtern in dieselben geworfen, ohne Boden zu finden. Für die Einwohner sind diese Seen wahre Barometer, denn man behauptet, daß, wenn das Wetter sich ändern will, das Wasser derselben einen häßlichen Geruch verbreitet. In allen diesen sieben Seen, die den Namen der Sieben Brüder führen, giebt es eine Menge von ungeheuer großen Caimans.

Derjenige Theil der Gebirge, der nicht gegen die Ostwinde, die aus der Südsee herkommen, gesichert ist, ist fast gänzlich unfruchtbar, dagegen man auf der andern Seite einen Ueberfluß an den vortrefflichsten Produkten findet. Aber auch von diesen herrlichen Gegenden liegt noch ein großer Theil wüste, und man sieht ganze unermeßlich große Ebenen, die mit dem dichten und hohen Grase, wovon ich oben bei der Provinz Laguna gesprochen habe, bedeckt sind. Die einträglichsten Produkte dieser Provinz bestehen in Rindvieh, wilden Büffeln und Cocoswein. Der Alcade hat seinen Wohnsitz zu Batangas, von welchem Dorfe die Provinz ihren Namen erhalten hat; die Bevölkerung derselben beläuft sich auf 11000 Familien oder 55000 Seelen.

Die Provinz Tayabas liegt südwärts von Batangas, und ist die letzte von den Tagalischen Provinzen. Sie erstreckt sich bis an die Halbinsel Camarines, von der ich weiter unten reden werde. Die Ebenen an der Meeresküste sind stark bevölkert, allein in dem Innern des Landes giebt es wenige Dörfer; überhaupt ist es schwer in dasselbe einzudringen, denn es ist ganz mit Wäldungen bedeckt, worin die Bäume so alt wie die Welt sind. Die Provinz bringt nur gerade so viele Lebensmittel hervor, als sie zu ihrer eigenen Consumtion nöthig hat; dagegen hat sie einen Ueberfluß an Seil- und Tauwerk von allen Arten. Auch könnte man sehr viel Bauholz aus derselben ziehen, wenn nicht der Transport desselben durch die über allen Ausdruck schlechten und gefährlichen Wege fast unmöglich gemacht würde. Die Residenz des Alcaden ist zu Tayabas, einem an der Küste des Meeres gelegenen Dorfe, das von mehr als 2500 Familien oder gegen 13000 Seelen bewohnt wird.

Gegen Norden von den Tagalen wohnt das Volk der Pampangos, das zwar beinahe die nämlichen Sitten und Gebräuche wie die Tagalen hat, aber eine gänzlich verschiedene Sprache redet. Die Eroberung dieses Landes geschahe durch Legaspi mit einer sehr geringen Anzahl von Europäischen Soldaten, und zwar bald nachher als er sich zu Manila festgesetzt hatte. Die Provinz ist sehr groß und äußerst fruchtbar; sie wird von mehrern großen Flüssen durchschnitten, und bringt Reiß, Taback und überhaupt alle Arten von kostbaren Produkten im größten Ueberfluß hervor. Vorzüglich scheint aber der Boden derselben zum Anbau des Zuckerrohres geeignet zu seyn, denn das darin gewonnene übertrifft an Güte alles übrige auf der ganzen Insel. Es macht daher auch die Hauptquelle der Einkünfte des Landes aus, und besonders des Alcaden, der es den Indianern abkauft, und mit einem unge-

heuern Gewinn nach Manila schickt. Auch giebt es in dieser Provinz mehrere Goldgruben, allein sie werden nicht bearbeitet, und die Indianer begnügen sich bloß damit, daß sie die kleinen Goldflittern, welche die Flüsse mit sich führen, und die einen offenbaren Beweis geben, daß sehr viel von diesem edeln Metalle in den Gebirgen enthalten ist, einsammeln. Endlich nimmt auch der Rauchtaback einen vorzüglichen Rang unter den Produkten dieser Provinz ein, denn er ist von einer solchen vorzüglichen Güte, wie er vielleicht nirgends in der ganzen übrigen Welt gefunden wird. Allein ungeachtet dieses Reichthums an vortrefflichen Produkten ist dennoch die Provinz im Verhältniß ihrer Größe schlecht bevölkert, und der Alcade, der zu Cabessera de Bacolo, einem großen in der Mitte des Landes gelegenen Dorfe, wohnt, hat nur über 25000 Familien oder 125000 Seelen zu gebieten.

Die Provinz Zambales, die nordwestwärts von Pampangos liegt, erstreckt sich von der Spitze Capoles an bis zum Vorgebirge Bolinao, immer längs der Küste hin. Sie ist nicht groß und sehr gebirgigt; die Dörfer in derselben liegen alle an der Küste. Die Zambalen, die der Provinz den Namen gegeben haben, sind kleiner als alle ihre Nachbarn; allein sie haben doch beinahe die nämlichen Sitten und Gebräuche, wie diese letztern, und ob sie gleich eine ganz verschiedene Sprache reden, so findet man doch Spuren in derselben, daß sie von dem Tagalischen abstammt. Die Produkte sind die nämlichen, wie in der Provinz Pampangos, nur daß noch eine weit größere Menge von Rindvieh daselbst gezogen wird. Anstatt eines Alcade befindet sich ein Corregidor daselbst, der jedoch die nämlichen Geschäfte zu besorgen hat; er wohnt zu Licon, und seine Herrschaft erstreckt sich über 4500 Familien oder 22500 Seelen.

Die Provinz Pangasinan, die von dem Volke, das sie bewohnt, den Namen erhalten hat, grenzt gegen Osten an Indianische Völker, die der Spanischen Herrschaft noch nicht unterworfen und noch sehr wenig bekannt sind; gegen Norden an die Provinz Ilocos, und gegen Westen an das Meer. Die Pangasinanen waren dasjenige Volk, das den Spaniern einen längern und tapferern Widerstand entgegensetzte, als irgend ein anderes auf der ganzen Insel, und das sich ihnen auch nicht eher unterwarf, als bis Legaspi selbst mit einer starken Anzahl Indianischer Hülfstruppen gegen sie anrückte. Ihre Sprache ist von der ihrer Nachbarn gänzlich verschieden. Sie sind klein, derbe, hart und äußerst heftig, und unterscheiden sich also auch hierdurch von den Ilocos und Pampangos, die sehr groß und sanft sind. Die Produkte dieser Provinz sind die nämlichen wie in Pampanga, nur daß der dasige Zucker, der jedoch in der größten Menge gewonnen wird, nicht eben die vorzügliche Güte besitzt. Außerdem zieht man aber sehr viele Farbehölzer, Indigo und Bauhölzer aus derselben. In den daselbst befindlichen Gebirgen leben keine andern Einwohner als Igalloten; diese Race zeichnet sich in dieser Provinz besonders dadurch aus, daß sie häufiger als alle übrigen ihres Geschlechtes die Gewohnheit haben, ihre Kinder zu verkaufen, weshalb man denn in den angrenzenden Indianischen, der Spanischen Herrschaft unterworfenen Dörfern, eine große Menge derselben antrifft. Der Alcade hat seinen Wohnsitz zu Linguinen, einem sehr beträchtlichen Dorfe auf einer Insel im Flusse dieses Namens. Die Bevölkerung der Provinz besteht in 8000 Familien oder 40000 Seelen.

Nordwärts von Pangasinan liegt die Provinz Ilocos, welche gegen Osten an die Tinguianischen Völkerschaften, gegen Westen an das Meer und gegen Süden an die Provinz Cagayan grenzt. Dies ist unter-

allen Provinzen unstreitig die schönste und volkreichste; der Boden ist äuſerst fruchtbar, und obgleich die Einwohner ebenfalls einen natürlichen Hang zur Trägheit haben, so übertreffen sie doch in Rücksicht der Thätigkeit alle übrigen Indianer. Auch sind ihre Häuser weit gröſser und bequemer. Da ihr Land auf einer Strecke von 30 Stunden an das Meer grenzt, und die Fische für sie, wie für alle übrigen Indianer, eines der wesentlichsten Lebensbedürfnisse ausmacht, so haben sie es im Fischfange zu einem besondern Grade von Fertigkeit und Geschicklichkeit gebracht. Sie sind schöne wohlgewachsene Menschen, und kleiden sich auf die nämliche Art wie die Tagalen, nur daſs sie von den Spaniern für die Sonn- und Festtage die schwarze seidene Oberweste angenommen haben. Sie geben sich ziemlich viel mit dem Anbau des Landes ab, allein bei ihrer Sorglosigkeit fehlt es ihnen äuſerst oft an Saamen, und auſserdem sind sie auch den Hahnenkämpfen mit einer solchen Leidenschaft ergeben, daſs sie bei denselben alles, was sie besitzen, verpfänden und verkaufen. Es wäre jedoch sehr der Mühe werth, daſs die Regierung ihr Augenmerk auf den beſsern Anbau dieser Provinz richtete. Auch einige Seiden- und Baumwollen-Manufakturen besitzen die Einwohner, in welchen sie vorzüglich eine Art von leichten Zeugen verfertigen, deren sich die Indianerinnen zu ihren Tapis bedienen. Die Baumwolle ist daselbst von vorzüglicher Güte, und wird in China, wohin sie in gröſser Menge geschickt wird, immer noch einmal so theuer als die von Bombay bezahlt. Allein ungeachtet man stets auf einen sichern Absatz dieses Produktes in China rechnen könnte, so hat sich doch noch niemand im Groſsen auf diesen Handelszweig eingelassen. Ferner verfertigen die Einwohner auch eine Art von starken Zeugen, die man zu Segeltüchern gebraucht, und eine vorzüglich schöne Art von Bettdecken. Die Provinz führt daher mit allen übrigen Inseln einen nicht

unbedeutenden Handel, denn sie liefert ihnen, außer den eben genannten Waaren, auch noch eine große Menge Reiß und vielerlei sonstige Eßwaaren. Alle Arten von Gemüsen, die daselbst wachsen, sind von vorzüglicher Güte, und alle diese Produkte werden daselbst in solcher Menge gewonnen, daß die Provinz eine wahre Vorrathskammer für Manila ist. Rindvieh giebt es daselbst ebenfalls in großer Menge, und die Pferde sind nicht zu zählen, denn es giebt einzelne Dörfer, wo deren so viele vorhanden sind, daß auf jeden Einwohner drei kommen; aus diesem Grunde sieht man aber auch niemals einen von diesen Indianern zu Fuße gehen. Da diese Pferde zwar klein, aber äußerst stark und ausdauernd sind, so könnte man sie vortrefflich zur Cavallerie brauchen, und auch sogleich eine Remonte für 6000 Mann aus dieser Provinz ziehen, ohne daß die Abnahme an Pferden sehr merklich seyn würde.

Die Provinz hat einen besondern Bischof, aber zum Unglück ist keine Behörde angestellt, welche für die Aufnahme des Ackerbaues und der Fabriken zu sorgen hätte. Die Mönche besitzen einige sehr schöne Klöster und vorzüglich einträgliche Pfarreien in derselben; sie sind aber auch, außer dem Alcaden, die einzigen Europäer, die man darin antrifft. Die Alcadenschaft von Ilocos ist die beste auf den sämmtlichen Philippinischen Inseln, der Sitz derselben ist zu Vigan, mitten in der Provinz in einer reizend schönen Gegend; rings um diesen Ort herum liegen noch sieben andere sehr beträchtliche Dörfer. Die Volksmenge der ganzen Provinz beläuft sich auf 60000 Familien oder auf 300000 Seelen, die dem Könige von Spanien unterworfen sind; hierzu kommen aber auch noch ungefähr 15000 Tanguyanen, die einen Tribut bezahlen, um nicht zu dem katholischen Gottesdienste gezwungen zu werden, und die deshalb den Schutz der Regierung genießen; sie leben in ungefähr eilf Dörfern, die in der Mitte

dieser Provinz liegen. Außer ihnen bezahlen auch noch einige andere Völkerschaften, die längs den Gebirgen hin wohnen, einen jährlichen Tribut, um dem katholischen Gottesdienste nicht unterworfen zu seyn. Sie sind sämmtlich genau von einander unterschieden, und leben alle einzeln in besondern Verfassungen; ihre Anzahl zusammen genommen beläuft sich ungefähr auf 14000 Seelen.

Sechzehntes Kapitel.

Die Provinz Cagayan und die Babyanischen Inseln. — Von den verschiedenen Völkern, die den Spaniern nicht unterworfen sind. — Die Halbinsel Camarines und ihre zwei Provinzen. — Von den auf dieser Halbinsel befindlichen Goldbergwerken.

Ich habe oben denjenigen Theil der Insel genannt, wo man die schönsten Frauenspersonen findet, und jetzt muß ich die Provinz Cagayan als diejenige anführen, welche die schönsten Mannspersonen hervorbringt. Wirklich sind diese vorzüglich gut gewachsen, ganz besonders stark, und haben nicht nur schöne, regelmäßige Gesichtszüge, sondern auch eine weit hellere Farbe, als alle übrigen Indianer. Ich habe keinen einzigen unter ihnen gesehen, der nicht wenigstens 5 Fuß 6 Zoll groß gewesen wäre, und ich glaube ohne Uebertreibung versichern zu können, daß man ihre Größe im Durchschnitt genommen auf 5 Fuß 8 bis 10 Zoll annehmen kann. Da auch ihre körperlichen Kräfte mit dieser Größe im Verhältniß stehen, so wählt man sie vorzüglich gern zu allen schweren Arbeiten, und besonders zum Holzfällen; dabei sind sie auch weit arbeitsa-

mer als die übrigen Indianer. Sie gehen wie alle andern Indianer gekleidet, außer daß sie auf Reisen eine Art von hohen spitzen Hüthen auf dem Kopfe haben, durch welche ihr ganzes Gesicht gegen die Sonnenstrahlen geschützt ist.

Die Provinz, die sie bewohnen, liegt im Norden der Insel, und bildet zwei Vorgebirge, wovon das eine Engagno, gegen Osten, das andere aber, nämlich das Vorgebirge Bojador, gegen Westen liegt. Das Meer umringt diese Provinz gegen Norden und Osten, und gegen Süden grenzt sie an die Provinz Ylocos und an die Wohnsitze von noch freien, äußerst wenig gekannten Völkerschaften. Die Anzahl der Einwohner ist nicht sehr beträchtlich, und diese wohnen hauptsächlich nur an der Küste des Meeres und an den Ufern der Flüsse. Das ganze übrige Land ist mit unersteiglichen und ganz unzugänglichen Gebirgen angefüllt, welche durchgängig mit Wäldern, so alt wie die Welt, bedeckt sind. Ein Theil von den darin befindlichen Thälern wird von gänzlich unbekannten Völkern bewohnt, von denen man nur so viel weiß, daß sie weit grausamer und blutdürstiger sind, als diejenigen freien Völker, die südwärts von dieser Gebirgskette gegen die Provinz Ylocos zu leben. Ueber die Hälfte des ganzen Landes ist noch gänzlich unbekannt, und niemals von einem Europäischen Fuße betreten worden.

Die Produkte dieser Provinz bestehen in Reis, Wachs, das vortrefflich ist, und von einigen wilden Völkerstämmen zum Verkauf herbeigebracht wird, und hauptsächlich in Rindvieh; das letztere ist daselbst in größter Menge vorhanden, und man versorgt von hier aus die Stadt Manila und die ganze Provinz dieses Namens damit. Auch viel Bauholz könnte man daraus ziehen, wenn der Transport desselben aus den entlegenen Gebirgen nicht zu kostbar wäre. Unter den Produkten dieser Provinz muß ich endlich auch noch

den Goldstaub nennen, der von den wilden Indianern gesammelt und herbeigebracht wird; der Alcade behält jedoch denselben allein für sich, und er macht einen sehr ansehnlichen Theil seiner Einkünfte aus. Die Provinz ist zwar nur durch einen nicht sehr breiten Canal von der Insel Formosa getrennt, allein dessen ungeachtet haben die beiderseitigen Einwohner nicht den geringsten Verkehr mit einander.

Nordwärts von dieser Provinz, und zwar in einer geringen Entfernung, liegen die Babuyanischen Inseln, die von einer sehr schönen Menschenrace bewohnt werden; da jedoch bei dem Vorgebirge Bojador das Meer ausserordentlich stürmisch und es daher sehr gefährlich ist, sich von der Küste zu entfernen, so ist die Communikation mit diesen Inseln den größten Schwierigkeiten unterworfen. Sie haben auch außerdem einen gänzlichen Mangel an Holz, und die Einwohner bedienen sich anstatt desselben des dürren Grases. Ferner bringen auch die Inseln wenig Reiß hervor, weil die Einwohner den Genuß der Ignamen vorziehen, die allerdings ein sehr gesundes Nahrungsmittel sind, und dem auch diese Insulaner hauptsächlich ihre dauerhafte Gesundheit und ihre körperliche Stärke zu verdanken haben. Die Spanier halten einen Feldwebel mit einigen Mann auf dieser Insel, so wie auch einige Mönche, um die Einwohner zu bekehren; man muß ihnen aber alle Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse zuschicken. Dieses geschieht aber nur einmal im Jahre, und zwar immer mit Gefahr, daß das Fahrzeug mit der ganzen Ladung bei dem äußerst stürmischen Meere zu Grunde gehe. In dem nördlichen Theile der Provinz Cagayan haben die Spanier eine neue Stadt erbaut, der sie den Namen Neu-Segovia beilegten, allein sie ist sehr unbedeutend geblieben, und hat der Erwartung, die man im Anfange davon hatte, nicht entsprochen. Die Provinz ist überhaupt zu weit entle-

gen, als daß die Regierung alle die Vortheile daraus ziehen könnte, die mit Recht davon zu erwarten wären, denn aller Wahrscheinlichkeit nach würde sie ganz die nämlichen Produkte hervorbringen, wie die Chinesische Provinz Canton. Der dasige Alcade hat seinen Wohnsitz zu Plagis an der Küste des Meeres. Die Bevölkerung der ganzen Provinz besteht in 11500 Familien oder 57500 Seelen.

Bisher habe ich von denjenigen Bewohnern der Insel Luzon gesprochen, welche die Oberherrschaft der Spanier anerkennen; nunmehr muß ich aber auch noch einige Nachrichten von den Völkern beifügen, die sich nicht unterworfen, sondern sich in den östlichen Theil der Insel, der durchaus gebirgigt, weit weniger fruchtbar, und folglich zur Behauptung der Freiheit am besten geeignet ist, zurückgezogen haben. Eine bestimmte und ausführliche Beschreibung von denselben kann man jedoch nicht erwarten, da die Spanier wenig oder gar keinen Verkehr mit ihnen haben, und nicht einmal bis an die äußerste Grenze der Länder gekommen sind, welche die unterworfenen Indianer von diesen wilden Völkern trennt. Ich habe jedoch mehrmals Reisen an die Grenzen dieser unbekannten Länder gemacht, und dabei so viele Erkundigungen über die Bewohner derselben eingezogen, als es in diesem so äußerst rohen Lande nur möglich war; das Resultat davon will ich daher meinen Lesern kürzlich hier mittheilen.

Die Wohnplätze dieser Völker sind größtentheils im östlichen Theile der Insel, und zwar ziemlich weit von der Küste des Meeres entfernt. Gegen die Ostwinde, welche alle Vegetation verhindern, und den Ländern, die sie berühren, jede Art von Fruchtbarkeit entziehen, suchen sie sich dadurch zu schützen, daß sie ihre Wohnungen in Thälern aufschlagen, die auf allen Seiten mit hohen Gebirgen umringt sind. Alle

Schriftsteller, die bisher über die Philippinischen Inseln geschrieben haben, nennen diese Völker nicht anders als Rebellen gegen die katholische Religion; weil sie sich nicht haben bekehren lassen, so sprechen diese unwissenden und mit Vorurtheilen angefüllten Mönche das Urtheil der Verdammniß gegen sie aus, und übergeben sie mit den fürchterlichsten Verwünschungen dem ewigen Feuer, das sie in der Hölle für sie angezündet haben. Hierdurch haben aber die Mönche auf die Bewohner der unterworfenen Provinzen einen solchen Eindruck gemacht, daß sie jenen wilden Völkern, die sie doch kaum kennen, auf alle mögliche Art auszuweichen suchen, und schlechterdings kein Verbehn mit ihnen haben wollen.

Es ist nicht wohl möglich, die einzelnen Namen aller dieser Völker anzuführen, denn es giebt deren eine allzugroße Menge, als z. B. Ytalonen, Ylongoten, Tenguianen u. s. w. Fast alle aber haben die nämliche Gesichtsbildung, ausgenommen einige Casten, die in den hohen Gebirgen mitten in der Provinz Pilcos wohnen, und von denen ich weiterhin sprechen werde. Der einzige Unterschied, der unter ihnen gefunden wird, besteht darin, daß sie desto weniger wild sind, je näher sie bei den civilisirten und den Spaniern unterworfenen Dörfern wohnen. Ihre Beschäftigungen bestehen in dem Ackerbau, der Jagd und dem Fischfange, und die Zeuge zu ihren wenigen Kleidungsstücken fabriciren sie selbst aus der in ihrem Lande wachsenden Baumwolle. Die Frauenspersonen sind stark und wohl gewachsen; ihre Kleidung besteht in einem kurzen Hemde, das ihnen den Busen bedeckt und bis auf den Nabel herabreicht, und in einem Stück baumwollenen Zeuge, womit sie sich von dem Gürtel bis auf die Knie umwickeln.

In der Nähe von Vigan leben diese Völker ziemlich gesellschaftlich, und man kennt daselbst eilf große

Dörfer, die sie bewohnen; allein weiter hin in dem Innern der Gebirge hören diese gesellschaftlichen Verbindungen auf, und man findet nur noch einzelne zerstreute Häuser, deren Bewohner einen hohen Grad von Wildheit besitzen und beständig bewaffnet sind. Es ist gefährlich, sich diesen einzelnen Wohnungen zu nähern, weil die Wilden fürchten, daß man einen Anschlag gegen ihre Freiheit habe, und daher diesem auf jede mögliche Art zuvorzukommen suchen. Auch zeichnen sie sich durch ihre Kleidung von denen aus, die näher bei den Spanischen Besitzungen wohnen, und besonders dadurch, daß sie eine Art von kupfernen Armen und auch Armbänder von dem nämlichen Metalle tragen.

Nach allen eingezogenen Erkundigungen leben in diesen Gebirgen vier verschiedene Racen von Eingebohrnen, ohne die Negers zu rechnen. Die erste Race besteht aus Indianern, die sich dahin geflüchtet haben, weil sie den Spaniern nicht zu unterwerfen; die zweite aus Malayen, die sich von den Inseln Jolo und Mindanao herüber geflüchtet, und auch bis auf den heutigen Tag ihre vaterländischen Sitten und Sprache beibehalten haben; die dritte machen die Chineser aus, welche Limahon zur Zeit seines Einfalles auf diese Insel zurück gelassen hat, und die nicht nur sehr arbeitsam und fleißig sind, sondern auch fast durchgängig noch ihre vaterländischen Gebräuche besitzen; die vierte Race endlich sind die Japaner, die zu verschiedenen Zeiten Schiffbruch auf dieser Insel erlitten haben. Diese letztern sind bei weitem nicht so sanft und gutmüthig, wie die Chineser und die Indianer, sondern sogar noch grausamer als die Malayen; sie haben ganz Wilden Sitten, aber durchaus nichts von den Civilisationen ihres Vaterlandes beibehalten.

Die Religion von allen diesen Völkern ist eine Mischung von Aberglauben, und noch ganz die nämliche

liche, die ſie ſchon bei der erſten Ankunft der Spanier war; ſie haben rechtmäßige Frauen, Concubinen, Edelleute, Sclaven, und ſogar auch Könige, denen ſie pünktlichen Gehorſam leiſten müſſen. Wenn einer ihrer Oberhäupter ſtirbt, ſo muß ſein Tod durch die Ermordung ſo vieler unſchuldiger Menſchen, als er beim Sterben Finger an den Händen offen gelaſſen hat, gerächt werden; zu dieſem Ende verſtecken ſie ſich hinter Bäume und in das Gebüſche bei den Heerſtraßen, und ſind dabei mit Bogen und Pfeilen bewaffnet; wehe alsdann den Vorübergehenden!

Den civiliſirten Indianern, die in ihrer Nähe wohnen, überbringen ſie zuweilen Goldſtaub, den ſie gegen Kupfer, das in ihren Augen einen weit höhern Werth hat, umtauſchen. Auch dieſe, wie überhaupt alle wilden Völker, berauſchen ſich äußerſt gern, aber ſie thun es auf eine ihnen ganz eigenthümliche Weiſe; ſie laſſen nämlich gewiſſe Kräuter im Waſſer kochen, und wenn dieſe Miſchung den höchſten Grad des Siedens erreicht hat, ſo machen ſie ein kleines Loch in das faſt verſchloſſene Gefäß, ſtecken ein Bambusrohr hinein, und ziehen auf dieſe Art die geiſtigen Dünſte in ſich. Dieſe Dünſte ſind in einem ſolchen Grade berauſchend, daß ſie ganz wüthend dadurch werden, und alsdann die abſcheulichſten Ausſchweifungen zu begehen im Stande ſind. Den nämlichen Gebrauch findet man auch bei den nicht unterworfenen Völkern auf der Halbinſel Camarines, von denen ich weiterhin ſprechen werde.

Die Aetas-Neger unterſcheiden ſich von allen dieſen Völkern durch ihre Farbe und ihre wolligten Haare; ſie ſind in großer Menge über die ganze Inſel zerſtreut, und unter dem Namen der Pgalotten bekannt. Sie beſitzen ſehr reiche Goldgruben, und verkaufen das Gold an die Spanier und die civiliſirten Indianer; da ſie aber äußerſt liſtig und betrügeriſch ſind, und den

Goldstaub mit Messingfeilicht zu verunischen pflegen, so muß man sich sehr in Acht nehmen, wenn man ihnen dieses kostbare Metall abkauft. Man versichert, daß der Betrag des von ihnen herbeigebrachten Goldes sich jährlich auf 20000 Piaster beläuft; es ist siebenzehn Karat fein, und die Europäer haben bis jetzt noch keinen Versuch gemacht, sich der Gruben, worin es gewonnen wird, zu bemächtigen.

Eine höchst merkwürdige Erscheinung ist es, daß man unter allen diesen verschiedenen Völkerschaften einzelne so vollkommen weiße Indianer antrifft, daß man sie auf den ersten Blick für Europäer halten sollte. Zu Manila sind sie unter dem Namen der Kinder der Sonne bekannt, weil sie selbst behaupten, daß dieses Gestirn Einfluß auf die Mutter zur Zeit der Schwangerschaft hat. Ich habe mehrere solcher Kinder der Sonne gesehen, die ganz weiß waren, und die schönsten blonden Haare, aber dabei durchgängig kranke Augen hatten. Unter ihnen zeichnete sich besonders ein neunzehnjähriges Mädchen aus, das groß, sehr gut gewachsen und von blendend weißer Farbe war; es hatte dabei eine etwas flache Nase, hellbraune Haare und auch ziemlich gesunde Augen; der Vater und die Mutter waren beide vollkommen schwarz. Der Grund von dieser höchst sonderbaren Erscheinung ist mir unbekannt, aber da es eine nicht zu bezweifelnde Thatsache ist, so habe ich sie anführen und den Gelehrten zur weitern Prüfung übergeben zu müssen geglaubt.

Alle diese Völkerschaften stehen zwar unter ihren eigenen Königen, aber von den Spaniern sind sie gänzlich unabhängig. Auch sind niemals Streitigkeiten wegen der Grenzen oder gar Kriege zwischen ihnen und den Spaniern ausgebrochen, und die letztern begnügten sich bisher damit, daß sie auf der Grenze einige Missionarien hielten; diese sind aber sehr überflüssig,

weil niemand kommt, der sich von ihnen will taufen lassen. Die Volksmenge dieser nicht unterworfenen Indianer schätzt man auf den dritten Theil von der aller übrigen Indianer, und nach allen Nachrichten sollen in dem Innern der von ihnen bewohnten Länder einzelne äußerst fruchtbare und auch sehr gut angebaute Distrikte geben. Die Unterwerfung dieser Völker halten die Spanier aus dem Grunde für unmöglich, weil die Wege durch die Gebirge äußerst schlecht sind, und ununterbrochen durch enge Pässe hindurchführen, wo die Indianer sich hinter den Felsen und Bäumen verbergen, und die Feinde aus der Ferne mit ihren Pfeilen todt schießen können. Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß es auch offene Stellen und Ebenen in diesen Gebirgen giebt, durch die man, wenn man es künstlich darauf anlegte, ohne besondere Schwierigkeiten in dieselben eindringen könnte; wirklich verlohnte es sich auch sehr der Mühe, daß man diese Unternehmung wagte, und bei einem thätigern Volke, als die Spanier, und bei einer kräftigern Regierung, wäre sie gewiß auch schon vorlängst ausgeführt worden.

Die Halbinsel Camarines erstreckt sich auf der südöstlichen Seite der Insel Luzon weit in das Meer hinaus, und hängt mit derselben durch eine ungefähr vier Stunden breite Landenge zusammen. Die Küsten werden, wie es in allen übrigen Provinzen der Fall ist, von Völkern bewohnt, die den Spaniern unterworfen sind; allein in dem Innern befinden sich unabhängige Ygorotten, Ytalonen, Ylongotten, und was sie sonst für Namen haben mögen. Die Halbinsel enthält sehr viele feuerspeiende Berge, und ist daher auch mehr als die ganze übrige Insel den Erdbeben unterworfen. Unter diesen Vulkanen ist besonders der Albay zu bemerken, der unaufhörlich Flammen auswirft.

Das ganze den Spaniern unterworfene Land wird in zwei Provinzen eingetheilt, nämlich in die Pro-

vinz Camarines, und in die Provinz Albay. Die erstere begreift den nördlichen Theil der Halbinsel in sich; die Spanischen Unterthanen wohnen an der Küste des Meeres, wo sich sehr viele gute Ankerplätze und auch mehrere ziemlich große Bayen befinden; mit den wilden Bewohnern im Innern der Gebirge haben diese Indianer fast ganz und gar keinen Verkehr. Unter den Produkten der Halbinsel zeichnen sich besonders der Reiß, der Taback, das sogenannte Indianische Blumenrohr und mehrere Arten von vortrefflichem Bauholz aus; unter den Fabrikaten derselben aber verdienen vorzüglich die Nippis-Zeuge und die Taue von Cabo-negro bemerkt zu werden. Die erstern werden aus den zartesten Fasern von den innersten Theilen des Indianischen Blumenrohrs verfertigt; sie behalten aber immer eine strohgelbe Farbe, haben bei weitem die Weichheit unserer Leinwand nicht, und sind außerordentlich dünne und durchsichtig. Wenn jedoch diese Fasern mit Seide von verschiedener Farbe vermischt werden, so haben die daraus verfertigten Zeuge ein sehr hübsches Aussehen. Aus diesen Nippis-Zeugen werden Hemden für beide Geschlechter der Eingebohrnen verfertigt, und diese haben vorzüglich die gute Eigenschaft, daß sie weit leichter sind, als irgend eine andere Art von Zeugen. Die auf den Halbinseln Camarines verfertigten Nippis sind die besten auf der ganzen Insel, und aus dem Handel mit demselben zieht der dasige Alcade, der sie alle an sich kauft, und alsdann sowohl im Ganzen als einzelnen wieder verkauft, einen außerordentlichen Gewinn; aus diesem Grunde ist auch diese Alcadenschaft, nach der von Ylocos, die beste auf der ganzen Insel. Aus den gröbern Fasern dieses Blumenrohrs, das bei den Indianern den Namen Avacha führt, werden ebenfalls Stricke und Tauwerke gemacht, allein sie sind weit spröder, und lange nicht so dauerhaft als die aus dem Cabo-negro verfertigten.

Dieser

Dieser Cabo-negro ist ein aus den Fasern einer besondern Art von Palmbäumen zubereiteter Faden, der von schwarzer Farbe und außerordentlich stark ist; aus demselben werden die vortrefflichsten Stricke, und besonders Ankertaue verfertigt, die durch das Wasser niemals verdorben werden.

Die Einwohner von Camarines sind groß, stark, sehr beherzt, und beständig im Kriege mit den Malayen verwickelt, die auf ihrer Küste zu landen und Gefangene fortzuschleppen suchen, um sie auf die Inseln Yolo, Mindanao und Borneo zu verkaufen. Sie pflegen dabei gewöhnlich des Nachts zu landen, über ein Dorf herzufallen, und, wenn dasselbe nicht gehörig bewacht ist, alles, was sie darin finden, an Menschen und Sachen mit sich fortzunehmen. Wenn sie aber entdeckt werden, so schiffen sie sich gewöhnlich sogleich wieder ein, ob sie gleich meistentheils in großer Anzahl kommen. Sie fürchten sich nämlich außerordentlich vor den Schießgewehren der Spanier, und die Regierung hätte daher dieser abscheulichen Seeräuberei schon längst ein Ende machen können, wenn sie den Indianern bessere Waffen, und besonders Flinten gegeben hätte. Diese besitzen aber keine andern als Bogen und Pfeile, eine Lanze, einen Schild und ein langes Messer, welche Waffen gerade die nämlichen sind, die auch die Seeräuber haben.

Der Bischof und der Alcade wohnen zu Naga, einem sehr großen Dorfe nahe am Meere und an dem Ufer eines Flusses, der den nämlichen Namen führt, und sich nicht weit davon ins Meer ergießt. Der Alcade hat die Regierung über 21000 Familien, was für diese ganze Provinz eine Volksmenge von 105000 Seelen ausmacht.

Die Provinz Albay nimmt den südlichen Theil der Halbinsel ein, und wird durch die Meerenge San-Bernardino von der Insel Samor getrennt. Ihre Pro-

dukte sind die nämlichen, wie in der vorigen Provinz. Die Spanier besitzen aber ebenfalls nur die Küsten derselben, und das ganze Innere wird ebenfalls noch von Völkern bewohnt, die sich ihrer Herrschaft nicht unterworfen haben. Diese Völker haben eben so wie ihre Nachbarn sich vor den Besuchen der Malayen zu fürchten, allein sie besitzen ein Vertheidigungsmittel, das ihnen ganz eigenthümlich ist; es besteht nämlich in einem äußerst heftigen Gifte, in welches sie die Spitze ihrer Pfeile tauchen. Von diesem Gifte, das sie allein zuzubereiten verstehen, liefern sie, so oft es verlangt wird, einen Vorrath an die Alcaden der beiden Provinzen, aber niemals das allergeringste an die Indianer, wahrscheinlich weil sie fürchten, daß diese gegen sie selbst davon Gebrauch machen könnten. Es scheint beinahe, als wenn das Geheimniß der Zubereitung dieses Giftes sich bloß allein in den Händen ihrer Oberhäupter befände, denn wenn sich das ganze Volk darauf verstände, so würden doch ohne Zweifel die civilisirten Indianer es schon von einem oder dem andern unter ihnen gelernt haben; wenn aber die wilden Indianer von diesem Gifte an die Alcaden austheilen, so geschieht es wahrscheinlich bloß in der Absicht, damit diese die Malayen desto nachdrücklicher abhalten mögen, sich ihrem Gebiete zu nähern. Was ich nun aber von den Bestandtheilen und dem Gebrauche dieses furchtbaren Giftes habe erfahren können, besteht in folgendem: Es ist der Saft von besondern, äußerst giftigen Kräutern, die niemand anders als diesen Wilden bekannt sind. Um sich desselben zu bedienen, muß man zuvor die Spitze des Pfeiles in frisch ausgepreßten Saft von Zuckerrohr tauchen, und alsdann erst in diesen tödtlichen Kräutersaft; dieß darf jedoch nicht eher geschehen, als im Augenblick, wo man davon Gebrauch machen will, denn dieser Saft vertrocknet sehr schnell, und verliert alsdann alle seine Wirksamkeit. Die Wilden tra-

gen ihn daher beständig in einer Art von hölzernen Patrontasche vor sich, und zugleich in einer andern solchen Tasche auch frischen Saft von Zuckerrohr. Das Gift löst das Blut auf, und macht es in den Adern gerinnen; dieß geschieht in einer solchen Geschwindigkeit, daß ein Hund, den der Alcade in meiner Gegenwart mit einem solchen vergifteten Pfeile leicht verwundet ließ, nur noch drei Minuten lebte, und eine damit gestochene Kuh schon nach sechs Minuten starb. Die Malayen würden die Indianer noch weit mehr beunruhigen, und häufiger auf ihrer Küste landen, wenn sie nicht durch die Furcht, von solchen Pfeilen verwundet zu werden, davon abgeschreckt würden.

Es giebt in dieser Provinz mehrere feuerspeiende Berge, unter andern der Alday, von welchem sie auch ihren Namen erhalten hat. Dieß ist ein außerordentlich hoher Kegel, der von beiden Meeren gesehen wird. Er wirft beständig Flammen aus, ist aber nach geendigter Regenzeit, d. h. in den Monaten November und December, am allergefährlichsten, und es vergeht fast kein Jahr, wo nicht in diese Zeit fünf bis sechs Erdbeben statt haben. Man wird immer durch eine Art von weißlichem Nebel, der gewöhnlich auf der halben Höhe der Gebirge liegen bleibt, im voraus davon benachrichtiget, und die Einwohner wissen aus langer Erfahrung ganz genau, daß, wenn sie einen solchen Nebel erblicken, jedesmal sieben bis acht Stunden nachher eine Erderschütterung statt hat.

Alday ist der Wohnsitz des Alcaden, dessen Provinz eine Volksmenge von 14000 Familien oder von 70000 Seelen in sich begreift. Von dem Alcaden, der zuweilen Gelegenheit hat, mit den unabhängigen Völkern im Innern Handel zu treiben, habe ich erfahren, daß die Gebirge, die sie bewohnen, äußerst fruchtbare Thäler in sich schließen, und daß in der ganzen Länge derselben zwischen den beiden Provinzen dieser Halb-

insel über 40000 solcher Wilden leben. Sie bauen daselbst besonders Reiß und Patates, die in ungeheurer Quantität gewonnen werden.

Die östliche Küste der Insel Luzon endlich ist noch bis auf den heutigen Tag fast gar nicht bekannt, so wie auch die Inselgruppe, die gegen der Halbinsel Camarines über liegt. Sie werden insgesammt von wilden Völkern bewohnt, die noch ganz und gar die nämliche Verfassung, so wie auch die nämlichen Sitten und Gebräuche haben, wie zur Zeit der Ankunft der Spanier.

Die Goldgruben auf der ganzen Insel werden von den Spaniern, wie ich schon oben bemerkt habe, außerordentlich vernachläßiget, und erst der Gouverneur Don Raphael Maria d'Aguilar hat über diejenigen, die sich auf der Halbinsel Camarines befinden, durch einen sich auf der Insel aufhaltenden Französischen Mineralogen genauere Untersuchungen anstellen lassen. Von dem ausführlichen Berichte, den dieser über seine Arbeit abstattete, will ich meinen Lesern in einem gedrängten Auszuge das Merkwürdigste mittheilen.

Die meisten Goldgruben befinden sich in der Nähe von Mabulao, einem beträchtlichen Dorfe in der Provinz Camarines. Eine halbe Stunde von demselben findet man in dem Gebirge eine sehr reiche Goldader, die sich weiterhin in zwei Aerme vertheilt. Hier sind die einzigen Gruben, die von den Indianern einigermaßen bearbeitet werden, und die auch diesem Dorfe einen gewissen Wohlstand verschafft haben. Außerdem giebt es aber in dem Umkreise von wenigen Stunden noch drei bis vier andere Goldgruben, die ebenfalls außerordentlich reich sind, und aus denen auch ehemals sehr viel Gold gewonnen worden ist. Heut zu Tage werden sie jedoch nicht mehr bearbeitet, und nur sehr wenige Indianer geben sich noch mit dem Bergbau ab. Die Volksmenge in dem genannten Dorfe beläuft sich

auf nicht mehr als 600 Seelen, worunter sich 500 Indianer, 100 Chineser, ungefähr 3 oder 4 Spanische Mestizen, aber durchaus keine Europäer befinden. Da der Boden überall steinigt und unfruchtbar ist, so leben die Einwohner in einem beständigen Müßiggange, und nur allein die Frauen der Indianer machen hiervon eine Ausnahme, denn sie sind es ganz allein, welche die Goldgruben noch einigermaßen bearbeiten. Die übrigen Einwohner geben sich den ganzen Tag mit nichts, als mit dem Spiel ab, und liegen deshalb vom Morgen bis auf den Abend in einem Hause, das unter dem Schutze des Volks-Capitains steht, und worin sie sich im Typo, einem Chinesischen Spiele, zu Grunde richten. Um diese verderbliche Leidenschaft befriedigen zu können, verkaufen sie sogleich alles Gold, so wie es ihre Frauen mit dem mühsamsten Fleiße aus den Bergwerken gewonnen haben, und der würdige Volks-Capitain zieht von diesem thörigten Benehmen den größten Nutzen, denn er ist es, der die Bank hält, und dem auch für das Haus, worin gespielt wird, eine bedeutende Abgabe bezahlt werden muß.

Die sämmtlichen Goldgruben auf den Philippinischen Inseln sind so außerordentlich reichhaltig, daß Spanien ohne allem Zweifel die größten Reichthümer daraus schöpfen könnte, wenn sie gehörig bearbeitet würden, und wenn besonders ein Mann an ihrer Spitze stände, der die nöthigen Kenntnisse besäße. Vorzüglich nöthig wäre es aber, die Indianer selbst auf die nachdrücklichste Weise durch Strafen und Belohnungen zur Bearbeitung der Bergwerke anzuhalten, und ihnen die Charten und Hahnenkämpfe, wenigstens an den Werktagen, auf das strengste zu untersagen.

Siebzehntes Kapitel.

Der Archipel der Bissayen. — Die Insel Mindanao. — Regierungsverfassung der Eingebohrnen. — Die drei von den Spaniern daselbst errichteten Alcadenschaften. —

Südwärts von der großen Insel Lüzon und zwischen Borneo und Mindanao liegen noch über 10000 andere Inseln, die theils größer, theils kleiner sind, und worunter sich welche befinden, die nicht über eine Viertelstunde im Umkreis enthalten. Alle zusammen genommen sind unter dem Namen des Archipels der Bissayen bekannt, und da es unmöglich wäre, sie alle einzeln anzuführen, so will ich nur die wichtigern davon, wo sich nämlich ein Alcade oder ein sonstiger Spanischer Befehlshaber aufhält, etwas umständlicher beschreiben. Die Spanier hatten ihnen den Namen des Archipels des heil. Lazarus beigelegt, allein der Name, den sie in der Landessprache führten, hat die Oberhand behalten, und ist jetzt allgemein eingeführt. Magellan war, wie oben erzählt worden, der erste Entdecker derselben; er ließ sich auf der Insel Zebu nieder, und wurde bald nachher auf einer benachbarten Insel ermordet. Seine Nachfolger setzten sich auf den Inseln Leyte und Panay fest, von wo aus sie in der Folge Manila eroberten. Nach der Beschreibung, welche die Gefährten Magellans von diesen Inseln machten, waren die Bewohner derselben alle bemahlt, weshalb sie ihnen auch den Namen der Pintados-Inseln, den man in alten Beschreibungen noch häufig findet, beilegten. Dieser Gebrauch hat daselbst auch noch heut zu Tage statt, und zwar besonders bei den Gebirgsbewohnern, die alle ihre ur-

sprünglichen Sitten und Gebräuche beibehalten, und durchaus kein Verkehr mit den Spaniern haben; nur allein die unterworfenen Indianer sind einigermaßen, aber doch nur sehr wenig davon abgewichen.

Unter den verschiedenen Völkern, die auf den Bissayischen Inseln leben, sind besonders zwei zu bemerken, die beständig gegen einander Krieg führen, nämlich die Malayen und diejenigen Einwohner, welche die Oberherrschaft des Königs von Spanien anerkannt haben, und an der Küste des Meeres wohnen. Die Malayen stammen größtentheils aus den Inseln Mindanao und Yolo her, und leben unter der Herrschaft von eigenen Sultanen und von sogenannten Dattos, einer Art von Edelleuten, die unmittelbar von den erstern abhängen, und große Ländereien, so wie auch eine Menge Sclaven, durch die sie dieselben bearbeiten lassen, besitzen. Es ist das wahre Lehnsystem, so wie es ehemals in Europa statt gehabt hat, und man kann sich nicht genug wundern, wenn man die Leibeigenschaft aus den deutschen Wäldern fernhin über die Meere bis gleichsam an das Ende der Welt verpflanzt findet. Jemehr Sclaven nun diese Malayen besitzen, desto reicher sind sie; um daher die Anzahl derselben immer zu vermehren, rüsten sie leichte Fahrzeuge aus, überfallen damit die Spanischen Besitzungen, und behalten entweder die erbeuteten Sclaven für sich, oder sie verkaufen dieselben nach Borneo, Yolo, Bantam u. s. w. Ihre Waffen bestehen in einer Lanze, einem besonders geformten Säbel, und einem Dolche oder einen sogenannten Malayischen Cric. Wenn sie landen, und ein Dorf unversehens überfallen, so bleibt den Einwohnern nichts weiter übrig, als sich mit Hinterlassung aller ihrer Habe in das Innere des Landes zu flüchten. Im Jahre 1805 rüsteten die Malayen zu einem solchen Ueberfalle eine Menge Schiffe aus, die mit 1200 Mann besetzt waren; dafür trugen sie aber auch damals eine

ganz unermeßliche Beute an Menschen und Sachen davon. — Die den Spaniern unterworfenen Indianer haben fast die nämlichen Sitten und Gebräuche, wie die Bewohner der Insel Lüzon. Vor der Eroberung führten sie ununterbrochen Krieg mit einander, allein heut zu Tage haben sie sehr viel von ihrer ehemaligen Energie verloren, und sind kaum mehr im Stande, sich mit Hülfe der Spanier gegen die Malayen zu vertheidigen. Auch in den Bissayen endlich, und besonders auf der Insel Los-Negros, findet man Aetas mit wolligten Haaren.

Die erste unter den Bissayischen Inseln, die Insel Samor, bildet mit der Halbinsel Camarines die Meerenge San Bernardino. Sie erstreckt sich vom 12° 30′ bis zum 13° nördlicher Breite; in ihrer größten Länge hat sie 45 Stunden, und 135 Stunden im Umkreise. Ihre Produkte sind ungefähr die nämlichen, wie auf der Halbinsel Camarines, und man zieht aus derselben vorzüglich Nippis, Caho-negro, Avacha, Reiß, Wachs und Bauholz. Die Insel würde außerordentlich fruchtbar seyn, weil sie von einer Menge von Flüssen bewässert wird, wenn es nur nicht an Händen zur Bearbeitung des Bodens fehlte. Allein durch die beständigen Einfälle der Malayen nimmt zur Schande der Spanier die Bevölkerung daselbst immer mehr und mehr ab. Um sich gegen dieselben zu schützen, haben die Einwohner um die Kirche und das Pfarrhaus herum einige sogenannte Festungswerke von Erde aufgeworfen, in welche sie sich mit ihren kostbarsten Effecten flüchten, und sich darin so lange sie können, hauptsächlich vermittelst ihrer vergifteten Pfeile, vertheidigen. Sie besitzen zwar einige Flinten und auch sogar mehrere Kanonen, allein die Regierung läßt es ihnen, vielleicht aus Furcht, daß sie einen schlechten Gebrauch davon machen könnten, durchaus an Pulver fehlen. Der Arcade wohnt zu Caba-Lunga in dem westlichen Theile der In-

sel, und hat ungefähr 6000 Familen unter sich, die eine Bevölkerung von 30000 Seelen ausmachen.

Südwärts von Samor liegt die Insel Leyte, die von der erstern nur durch einen schmalen Canal getrennt ist; sie hat 40 Stunden in ihrer größten Länge, 15 in der größten Breite, und erstreckt sich vom 10 bis 12° nördlicher Breite. Ihre vorzüglichsten Produkte bestehen in Ebenholz, Wachs, Cabo-negro, Bauholz, ziemlich guten Pferden, und in einer Menge von den in China so hoch geachteten Vogelnestern. Da die Volksmenge nur sehr gering ist, und sich nicht über 4500 Familien oder 22500 Seelen erstreckt, so sind die Einwohner noch weit mehr den Einfällen der Malayen und oft auch sogar der Spanischen Seeräuber selbst ausgesetzt, welche die erbeuteten Sclaven nach Yolo zum Verkauf bringen. Der Alcade residirt in dem Dorfe Leyte.

Die Insel Zebu liegt gegen Osten von der zuletzt genannten, und hat von Norden nach Süden 28 Stunden in der Länge, und von Osten nach Westen 6 Stunden in ihrer größten Breite. Diese Insel ist in den Spanischen Annalen mit Recht berühmt, denn sie war die erste unter den Philippinen, die sich der Herrschaft der Spanier unterwarf, und ihr haben auch die letztern gewissermaßen die Eroberung aller übrigen Inseln zu verdanken. Auf der kleinen, nur durch einen schmalen Canal von Zebu getrennten Insel Mactan wurde Magellan ermordet, nachdem er mit seinen Truppen durch den König des Landes listiger Weise in einen Hinterhalt war gelockt worden. Die Insel Zebu ist arm an Produkten des Erdbodens, denn sie ist eigentlich ein bloßer Felsen, allein diese Unfruchtbarkeit wird durch den Fleiß der Einwohner und durch den Handel, den sie treiben, reichlich ersetzt. Die Hauptstadt, die den nämlichen Namen wie die Insel führt, ist eigentlich nur ein großes Dorf, in welchem der Bischof und der Al-

cade wohnen; es befindet sich dabei eine Art von Schloß, das von Erde aufgebaut ist, und worin ein Indianischer Capitain unter dem Oberbefehl des Alcaden das Commando führt. In dem Bett der Flüsse findet man ziemlich viel Goldstaub, wofür zu Manila Reiß und andere Lebensbedürfnisse eingekauft werden. Es befinden sich 39 beträchtliche Dörfer auf der Insel, die zusammen genommen 11600 Familien oder 58000 Seelen enthalten. Diese starke Bevölkerung flößt den Malayen Respect ein, und diese Insel ist deshalb eine von denjenigen unter den Bissayen, die sie am wenigsten beunruhigen.

Die Insel Los-Negros ist von Norden nach Süden 45 Stunden lang, und ungefähr 10 Stunden breit. Sie ist mit sehr gefährlichen Sandbänken umringt, die zur Zeit der Fluth nicht sichtbar sind, und an welchen deshalb schon sehr viele Fahrzeuge Schiffbruch gelitten haben. Die Insel ist schwach bevölkert, wenigstens auf den Küsten; man versichert jedoch, daß in dem Innern derselben, und besonders in den Gebirgen, wo die Malayen bei ihren häufigen Ueberfällen nicht hinkommen können, die Bevölkerung stärker ist. Man zieht aus derselben Vogelnester, Ebenholz, Wachs und vortreffliches Bauholz. Der Alcade wohnt in dem nördlichen Theile der Insel, und hat 4500 Familien oder 22500 Seelen unter seinen Befehlen. Ungefähr zwanzig Stunden westwärts von dieser Insel liegen zwei kleine Inseln, wovon jede ungefähr eine Stunde im Umkreise groß ist; sie sind durch die Perlenfischerei berühmt, die daselbst getrieben wird, zu welcher aber bloß allein die Alcaden von Zebu und Los-Negros berechtigt sind. Die Malayen machen ihnen jedoch beträchtliche Eingriffe in diese Gerechtsame, so wie auch sogar die Spanischen Unterthanen auf den Bissayischen Inseln, die sich des Namens dieser Corsaren bedienen, um Antheil an der Fischerei zu nehmen. Die daselbst

gewonnenen Perlen haben ein schönes helles Wasser, und werden, ungeachtet sie den Fehler haben, daß sie nicht ganz rund sind, in großer Menge und mit beträchtlichem Gewinn nach China verkauft.

Nordwestwärts von Los-Negros liegt die Insel Panay, die 25 Stunden lang und 15 breit ist. Sie hat eine dreieckigte Gestalt, und ist die fruchtbarste und und bevölkertste Insel in diesem ganzen Archipel. Wegen dieser beträchtlichen Bevölkerung ist sie auch den Einfällen der Malayen weit weniger ausgesetzt, denn diese müssen schon eine sehr beträchtliche Anzahl von Truppen ans Land setzen, wenn sie etwas gegen sie ausrichten wollen. Auch haben die Spanier die Klugheit gehabt, in geringer Entfernung von einander eine Menge kleiner Forts anzulegen, in welche sich die Indianer bei einem solchen Ueberfalle flüchten können.

Die Insel ist in drei Alcadenschaften eingetheilt, nämlich Capis gegen Norden, Ploylo gegen Osten und Antique gegen Südwesten. Die Alcadenschaft Capis bringt besonders eine unermeßliche Menge Reiß hervor, weil der Boden durch mehrere Flüsse bewässert wird, aus denen die Einwohner das Wasser in zahllosen Canälen auf ihre Felder hinleiten. Dies ist daher auch die Fruchtkammer für die Bissayischen Inseln, und besonders für Zebu. Der dasige Alcade aber, ob er gleich allen diesen Reiß weder säet noch pflanzt, erndtet ihn doch, denn er kauft ihn um wohlfeile Preise ein, läßt ihn auf seinen eigenen Schiffen an diejenigen Orte hinbringen, wo er am theuersten ist, kauft für das daraus gelösete Geld andere Waaren und Produkte ein, und verkauft diese wieder um ungeheure Preise an die Indianer. Dieser Handel trägt ihm nun natürlicher Weise jährlich eine sehr bedeutende Summe Geldes ein. Außerdem giebt es in dieser Alcadenschaft auch noch Campesche- und Ebenholz, Goldstaub und eine Menge von Rindvieh, Schaafen und Schweinen. Die Volks-

menge beläuft sich auf 15000 Familien oder 75000 Seelen, und der Alcade wohnt zu Capiz, einem sehr ansehnlichen Dorfe. — Die Alcadenschaft Panay ist ebenfalls eine der besten auf allen Philippinischen Inseln, und die Haupteinkünfte derselben bestehen eben so wie bei der vorigen in dem vortheilhaften Verkaufe des Reißes. Die Provinz ist überhaupt sehr gut angebaut, und äußerst bevölkert. Vorzüglich findet man daselbst Pferde, Büffel und Schweine in der größten Menge. Die Pferde sind die allerbesten auf sämmtlichen Philippinischen Inseln. Die Einwohner zeichnen sich durch ihren Muth und ihre Tapferkeit aus. Im Jahr 1804 machten die Malayen, 1200 Mann stark, eine Landung bei ihnen, allein sie wurden durch die Indianer, die unter Anführung ihres Alcaden sogleich gegen sie anrückten, mit einem großen Verlust zurückgeschlagen. Der Alcade wohnt zu Panay, einem großen Dorfe, das sich besonders durch seinen guten und sichern Hafen auszeichnet. Die Volksmenge der Provinz beläuft sich auf 10500 Familien oder 52500 Seelen. — Auf der östlichen Seite der Insel liegt endlich die Alcadenschaft Antique, die zwar die größte im Umfang, aber am wenigsten fruchtbar, und folglich auch am schwächsten bevölkert ist. Sie liefert Ban- und Ebenholz, Cacao, und ein wenig Goldstaub. In einer kleinen Entfernung von der Küste befindet sich eine äußerst gefährliche Sandbank, die auch auf den meisten Charten angemerkt ist. Im Jahr 1805 gingen zwei Schiffe, wovon das eine mit reicher Ladung von Manila nach Acapulco bestimmt war, mit Mannschaft und Gütern an derselben zu Grunde. Die Bevölkerung dieser Provinz beläuft sich auf 7000 Familien oder 35000 Seelen.

Südwestwärts von Panay und in einer Entfernung von 20 Stunden liegt die Insel Paragua, die nach Manila die größte unter allen ist, indem sie eine Länge von 60 Stunden, und eine Breite von 10 Stun-

den hat. Sie ist übrigens nicht sehr bevölkert, oder vielmehr, um mich richtiger auszudrücken, die Spanier sind nur bis an den Fuß der Gebirge, aber nicht in das Innere derselben vorgedrungen; sie besitzen bloß allein die Küsten des Meeres, und auch diese nur in dem nördlichen Theile der Insel. Unter dem Alcaden stehen auch noch drei kleine gegen Norden gelegene Inseln, und diese sind wieder von einer großen Menge noch kleinerer Inseln umringt, die nur durch Canäle von einander getrennt werden. Die Produkte von Paragua bestehen hauptsächlich in Campesche- und Ebenholz, in Cacao, Wachs, Pferden und Wildpret. Der Alcade residirt zu Calaminianes, einer von den genannten drei kleinen Inseln, und die Bevölkerung sowohl von Paragua, als von diesen letztern Inseln, beläuft sich auf 7400 Familien oder 37000 Seelen.

Nordostwärts von Paragua und gegen Süden von Luzon liegt die Insel Mindoro, die in ihrer größten Länge 40 Stunden, und in ihrer größten Breite 15 Stunden hat. Sie ist noch bis auf den heutigen Tag sehr wenig bekannt, denn die Spanier besitzen nur die Küsten derselben, und das ganze Innere ist mit hohen Gebirgen bedeckt, die nicht nur alle Arten von vortrefflichem Holz im Ueberfluß hervorbringen, sondern worin sich auch eine Menge von schönen Thälern und Ebenen befindet, die durch Flüsse und Bäche bewässert werden, und deshalb außerordentlich fruchtbar sind. In allen diesen Thälern lebt nun eine große Menge von Indianern, die sich in diese Gebirge geflüchtet haben, weil sie sich der Herrschaft der Spanier nicht unterwerfen wollten. Die letztern haben sie auch bis jetzt nicht daselbst beunruhigt, sondern ihnen bloß Missionarien zugeschickt, deren Bemühungen jedoch nicht den geringsten Erfolg gehabt haben. — Auf der Insel Mindoro könnte ohne Zweifel eine der vortrefflichsten Niederlassungen angelegt werden, weil sie nicht nur außerordent-

lich fruchtbar ist, sondern auch zwei sehr gute Häfen hat, die aber gegenwärtig ganz und gar nicht besucht werden. Unter dem Ministerium des Herzogs von Choiseul wünschte wirklich einmal der Französische Hof eine Niederlassung daselbst anzulegen, und machte auch dem Hofe zu Madrid einen desfallsigen Antrag; allein man kann sich leicht denken, daß derselbe sogleich abgelehnt wurde, denn man sah dort selbst ein, daß eine solche neue Colonie in den Händen eines so thätigen Volkes in kurzer Zeit den ganzen Handel der Insel Lüzon und der sämmtlichen Philippinischen Inseln an sich ziehen würde. — In den Wäldern von Mindoro befindet sich eine große Menge von Hirschen, wovon man das Fleisch ganz klein hackt, es stark mit Salz und Pfeffer bestreut, und es alsdann mehrere Tage lang in der Sonne liegen läßt, worauf es unter dem Namen Tapa sehr theuer nach China verkauft wird. — In den dasigen Flüssen giebt es ziemlich viel Goldstaub, und außerdem bestehen die Produkte der Insel vorzüglich noch in Campescheholz, Baumwolle, vortrefflichem Cacao und Wachs. Alle diese und noch eine Menge anderer Produkte wachsen daselbst wild, und da es an Menschen fehlt, um diesen reichen Segen der Natur nur einzuerndten, so kommen gewöhnlich die Tagalischen Einwohner von Batangas, der Provinz im südlichen Theile der Insel Lüzon, die nur durch einen schmalen Canal von Mindoro getrennt sind, dahin, um diese Schätze einzusammeln und mitzunehmen. Der Alcade hat seinen Wohnsitz zu Calapan, und die Bevölkerung der Insel beläuft sich auf 7000 Familien oder 35000 Seelen.

Die Insel Mindanao, die südlichste unter den Bisayischen, ist bei weitem die größte unter denselben, denn sie hat 135 Stunden in ihrer größten Breite von Osten nach Westen, und ungefähr 75 von Norden nach Süden. Sie war die erste, auf welcher die Gefährten

nun Magellan landeten, und zwar geschah dieses auf der östlichen Küste, nicht weit von dem Cap St. Augustin, an einem Orte Namens Caraga, wo heut zu Tage der Alcade residirt. Sogleich von diesem ersten Augenblick an haben die Spanier ununterbrochen mit den Sultanen dieser Insel in Krieg gelebt, so sehr sie sich auch von Zeit zu Zeit bemüht haben, den Frieden mit ihnen herzustellen. Ungeachtet der mancherlei Niederlagen aber, die sie von den Indianern erlitten, ist es ihnen dennoch geglückt, sich drei verschiedene Besitzungen auf dieser großen Insel zu verschaffen, und sich im Besitz derselben zu erhalten. Die wichtigste unter diesen Niederlassungen ist gegen Süden, und unter dem Namen Samboangon bekannt; die Provinz gegen Norden heißt Misamis, und die gegen Osten Caraga. Ehe ich jedoch ausführlicher von diesen drei Provinzen spreche, muß ich erst einige Nachrichten über das Innere des Landes und die Regierungsverfassung seiner Bewohner mittheilen. Im voraus muß ich jedoch noch bemerken, daß diese stolzen Spanier, die so weit und breit Schrecken um sich her verbreitet haben, in diesem Lande es nicht wagen dürfen, nur einige wenige Schritte aus ihren von Erde aufgeworfenen Festungswerken heraus zu thun, ohne daß sie Gefahr laufen, gefangen genommen zu werden, und sich alsdann für eine beträchtliche Summe Geldes wieder loskaufen zu müssen.

Die Bewohner dieser Insel scheinen das nämliche Volk zu seyn, das auch die Inseln Polo und Borneo bewohnt, denn sie haben die nämliche Regierungsverfassung, die nämlichen Sitten und Gebräuche, und auch mit wenig Unterschied die nämliche Sprache. Die Religion ist die Muhamedanische, aber mit einer Menge von ihren uralten Gebräuchen vermischt. Die Verfassung ist die nämliche, wie auf der Insel Borneo, und wie überhaupt auf allen von Malayen bewohnten Inseln. An der Spitze derselben steht ein Sultan, der

über die Großen, die den Namen Dattos führen, herrscht, und diese letztern hingegen haben das ganze Land unter sich vertheilt, und besitzen eben so viele Sclaven als Unterthanen. Wenn nun der Sultan irgend woher einen feindlichen Angriff zu befürchten hat, so läßt er an seine Dattos den Befehl ergehen, daß sie ihm mit ihren Sclaven zu Hülfe kommen sollen. Auf diese Art wäre der Sultan im Stande, in kurzer Zeit eine Armee von 100000 Mann auf die Beine zu stellen. Dies giebt aber gerade den sichersten Maaßstab von der großen Ueberlegenheit des Europäischen Geistes, und besonders von der Furcht der Indianer vor Feuergewehren und Kanonen; denn wie hätten sich sonst die Spanier mit einer so geringen Anzahl von Europäern bis auf den heutigen Tag in dem von ihnen eroberten Theile der Insel erhalten können!

Der Sultan wohnt in der Stadt Mindanao, die in dem südlichen Theile der Insel am Fuß einer hohen Gebirgskette liegt; diese Hauptstadt zeichnet sich jedoch durch nichts vor allen übrigen Städten des Landes aus, als durch den Pallast des Monarchen, der einen großen Umfang hat, und durch eine größere Anzahl von Häusern, die aber ebenfalls von nichts anderem, als von Bambusrohr erbaut sind. Fünf Stunden von diesen Gebirgen liegt ein großer See, dessen Ufer ausnehmend lich bevölkert sind; er führt den nämlichen Namen als die ganze Insel, ist ungefähr 60 Stunden im Umkreise groß, und steht durch einen sehr schönen Fluß mit dem Meere in Verbindung. Die ganze Gegend um die Hauptstadt ist sehr schön, die Luft daselbst gesund, und der Boden außerordentlich fruchtbar.

Die Dattos wohnen weiter hin in dem Innern der Insel, und diese Edelleute sind es eigentlich, die, um Sclaven zu bekommen, die unaufhörlichen Kriege mit den Visayischen Inseln führen. Sie bewaffnen zu diesem Ende eine Art von leichten, äußerst gefährlichen

Fahr-

Fahrzeugen, mit welchen sie, sobald sie merken, daß sie nicht die Stärkern sind, mit der größten Leichtigkeit entwischen, und sich in die allerkleinsten Buchten flüchten können. Die Ausrüstung eines solchen Fahrzeuges kostet sehr wenig, denn die Sclaven, womit es bemannt wird, müssen ihren Reis selbst mit an Bord nehmen, und eben wegen dieser Leichtigkeit, womit dergleichen Unternehmungen auszuführen sind, werden die Philippinischen Inseln so äußerst häufig damit heimgesucht. Haben nun die Dattos durch solche wiederholte Streifzüge einen Ueberfluß an Sclaven bekommen, so verkaufen sie dieselben nach Borneo, Yolo und Bantam, oder vertauschen sie daselbst gegen Goldstaub, Perlen und Waaren aus Bengalen und von der Küste Coromandel. Unter der Maske dieser Malayen treiben aber auch selbst die Spanischen Unterthanen von den Philippinischen Inseln dieselbige Seeräuberei, und da sie die nämliche Sprache reden, und auch ungefähr die nämliche körperliche Bildung haben, so sind sie sehr schwer von ihnen zu unterscheiden. Sie sind um so viel gefährlicher, weil sie auf den Inseln, wo sie landen, alle diejenigen Gegenden genau kennen, wo sie ihren Zweck am sichersten erreichen können; an solchen Orten legen sie sich gewöhnlich in einen Hinterhalt, und überfallen die Einwohner, wenn sie sich dessen am wenigsten versehen. Dieser mörderische Krieg mit den Malayen kann aber schlechterdings auf keine andere Art geendigt werden, als wenn die Spanische Regierung ihn auf die nämliche Art führt, wie diese Völker es thun, und sich der nämlichen Mittel dabei bedient. Mit hinlänglichen Kanonierschaluppen unterstützt müssen nämlich häufige Einfälle in das Gebiet des Sultans und besonders der Dattos gemacht, und dabei so viele von ihren Unterthanen als möglich gefangen weggeschleppt werden. Gegen diese Gefangenen würden alsdann die Spanischen Unterthanen wieder eingetauscht werden

können, wobei ein Indianer für einen Malayen, und ein Datto für einen Spanier zu geben wäre. Die Menschlichkeit ist eine Sache, welche diese Völker ganz und gar nicht kennen, sondern die sie vielmehr für einen Beweis von Schwäche und von Furcht vor ihrer Uebermacht halten. Sie müssen daher nothwendig das Uebel, das sie andern zufügen, selbst auch empfinden, und das Wiedervergeltungsrecht ist die einzige Maaßregel, die mit der Hoffnung eines günstigen Erfolgs gegen sie gebraucht werden kann.

Bis jetzt haben die Spanier noch wenig oder gar nichts gethan, um diesen abscheulichen Seeräubereien ein Ende zu machen, und doch haben diese den höchsten Grad von Frechheit und Unverschämtheit erreicht. Sie gehen sogar so weit, daß wenn auf der Insel Panay und einigen andern von den Bissayen der Reis seine volle Reife erlangt hat, die Malayen sehr häufig herbeikommen, ganze unermeßliche Strecken davon einerndten, und mit sich fortnehmen. Auch die Fahrzeuge der Alcaden, die des Handels wegen von Insel zu Insel gehen, werden nicht von diesen Seeräubern verschont, und die Malayen bleiben dabei gewöhnlich so lange in einer gewissen Entfernung, bis die Spanier unvorsichtiger Weise all ihr Pulver verschossen haben; alsdann aber erstürmen sie das Schiff mit dem Säbel in der Faust. Im Jahr 1804 eroberten sie auf diese Art ein Schiff, das einen Alcaden zugehörte, und machten auf demselben drei junge Spanier zu Gefangenen, wovon ein jeder in der Folge 5000 Piaster für seine Freilassung bezahlen mußte. Alle diese gefangenen Spanier werden übrigens auf das grausamste von ihnen behandelt, denn da sie dieselben insgesammt für äußerst reich halten, so bestimmen sie vor allen Dingen eine starke Geldsumme für ihre Befreiung, und alsdann lassen sie dieselben, mit einem Strick um den Hals und einen andern um die Beine, auf dem Felde arbeiten,

wobei die Schildwache sie nicht einen Augenblick aus dem Gesichte verlieren darf, sondern beständig, die Gefangenen mögen arbeiten oder ruhen, die beiden Stricke in der Hand halten muß. Diese Vorsicht wenden sie an, damit der Gefangene ja nicht entwische, denn sie wissen, daß sie für einen einzigen Spanier gewöhnlich so viel bekommen, als für 40 andere Sclaven. Auch die von ihnen gefangenen Pfarrer und Mönche werden ganz auf dieselbe Art behandelt, und diese geistlichen Herren sind gewöhnlich sehr erstaunt und äußerst darüber aufgebracht, daß man so wenig Achtung für ihre Person und ihren Charakter hat, und daß beide auf eine solche Art herabgewürdigt werden.

Ehemals hatten die Malayen sogar die Kühnheit, bis in die Bay von Manila einzulaufen, ja sogar den Fluß Pasig hinauf zu fahren, und von dem Lande Gefangene mit fortzuschleppen. Seitdem jedoch diese Colonie so sehr zugenommen hat, und besonders seitdem sie so viel mehr durch Europäer bevölkert worden ist, wagen sie es nicht mehr, bis dahin vorzudringen, sondern schränken ihre Seeräubereien bloß auf die Bissayischen Inseln ein. Im Jahr 1805 eroberten die Umerathinen des Sultans von Mindanao ein Holländisches Fahrzeug, auf welchem sich zwei Frauenspersonen befanden; diesen wurde jedoch nicht das geringste Leid zugefügt, sondern während jeder von den gefangenen Europäern ein Lösegeld von 3000 Piastern bezahlen mußte, wurden sie gar nicht als Sclavinnen behandelt, und am Ende ganz unentgeldlich zurückgegeben. Diese Behandlung entsprang jedoch keinesweges aus einer besondern Achtung für das weibliche Geschlecht, sondern die Malayen hielten es vielmehr für ganz unmöglich, daß man für zwei so schwache Werkzeuge irgend etwas bezahlen würde, und weil ihnen dieselben in diesem Falle äußerst zur Last gefallen wären, so gaben sie sie lieber umsonst zurück.

Wenn die Datos ihre Unterthanen oder Sklaven nicht auf die angeführte Art zur See beschäftigen, so lassen sie dieselben Goldstaub in den Flüssen aufsuchen, aus der Tiefe des Meeres Balate eine daselbst wachsende klebrigte Substanz, die, wenn sie gekocht ist, viele Aehnlichkeit mit Kalbsfüßen ohne Knochen hat, herausholen, und in den Spalten und Höhlungen der Berge Vogelnester aufsuchen, welche besonders die Chinesen sehr theuer bezahlen. Uebrigens lassen sie ihre Unterthanen nicht eher arbeiten, als bis sie dergleichen Produkte schlechterdings nöthig haben, und sobald die Arbeit vollendet ist, so genießen dieselben wieder einer vollkommenen Freiheit. Nach der Versicherung mehrerer Personen, welche die Gelegenheit gehabt haben, das Innere des Landes zu besuchen, ist daselbst der Boden vortrefflich bestellt, und die Bevölkerung sehr stark, besonders aber an dem Ufer von drei darin befindlichen Seen, nämlich den Mindanao, dem Malanao, und noch einem dritten, dessen Namen ich vergessen habe, und die insgesammt durch einen großen Fluß mit einander zusammenhängen, der sich weiterhin ins Meer ergießt.

Nunmehr komme ich auf die drei Niederlassungen, welche die Spanier auf dieser Insel errichtet haben. Die erste und wichtigste darunter ist Samboangon, eine Festung im südwestlichsten Theile der Insel, in welcher sich außer dem Hause des Gouverneurs auch die Casernen befinden, wo die aus andern Colonieen dahin geschickten Staatsgefangenen verwahrt werden. Das dazu gehörige Gebiet ist jedoch von geringer Bedeutung. Der Gouverneur, der von dem Hofe in Spanien ernannt wird, hat ungefähr 550 Mann Truppen, und läßt die Staatsgefangenen theils an der Ausbesserung der Festungswerke arbeiten, theils auch durch sie die Felder bestellen. Dabei muß er aber immer eine oder mehrere Kanonen ausrücken lassen, um dieselben bei ihrer Ar-

heit gegen die Unterthanen des Sultans zu beschützen. In einer kleinen Entfernung von der Festung sind auch noch mehrere feste Schanzen angelegt, und die Rhede wird sowohl durch diese als durch die Festung vertheidigt. Im Jahr 1792 machten die Engländer einen Angriff auf die Festung, allein sie wurden nicht nur zurückgeschlagen, sondern eine von den drei dabei gebrauchten Fregatten litt auch bei der Einfahrt in dem Hafen Schiffbruch. — Die Stelle des Gouverneurs dauert immer sechs Jahre, und seine Besoldung ist sehr beträchtlich, allein außerdem gewinnt er in diesem Zeitraume durch den Handel noch wenigstens eine Summe von 30000 Pfastern. Dieß ist aber ein im höchsten Grade abscheulicher Handel, der aber unglücklicher Weise durchgängig in allen Spanischen Colonien statt hat. Der Gouverneur erhält nämlich den Sold für die Truppen immer auf ein ganzes Jahr vorausbezahlt; mit diesem Gelde läßt er nun überall Waaren aufkaufen, und diese müssen alsdann die Soldaten zu einem von ihm willkührlich festgesetzten und oft doppelt und dreifach hohen Preise anstatt der Bezahlung annehmen, so daß keiner von diesen Unglücklichen jemals einen Groschen baares Geld in die Hände bekommt. — Die Bevölkerung dieses Districtes beläuft sich auf 4500 Familien oder auf 22500 Seelen.

Eine größere Strecke Landes besitzen die Spanier auf der nördlichen Küste der Insel, wo sie zu Misamis, einem Dorfe an einem sich weit in die Insel hinein erstreckenden Arme des Meeres, eine nicht unbedeutende Alcadenschaft haben. Der Ort ist ebenfalls befestigt, und der Alcade hat zur Vertheidigung desselben 300 Mann unter seinen Befehlen. Das wichtigste Produkt dieses Districtes besteht in Caffee, der von einer ganz vorzüglichen Güte ist. Der Alcade zieht seine meisten Einkünfte aus dem Handel, indem er Waaren in Bengalen und auf der Küste Coromandel aufkaufen

läßt, und sie alsdann mit einem sehr großen Gewinn an die Einwohner gegen Goldstaub, Balate, Vogelnester und dergleichen wieder vertauscht. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich auf 12000 Familien oder 60000 Seelen.

Caraga, auf der östlichen Küste der Insel, ist der erste Ort, wo sich die Spanier niedergelassen haben. Die dasige Alcadenschaft erstreckt sich nur längs der Küste hin, und ist von einem geringen Ertrage, weil alle diejenigen Strecken Landes, die nicht gegen die Ostwinde gedeckt sind, durchaus nichts hervorbringen. Die ganze Volksmenge besteht in 8000 Familien oder 40000 Seelen.

Der deutlichen Uebersicht wegen will ich nun die Volksmenge der sämmtlichen Alcadenschaften auf den Philippinischen Inseln hier noch einmal kürzlich wiederholen:

Namen der Alcadenschaften.	Anzahl der Familien.
Insel Lüzon:	
Manila	17200
Die Provinz ohne die Stadt	43000
Tagalische Provinzen:	
Cavite	25000
Laguna	18000
Bulacan	10000
Batangas	11000
Taybas	11000
Balangas	5000
Provinzen, die von andern Völkerschaften bewohnt werden:	
Pampangos	25000
Zambales	4500
Latus	169700

Namen der Alcadenschaften.		Anzahl der Familien.
	Transport .	169700
Pangasinan		8000
Ylocos		60000
Cagayan		11500
Halbinsel Camarines:		
Camarines		21000
Albay		14000
Inseln:		
Sumor		6000
Leyte		4500
Zebu		11600
Los-Negros		4500
Insel Panay	Capis	15000
	Ploylo	10500
	Antiqué	7000
Paragua		7400
Mindoro		7000
Insel Mindanao	Samboangon . . .	4500
	Misamis	12000
	Caraga	8000
	Summa .	382200

Wenn man nun diese Anzahl mit fünf multiplicirt, so kommt eine Volksmenge von 1,911000 Seelen heraus.

Achtzehntes Kapitel.

Kriegesmacht der Spanier zu Manila. — Abgaben. — Handel der Philippinischen Inseln. — Herrschende Krankheiten daselbst.

Die Regierung zu Manila wäre im Stande, eine ansehnliche Kriegesmacht auf den Beinen zu halten, denn die Indianer sind nicht nur durchgängig schöne Leute, sondern sie besitzen auch sehr vielen Muth und Tapferkeit, und sind nicht nur den Sipoys in Indien, sondern auch sogar den Malayen weit vorzuziehen, weil sie nicht wie die letztern die häßliche Gewohnheit haben, sich im Opium zu berauschen. Auch lernen sie mit der größten Leichtigkeit alle militärischen Exercitien, sowohl zu Fuß als zu Pferde; ferner findet man wohl schwerlich in den Einwohnern irgend eines Landes größere Anlagen zum Seewesen, und mehr Leichtigkeit, das Manövre der Schiffe in allen seinen Theilen zu erlernen. Wenn daher diese Colonie in andern Händen wäre, als in denen der Spanier, so würde ohne allen Zweifel die Insel Lüzon in kurzer Zeit die Herrschaft über das ganze Chinesische Meer erlangen, und zu Macao und Canton, so wie auf den sämmtlichen Küsten dieses unermeßlichen Reiches, würde kein Geschäft mehr abgeschlossen werden, ohne daß diejenige Nation, die sich im Besitz der Philippinischen Inseln befände, daran Antheil nehmen könnte.

Die Kriegesmacht zu Manila besteht heut zu Tage theils aus Linientruppen, von denen die Officiere alle aus Spanien geschickt werden, theils aus Regimentern Miliz, bei denen alle obern Stellen, um die Besoldungen zu ersparen, an wohlhabende Kaufleute gegeben

werden. Ob aber gleich die Indianer sehr lenksam sind, so herrscht dennoch bei allen diesen Corps eine sehr schlechte Disciplin. Die Cavallerie war ehemals in der allergrößten Unordnung, allein heut zu Tage ist sie in manchen Stücken wesentlich verbessert worden. Das nämliche ist auch der Fall mit der Artillerie und dem Genie-Corps. Ferner existirt auch noch zu Manila eine sogenannte leichte Marine, die aus 80 Kanonierschaluppen besteht, und die sich durch die Beschützung der Philippinischen Inseln gegen die Ueberfälle der Malayen im höchsten Grade nützlich machen könnte; allein zum Unglück ist dieses Corps auf eine solche Art zusammengesetzt, daß es unmöglich verderblicher für die Colonie, und günstiger für die Seeräuber seyn könnte. Es werden nämlich alle obern Stellen in derselben, die nur Männer von der erprobtesten Tapferkeit erhalten sollten, bloß allein an Mestizen vergeben, und diese sind durchaus nur darauf bedacht, sich theils durch den Sold der unter ihnen dienenden Matrosen zu bereichern, theils bei ihren Kreuzzügen diejenigen Waaren und Güter aufzusuchen, die sie zu Manila mit dem größten Gewinn abzusetzen hoffen können. Ich kann bestimmt versichern, daß diese Marine weit mehr schädlich als nützlich ist, und daß sie dem schrecklichen Feinde, der diese Länder verheert, nicht die allergeringste Furcht einflößt.

Zu dieser Kriegesmacht gehören endlich auch noch die verschiedenen Compagnien, welche die Alkaden zur Handhabung der Ordnung in ihren Provinzen haben, so wie die Truppen in den beiden Forts Sambuangon und Misamis, auf der Insel Mindanao. Allein alle diese Soldaten können wegen des bei ihnen eingerissenen Mangels an Ordnung und Disciplin, nicht die allergeringsten Dienste leisten, ob sie gleich, wie wir weiterhin sehen werden, dem Staate einen ungeheuren Aufwand verursachen.

[illegible] (dul Bey), [illegible]

[illegible] (dul Prin-[illegible]) [illegible] Europa [illegible] der [illegible] nicht in der [illegible] bei allen Spanischen Regimentern, die [illegible] Mißbräuche und [illegible] — Nach diesem Bataillon kommt das Bataillon der Königinn (de la Reina Maria Louisa), das bloß allein aus Indianern besteht, und so durchgängig schön ist, daß die Spanier schwerlich in Europa ein vorzüglicheres aufzuweisen haben. Es hat eine sehr einfache Uniform, die viele Aehnlichkeit mit der von den Oesterreichischen Truppen hat. Die sämmtlichen Offiziere dieselben und ein großer Theil von den Unteroffizieren sind Europäer. Diese drei Regimenter zusammen genommen sind also vier Bataillons oder 4000 Mann stark.

Ein gemeiner Soldat zu Manila kostet den König für Unterhalt und Kleidung monatlich 7 Piaster, ein Feldwebel 15, ein Lieutenant 25, ein Capitain 55, ein Major 60, ein Obristlieutenant [illegible], ein Obrist 120 und ein General 300 Piaster. [illegible] nun auch dieser Gehalt scheinen mag, so müssen sich doch die Soldaten, und [illegible] der Offiziere, wegen der [illegible]

ordentlichen Theurung äußerst schlecht zu Manila bestellen. Die Linien-Artillerie besteht aus zwei Corps, einem zu Fuß und einem zu Pferde. Das letztere wurde zu meiner Zeit erst errichtet, und das erstere, das aus 2000 Mann bestand, war ebenfalls noch nicht in Stande, Dienste zu leisten. Der Sold für die Soldaten und die Offiziere ist übrigens der nämliche wie bei den Linientruppen. An der Spitze dieses Artilleriecorps steht ein General, dem die Aufsicht über das dasige Zeughaus und über alle Arbeiten in demselben, sowohl was die Kanonengießerei als was die Ausbesserung der Gewehre betrifft, übertragen ist. Es befinden sich übrigens in diesem Zeughause über 40000 Flinten, allein sie sind meistens alt, und einer Reparatur unterworfen. Die Linien-Cavallerie besteht aus zwei Schwadronen Husaren, die zusammen 300 Mann stark sind. Der Sold derselben ist ein wenig stärker als bei der Infanterie, allein es fehlt gänzlich an geschickten Offizieren, die mit dem Dienste dieser Art Truppen vertraut sind. Die leichte Artillerie besteht in vier Compagnieen, jede von 50 Mann, also zusammen in 200 Mann. Außerdem hat endlich auch noch der Gouverneur zu seiner persönlichen Bewachung ein Corps von Hellebardieren, das aus 17 Mann besteht, die lauter alte gediente Soldaten sind, und von einem besondern Capitain, den der Gouverneur selbst ernennt, commandirt werden. Nach allen diesen einzelnen Angaben beläuft sich nun die Anzahl der sämmtlichen Linientruppen auf den Philippinischen Inseln auf 5517 Mann.

Von der Miliz existiren eigentlich zu Manila eben so viele Bataillons, als es Provinzen auf der Insel giebt, und man könnte in jeder derselben in kurzer Zeit noch eine größere Anzahl auf die Beine bringen. Zu Manila wird zwar durch ein stehendes Milizcorps wirklich der Dienst verrichtet, allein es herrscht in demselben eine äußerst schlechte Disciplin, weil nur wenige En-

[illegible] Offiziere dabei angestellt sind; aus eben diesem Grunde machen sich auch die meisten Indianischen Offiziere in denselben kein Gewissen daraus, den Sold des Soldaten in ihre Tasche zu stecken. In allen diesen Milizcorps werden zwar die sämmtlichen Stellen im Generalstaabe, so wie auch die der Compagnie-Inhaber mit weißen Einwohnern besetzt; da aber diese nothwendiger Weise ihren Geschäften nachgehen müssen, und nur wenige Zeit auf das Militair verwenden können, so wird es den Indianischen Offizieren sehr leicht, diese und noch eine Menge anderer Unterschleife zu begehen. Der Sold bei diesen Miliz-Regimentern ist zwar der nämliche wie bei den Linientruppen, allein dessen ungeachtet verursachen diese Regimenter einen weit geringern Aufwand, weil, wie gesagt, der ganze Generalstaab und ein großer Theil der Offiziere gar nicht bezahlt wird. Die gesammte Anzahl aller gegenwärtig vorhandenen Miliz-Bataillons beläuft sich auf 8600 Mann. Hierzu kommt aber auch noch ein besonderes Husarencorps, das die Provinz Bulacan unterhält, und das aus zwölf Compagnieen, jede zu 50 Mann, folglich im Ganzen aus 600 Mann besteht. Jeder Alcade hat eine Compagnie von 100 Mann unter seinen Befehlen, ausgenommen der Gouverneur von Samboangon, der 500 Mann, und der Alcade zu Misamis, der 300 Mann unter sich hat. Dieß macht zusammen genommen 3000 Mann aus; wenn man nun hierzu die 8600 Mann starke Miliz-Infanterie, und die 600 Mann Cavallerie rechnet, so machen die sämmtlichen Milizen 12200 Mann aus, und nimmt man hierzu die Linientruppen mit 5517 Mann, so ist die ganze Kriegesmacht der Spanier zu Manila 17717 Mann stark. Die leichte Marine ist, wie oben gesagt worden, in dem allerelendesten Zustande, allein ob sie gleich den Philippinischen Inseln nicht den allergeringsten Nutzen stiftet, so verursacht sie der

Regierung dennoch einen monatlichen Aufwand von 20000 Piastern.

Die sämmtlichen Kosten für das Militair, sowohl für die Linientruppen als die Miliz, belaufen sich nach den einzureichenden Etats monatlich auf 120000 Piaster. Außerdem erhalten aber auch diese Truppen noch ungefähr 140000 Pfund Reis, die ihnen aus dem Königlichen Magazin zu Manila geliefert werden.

Woher nun diese mächtige Ausgabe, so wie überhaupt die sämmtlichen Kosten der Administration genommen werden, wollen wir nunmehr kürzlich untersuchen. Ich muß jedoch sogleich im voraus bemerken, daß, so beträchtliche Abgaben die Bewohner der Philippinischen Inseln auch zu bezahlen haben, dennoch die Einnahme bei weitem nicht hinreichend ist, um die Ausgabe zu decken, und daß die Regierung sich genöthiget sieht, noch jährlich 500000 Piaster zuzuschießen, die ihr aus Mexico überschickt werden. Warum behält man nun aber ein Land, wenn es nicht allein nichts einträgt, sondern noch obendrein Kosten verursacht? Was kann aber dieses auf den Philippinischen Inseln bei dem überschwenglich reichen Ertrag des Erdbodens der Fall seyn? Diese Fragen kann man auch sogar alsdann, wenn man sich, wie ich, mehrere Jahre in dem Lande selbst aufgehalten, und die ganze Lage der Dinge auf das genaueste kennen gelernt hat, durchaus nicht beantworten.

Der Ordnung wegen will ich nun hier vorerst von den direkten Abgaben sprechen, welche die Indianer bezahlen, und alsdann auch von den indirekten Auflagen, die auf ihnen, den Chinesern und dem gesammten Handel liegen.

Die vorzüglichste unter diesen direkten Abgaben der Indianer ist der Tribut, den sie an die Regierung bezahlen müssen. Er beträgt etwas über einen Piaster auf jede Familie, und die Alcaden haben für die Erhe-

[illegible] in ihren Provinzen zu sorgen, wofür sie aber von der gesammten Einnahme 3 Prozent für sich selbst zurück behalten dürfen. Diese Einnahme giebt jedoch keinesweges einen sichern Maaßstab, um die Volksmenge in jeder einzelnen Provinz nach demselben zu berechnen, denn eine Menge von Indianer flüchten jährlich, um diese Abgabe nicht zu entrichten, in die Gebirge. So gering nämlich auch die Summe von einem Piaster für diejenigen Indianer ist, die in der Nähe von Manila wohnen, und alle ihre Produkte mit großem Gewinn in diese Stadt verkaufen können, so ist sie doch äußerst beträchtlich für diejenigen unter ihnen, die in dem Innern des Landes wohnen, die folglich durchaus keinen Absatz für ihre Produkte haben, und die daher auch nur gerade so viel bauen, als sie zum Unterhalt für sich und ihre Familien schlechterdings nöthig haben. Diesen Menschen fällt nun der Tribut allerdings außerordentlich schwer, und sie suchen sich deshalb der Entrichtung desselben sehr häufig durch die Flucht zu entziehen.

Der gesammte von den Alcaden erhobene Tribut beträgt jährlich eine Summe von 573000 Piastern.

Außerdem muß aber auch noch der Indianer etwas gewisses für die Geistlichkeit bezahlen, so wie die Gebühren für Hochzeiten, Kindtaufen und Leichenbegängnisse; dieß alles zusammen genommen beträgt zum wenigsten den dritten Theil von dem eben genannten Tribut. Von den Unterschleifen, die bei der Erhebung des letztern statt haben, und die oben umständlicher angeführt worden sind, will ich hier nicht einmal reden; sie betragen aber zum wenigsten ein Drittel mehr, als was von Rechts wegen erhoben werden sollte.

Die zweite direkte Auflage ist die auf die Arecanüsse und die Betelblätter, die den Indianern zum täglichen, ganz unentbehrlichen Bedürfniß geworden sind. Um die Abgabe davon genau entrichten zu können, wer-

den die Nüsse durch besonders dazu angestellte Aufseher auf den Bäumen gezählt, und der Besitzer des Baumes muß 2 Prozent von ihrem Werthe bezahlen. Diese Auflage trägt jährlich eine Summe von 40000 Piastern ein.

Die dritte Auflage liegt auf den Taback in Blättern, aus welchen Cigarren gemacht werden. Die Indianer sind in einem solchen Grade an das Taback rauchen gewöhnt, daß sie die Cigarre nur in dem Fall aus dem Munde thun, wenn sie Betel kauen wollen. Die Erhebung der Auflage auf den Taback ist einer besondern Administration übertragen, welche durch ihre Unteraufseher die Pflanzen überall, wo zu ihrem Anbau nicht eine besondere Erlaubniß eingeholt worden ist, ausreißen lassen. Die Auflage trägt übrigens der Regierung jährlich eine Summe von 600000 Piastern ein. Sie ist aber um so viel lästiger für die Unterthanen, weil der vortrefflichste Taback fast überall in dem ganzen Lande wild wächst, und weil die dabei angestellten Unterbeamten, die aus der niedrigsten Classe der Indianer genommen werden, sich dabei auf die unmenschlichste Art gegen ihre Landsleute betragen, und Abscheulichkeiten begehen, die gar nicht beschrieben werden können.

Die indirekten Auflagen betreffen drei verschiedene Gegenstände, nämlich die Hahnenkämpfe, die gegohrnen Getränke, und alle aus dem Auslande eingeführten Waaren.

Die Wuth der Indianer für die Hahnenkämpfe haben die Spanier auf das vortrefflichste zu benutzen gewußt. Das Thier mag selbst kämpfen oder nur bei dem Kampfe anderer gegenwärtig seyn, so muß eine Abgabe davon entrichtet werden. Es sind deshalb überall eigene Schaubühnen für diese Kämpfe erbaut worden, auf denen allein die Indianer bei einer nahmhaften Strafe den Muth ihrer Hähne sehen lassen dürfen. Der Eingang in dieselben kostet nichts für die Person,

aber für jeden Hahn, wenn er nicht kämpft, muß ein Real bezahlt werden, drei Realen aber, wenn er zum Kampfe angetrieben wird. Man kann sich keinen Begriff davon machen, mit welcher gespannten Erwartung die Indianer diese Schaubühnen betreten, und welche allgemeine Stille während des Kampfes in denselben herrscht. Auf die Leidenschaft der Indianer für diese Schauspiele ist aber auch die ganze Auflage gegründet, und sie trägt wirklich ungefähr 60000 Piaster jährlich ein. — Die zweite indirekte Auflage wird von allen Arten von gegohrnen Getränken bezahlt, wovon die Indianer fast täglich eine beträchtliche Portion zu sich nehmen. Die besondere Administration dieser Auflage läßt selbst alle Arten von Branntweine verfertigen, und der Betrag der Auflage beläuft sich jährlich, nach Abzug aller Unkosten, auf 200000 Piaster. — Die dritte Auflage endlich liegt auf der Einfuhr fremder Waaren aus allen Theilen der Welt. Die Abgabe von denselben beträgt 8½ Prozent; sie wird aber nicht nach den in den Facturen enthaltenen Preisen bezahlt, wie es in allen übrigen Ländern der Fall ist, sondern nach einer von den Zolladministratoren gemachten Taxe. Die ausgeführten Waaren hingegen bezahlen nichts, ausgenommen das baare Geld, von welchem 3 Prozent, und der Goldstaub oder die Goldstangen, von denen 5 Prozent entrichtet werden müssen. Dieser Zoll trägt der Regierung jährlich wenigstens 200000 Piaster ein.

Die Chineser, die sich des Handels wegen auf diesen Inseln niederlassen, müssen jeder sechs Piaster jährlich bezahlen, und diese Abgabe trägt jährlich 42000 Piaster ein. Hieraus sollte man nun schließen, daß sich nicht mehr als 7000 Chineser auf den Philippinischen Inseln aufhalten, allein ihre Anzahl beläuft sich zum wenigsten auf 30000; es tritt jedoch dabei der Umstand ein, daß die Alcaden, welche die Abgaben von ihnen erheben, ihre Anzahl so gering als möglich anzugeben

geben suchen, um einen Theil von dem Gelde in ihre Beutel zu stecken.

Das Stempelpapier endlich trägt ebenfalls 19000 Piaster ein. Rechnet man nun hierzu noch die 500000 Piaster, welche jährlich aus Mexiko dahin geschickt werden, so machen alle oben angeführten Summen von dem Betrag der direkten und indirekten Auflagen eine Generalsumme von 2,173900 Piastern für die jährliche Staatseinnahme aus. Noch eine andere Abgabe kann ich endlich nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, ob sie gleich nicht von der Regierung erhoben wird, sondern bloß allein in die Casse des Pabstes fließt: diese besteht nämlich in dem Verkauf der Bullen, deren es so viele giebt, als Sünden gedacht werden können, die durch sie erlassen werden sollen. Die Mönche, welche gewisse Prozente davon haben, munteren die Indianer so viel sie können zum Ankauf derselben auf; sie werden von Rom aus küstenweise an einen zu Manila wohnenden, und von dem Pabste besonders dazu ernannten Spanier geschickt, der den Titel eines Thesorero de las bullas führt, und dem heil. Stuhle unmittelbar Rechnung davon ablegt.

Was nun den Handel der Philippinischen Inseln betrifft, so muß ich zuerst von demjenigen reden, der unter ihnen selbst statt hat, und alsdann auch von dem, der nach den Hispanischen Inseln, nach Europa, der Küste Coromandel, Bengalen und China getrieben wird. Den Beschluß soll hierauf die Beschreibung des Spanischen Handels mit der Gallione nach Acapulco machen. Jeder von diesen verschiedenen Handelszweigen hat so viel eigenthümliches, daß sie, um einen richtigen Ueberblick über das Ganze zu bekommen, alle einzeln angeführt zu werden verdienen.

Es ist ein allgemein gültiger Grundsatz, daß der Handel nicht blühen kann, wenn er nicht der vollkommensten Freiheit genießt, und daß er nach Maaßgabe

Achtzehntes Kapitel.

Kriegesmacht der Spanier zu Manila. — Abgaben. — Handel der Philippinischen Inseln. — Herrschende Krankheiten daselbst.

Die Regierung zu Manila wäre im Stande, eine ansehnliche Kriegesmacht auf den Beinen zu halten, denn die Indianer sind nicht nur durchgängig schöne Leute, sondern sie besitzen auch sehr vielen Muth und Tapferkeit, und sind nicht nur den Sipoys in Indien, sondern auch sogar den Malayen weit vorzuziehen, weil sie nicht wie die letztern, die häßliche Gewohnheit haben, sich im Opium zu berauschen. Auch lernen sie mit der größten Leichtigkeit alle militärischen Exercitien, sowohl zu Fuß als zu Pferde; ferner findet man wohl schwerlich in den Einwohnern irgend eines Landes größere Anlagen zum Seewesen, und mehr Leichtigkeit, das Manövre der Schiffe in allen seinen Theilen zu erlernen. Wenn daher diese Colonie in andern Händen wäre, als in denen der Spanier, so würde ohne allen Zweifel die Insel Luzon in kurzer Zeit die Herrschaft über das ganze Chinesische Meer erlangen, und zu Macao und Canton, so wie auf den sämmtlichen Küsten dieses unermeßlichen Reiches, würde kein Geschäft mehr abgeschlossen werden, ohne daß diejenige Nation, die sich im Besitz der Philippinischen Inseln befände, daran Antheil nehmen könnte.

Die Kriegesmacht zu Manila besteht heut zu Tage theils aus Linientruppen, von denen die Officiere alle aus Spanien geschickt werden, theils aus Regimentern Miliz, bei denen alle obern Stellen, um die Besoldungen zu ersparen, an wohlhabende Kaufleute gegeben

werden. Ob aber gleich die Indianer sehr kenksam sind, so herrscht dennoch bei allen diesen Corps eine sehr schlechte Disciplin. Die Cavallerie war ehemals in der allergrößten Unordnung, allein heut zu Tage ist sie in manchen Stücken wesentlich verbessert worden. Das nämliche ist auch der Fall mit der Artillerie und dem Genie-Corps. Ferner existirt auch noch zu Manila eine sogenannte leichte Marine, die aus 80 Kanonierschalouppen besteht, und die sich durch die Beschützung der Philippinischen Inseln gegen die Ueberfälle der Malayen im höchsten Grade nützlich machen könnte; allein zum Unglück ist dieses Corps auf eine solche Art zusammengesetzt, daß es unmöglich verderblicher für die Colonien, und günstiger für die Seeräuber seyn könnte. Es werden nämlich alle obern Stellen in derselben, die nur Männer von der erprobtesten Tapferkeit erhalten sollten, bloß allein an Mestizen vergeben, und diese sind durchaus nur darauf bedacht, sich theils durch den Sold der unter ihnen dienenden Matrosen zu bereichern, theils bei ihren Kreuzzügen diejenigen Waaren und Güter aufzufahren, die sie zu Manila mit dem größten Gewinn abzusetzen hoffen können. Ich kann bestimmt versichern, daß diese Marine weit mehr schädlich als möglich ist, und daß sie dem schrecklichen Feinde, der diese Länder verheert, nicht die allergeringste Furcht einflößt.

Zu dieser Kriegesmacht gehören endlich auch noch die verschiedenen Compagnien, welche die Alkaden zur Handhabung der Ordnung in ihren Provinzen haben, so wie die Truppen in den beiden Forts Sambuangon und Misamis, auf der Insel Mindanao. Allein alle diese Soldaten können wegen des bei ihnen eingerissenen Mangels an Ordnung und Disciplin, nicht die allergeringsten Dienste leisten, ob sie gleich, wie wir weiterhin sehen werden, dem Staate einen ungeheuren Aufwand verursachen.

Die besten Regimenter, und die unstreitig am meisten zur Sicherheit der Colonie beitragen, sind die Linienregimenter. Ehemals war nur ein einziges solches Regiment zu Manila, und bestand größtentheils aus Mexikanern. Dieses existirt auch noch heutiges Tages unter dem Namen des Regiments des Königs (del Rey), aber es wird bloß allein durch Indianer rekrutirt. Die Disciplin in demselben ist schlecht, allein in den letzten Jahren sind sehr viele Europäische Offiziere dazu gekommen, welche einigermaßen die Ordnung wieder hergestellt haben. Es besteht aus zwei Bataillons, wovon jedes 1000 Mann stark ist.

Das Linien-Bataillon des Fürsten (del Principe), hat alle seine Offiziere und Unteroffiziere aus Europa erhalten, und es würde daher in Rücksicht der Disciplin nichts dabei zu erinnern seyn, wenn nicht in der Verwaltung seiner Casse, wie überhaupt bei allen Spanischen Regimentern, die allerabscheulichsten Mißbräuche und Unterschleife statt hätten. — Nach diesem Bataillon kommt das Bataillon der Königinn (de la Reina Maria Louisa), das bloß allein aus Indianern besteht, und so durchgängig schön ist, daß die Spanier schwerlich in Europa ein vorzüglicheres aufzuweisen haben. Es hat eine sehr einfache Uniform, die viele Aehnlichkeit mit der von den Oesterreichischen Truppen hat. Die sämmtlichen Offiziere desselben und ein großer Theil von den Unteroffizieren sind Europäer. Diese drei Regimenter zusammen genommen sind also vier Bataillons oder 4000 Mann stark.

Ein gemeiner Soldat zu Manila kostet den König für Unterhalt und Kleidung monatlich 7 Piaster, ein Feldwebel 15, ein Lieutenant 25, ein Capitain 55, ein Major 60, ein Obristlieutenant 80, ein Obrist 120 und ein General 300 Piaster. So ansehnlich nun auch dieser Gehalt scheinen mag, so müssen sich doch die Soldaten, und besonders die Offiziere, wegen der außer-

ordentlichen Theurung äußerst schlecht zu Manila bestellt. Die Linien-Artillerie besteht aus zwei Corps, einem zu Fuß und einem zu Pferde. Das letztere wurde zu meiner Zeit erst errichtet, und das erstere, das aus 1000 Mann bestand, war ebenfalls noch nicht im Stande, Dienste zu leisten. Der Sold für die Soldaten und die Offiziere ist übrigens der nämliche wie bei den Linientruppen. An der Spitze dieses Artilleriecorps steht ein General, dem die Aufsicht über das dasige Zeughaus und über alle Arbeiten in demselben, sowohl was die Munitionsgiesserei als was die Ausbesserung der Gewehre betrifft, übertragen ist. Es befinden sich übrigens in diesem Zeughause über 40000 Flinten, allein sie sind meistens alt, und einer Reparatur unterworfen.

Die Linien-Cavallerie besteht aus zwei Schwadronen Husaren, die zusammen 300 Mann stark sind. Der Sold derselben ist ein wenig stärker als bei der Infanterie, allein es fehlt gänzlich an geschickten Offizieren, die mit dem Dienste dieser Art Truppen vertraut sind. Die leichte Artillerie besteht in vier Compagnieen, jede von 50 Mann, also zusammen in 200 Mann. Außerdem hat endlich auch noch der Gouverneur zu seiner persönlichen Bewachung ein Corps von Hellebardieren, das aus 17 Mann besteht, die lauter alte gediente Soldaten sind, und von einem besondern Capitain, den der Gouverneur selbst ernennt, commandirt werden. Nach allen diesen einzelnen Angaben beläuft sich nun die Anzahl der sämmtlichen Linientruppen auf den Philippinischen Inseln auf 5517 Mann.

Von der Miliz existiren eigentlich zu Manila eben so viele Bataillons, als es Provinzen auf der Insel giebt, und man könnte in jeder derselben in kurzer Zeit noch eine größere Anzahl auf die Beine bringen. Zu Manila wird zwar durch ein stehendes Milizcorps wirklich der Dienst verrichtet, allein es herrscht in demselben eine äußerst schlechte Disciplin, weil nur wenige En-

[illegible] Offiziere dabei angestellt sind; aus eben diesem Grunde machen sich auch die meisten Indianischen Offiziere in denselben kein Gewissen daraus, den Sold des Soldaten in ihre Tasche zu stecken. In allen diesen Milizcorps werden zwar die sämmtlichen Stellen im Generalstaabe, so wie auch die der Compagnie-Inhaber mit weißen Einwohnern besetzt; da aber diese nothwendiger Weise ihren Geschäften nachgehen müssen, und nur wenige Zeit auf das Militair verwenden können, so wird es den Indianischen Offizieren sehr leicht, diese und noch eine Menge anderer Unterschleife zu begehen. Der Sold bei diesen Miliz-Regimentern ist zwar der nämliche wie bei den Linientruppen, allein dessen ungeachtet verursachen diese Regimenter einen weit geringern Aufwand, weil, wie gesagt, der ganze Generalstaab und ein großer Theil der Offiziere gar nicht bezahlt wird. Die gesammte Anzahl aller gegenwärtig vorhandenen Miliz-Bataillons beläuft sich auf 8600 Mann. Hierzu kommt aber auch noch ein besonderes Husarencorps, das die Provinz Bulacan unterhält, und das aus zwölf Compagnieen, jede zu 50 Mann, folglich im Ganzen aus 600 Mann besteht. Jeder Alcade hat eine Compagnie von 100 Mann unter seinen Befehlen, ausgenommen der Gouverneur von Samboangon, der 500 Mann, und der Alcade zu Misamis, der 300 Mann unter sich hat. Dieß macht zusammen genommen 3000 Mann aus; wenn man nun hierzu die 8600 Mann starke Miliz-Infanterie, und die 600 Mann Cavallerie rechnet, so machen die sämmtlichen Milizen 12200 Mann aus, und nimmt man hierzu die Linientruppen mit 5517 Mann, so ist die ganze Kriegesmacht der Spanier zu Manila 17717 Mann stark. Die leichte Marine ist, wie oben gesagt worden, in dem allerelendesten Zustande, allein ob sie gleich den Philippinischen Inseln nicht den allergeringsten Nutzen stiftet, so verursacht sie der

Regierung dennoch einen monatlichen Aufwand von 20000 Piastern.

Die sämmtlichen Kosten für das Militair, sowohl für die Linientruppen als die Miliz, belaufen sich nach den eingereichten Etats monatlich auf 120000 Piaster. Ausserdem erhalten aber auch diese Truppen noch ungefähr 140000 Pfund Reis, die ihnen aus dem Königlichen Magazin zu Manila geliefert werden.

Woher nun diese wichtige Ausgabe, so wie überhaupt die sämmtlichen Kosten der Administration genommen werden, wollen wir nunmehr kürzlich untersuchen. Ich muß jedoch sogleich im voraus bemerken, daß, so beträchtliche Abgaben die Bewohner der Philippinischen Inseln auch zu bezahlen haben, dennoch die Einnahme bei weitem nicht hinreichend ist, um die Ausgabe zu bestreiten, und daß die Regierung sich genöthiget sieht, noch jährlich 300000 Piaster zuzuschießen, die ihr von Mexico überschickt werden. Warum behält man denn über ein Land, wenn es nicht allein nichts einträgt, sondern noch obendrein Kosten verursacht? Wie kann aber dieses auf den Philippinischen Inseln bei dem überschwenglich reichen Ertrag des Erdbodens der Fall seyn? Diese Fragen kann man auch sogar alsdann, wenn man sich, wie ich, mehrere Jahre in dem Lande selbst aufgehalten, und die ganze Lage der Dinge auf das genaueste kennen gelernt hat, durchaus nicht beantworten.

Der Ordnung wegen will ich nun hier vorerst von den direkten Abgaben sprechen, welche die Indianer bezahlen, und alsdann auch von den indirekten Auflagen, die auf ihnen, den Chinesern und dem gesammten Handel liegen.

Die vorzüglichste unter diesen direkten Abgaben der Indianer ist der Tribut, den sie an die Regierung bezahlen müssen. Er beträgt etwas über einen Piaster auf jede Familie, und die Alcaden haben für die Erhe-

[illegible] desselben in ihren Provinzen zu sorgen, wofür sie aber von der gesammten Einnahme 3 Prozent für sich selbst zurück behalten dürfen. Diese Einnahme giebt jedoch keinesweges einen sichern Maaßstab, um die Volksmenge in jeder einzelnen Provinz nach demselben zu berechnen, denn eine Menge von Indianer flüchten jährlich, um diese Abgabe nicht zu entrichten, in die Gebirge. So gering nämlich auch die Summe von einem Piaster für diejenigen Indianer ist, die in der Nähe von Manila wohnen, und alle ihre Produkte mit großem Gewinn in diese Stadt verkaufen können, so ist sie doch äußerst beträchtlich für diejenigen unter ihnen, die in dem Innern des Landes wohnen, die folglich durchaus keinen Absatz für ihre Produkte haben, und die daher auch nur gerade so viel bauen, als sie zum Unterhalt für sich und ihre Familien schlechterdings nöthig haben. Diesen Menschen fällt nun der Tribut allerdings außerordentlich schwer, und sie suchen sich deshalb der Entrichtung desselben sehr häufig durch die Flucht zu entziehen.

Der gesammte von den Alcaden erhobene Tribut beträgt jährlich eine Summe von 573000 Piastern.

Außerdem muß aber auch noch der Indianer etwas gewisses für die Geistlichkeit bezahlen, so wie die Gebühren für Hochzeiten, Kindtaufen und Leichenbegängnisse; dieß alles zusammen genommen beträgt zum wenigsten den dritten Theil von dem eben genannten Tribut. Von den Unterschleifen, die bei der Erhebung des letztern statt haben, und die oben umständlicher angeführt worden sind, will ich hier nicht einmal reden; sie betragen aber zum wenigsten ein Drittel mehr, als was von Rechts wegen erhoben werden sollte.

Die zweite direkte Auflage ist die auf die Arecanüsse und die Betelblätter, die den Indianern zum täglichen, ganz unentbehrlichen Bedürfniß geworden sind. Um die Abgabe davon genau entrichten zu können, wer-

den die Näſſe durch beſonders dazu angeſtellte Aufſeher auf den Bäumen gezählt, und der Beſitzer des Baumes muß 2 Prozent von ihrem Werthe bezahlen. Dieſe Auflage trägt jährlich eine Summe von 40000 Piaſtern ein.

Die dritte Auflage liegt auf den Taback in Blättern, aus welchen Cigarren gemacht werden. Die Indianer ſind in einem ſolchen Grade an das Tabackrauchen gewöhnt, daß ſie die Cigarre nur in dem Fall aus dem Munde thun, wenn ſie Betel kauen wollen. Die Erhebung der Auflage auf den Taback iſt einer beſondern Adminiſtration übertragen, welche durch ihre Unteraufſeher die Pflanzen überall, wo zu ihrem Anbau nicht eine beſondere Erlaubniß eingeholt worden iſt, ausreißen laſſen. Die Auflage trägt übrigens der Regierung jährlich eine Summe von 600000 Piaſtern ein. Sie iſt aber um ſo viel läſtiger für die Unterthanen, weil der vortrefflichſte Taback faſt überall in dem ganzen Lande wild wächſt, und weil die dabei angeſtellten Unterbeamten, die aus der niedrigſten Claſſe der Indianer genommen werden, ſich dabei auf die unmenſchlichſte Art gegen ihre Landsleute betragen, und Abſcheulichkeiten begehen, die gar nicht beſchrieben werden können.

Die indirekten Auflagen betreffen drei verſchiedene Gegenſtände, nämlich die Hahnenkämpfe, die gegohrnen Getränke, und alle aus dem Auslande eingeführten Waaren.

Die Wuth der Indianer für die Hahnenkämpfe haben die Spanier auf das vortrefflichſte zu benutzen gewußt. Das Thier mag ſelbſt kämpfen oder nur bei dem Kampfe anderer gegenwärtig ſeyn, ſo muß eine Abgabe davon entrichtet werden. Es ſind deshalb überall eigene Schaubühnen für dieſe Kämpfe erbaut worden, auf denen allein die Indianer bei einer nahmhaften Strafe den Muth ihrer Hähne ſehen laſſen dürfen. Der Eingang in dieſelben koſtet nichts für die Perſon,

aber für jeden Hahn, wenn er nicht kämpft, muß ein Real bezahlt werden, drei Realen aber, wenn er zum Kampfe angetrieben wird. Man kann sich keinen Begriff davon machen, mit welcher gespannten Erwartung die Indianer diese Schaubühnen betreten, und welche allgemeine Stille während des Kampfes in denselben herrscht. Auf die Leidenschaft der Indianer für diese Schauspiele ist aber auch die ganze Auflage gegründet, und sie trägt wirklich ungefähr 60000 Piaster jährlich ein. — Die zweite indirekte Auflage wird von allen Arten von gegohrnen Getränken bezahlt, wovon die Indianer fast täglich eine beträchtliche Portion zu sich nehmen. Die besondere Administration dieser Auflage läßt selbst alle Arten von Branntweine verfertigen, und der Betrag der Auflage beläuft sich jährlich, nach Abzug aller Unkosten, auf 200000 Piaster. — Die dritte Auflage endlich liegt auf der Einfuhr fremder Waaren aus allen Theilen der Welt. Die Abgabe von denselben beträgt 8½ Prozent; sie wird aber nicht nach den in den Facturen enthaltenen Preisen bezahlt, wie es in allen übrigen Ländern der Fall ist, sondern nach einer von den Zolladministratoren gemachten Taxe. Die ausgeführten Waaren hingegen bezahlen nichts, ausgenommen das baare Geld, von welchem 3 Prozent, und der Goldstaub oder die Goldstangen, von denen 5 Prozent entrichtet werden müssen. Dieser Zoll trägt der Regierung jährlich wenigstens 200000 Piaster ein.

Die Chineser, die sich des Handels wegen auf diesen Inseln niederlassen, müssen jeder sechs Piaster jährlich bezahlen, und diese Abgabe trägt jährlich 42000 Piaster ein. Hieraus sollte man nun schließen, daß sich nicht mehr als 7000 Chineser auf den Philippinischen Inseln aufhalten, allein ihre Anzahl beläuft sich zum wenigsten auf 30000; es tritt jedoch dabei der Umstand ein, daß die Alcaden, welche die Abgaben von ihnen erheben, ihre Anzahl so gering als möglich anzugeben

geben ſuchen, um einen Theil von dem Gelde in ihre Beutel zu ſtecken.

Das Stempelpapier endlich trägt ebenfalls 19000 Piaſter ein. Rechnet man nun hierzu noch die 500000 Piaſter, welche jährlich aus Mexiko dahin geſchickt werden, ſo, machen alle oben angeführten Summen von dem Betrag der direkten und indirekten Auflagen eine Generalſumme von 2,173900 Piaſtern für die jährliche Staatseinnahme aus. Noch eine andere Abgabe kann ich endlich nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen, ob ſie gleich nicht von der Regierung erhoben wird, ſondern bloß allein in die Caſſe des Pabſtes fließt; dieſe beſteht nämlich in dem Verkauf der Bullen, deren es ſo viele giebt, als Sünden gedacht werden können, die durch ſie erlaſſen werden ſollen. Die Mönche, welche gewiſſe Prozente davon haben, muntern die Indianer ſo viel ſie können zum Ankauf derſelben auf; ſie werden von Rom aus küſtenweiſe an einem zu Manila wohnenden, und von dem Pabſte beſonders dazu ernannten Spanier geſchickt, der den Titel eines Thesorero de las bullas führt, und dem heil. Stuhle unmittelbar Rechnung davon ablegt.

Was nun den Handel der Philippiniſchen Inſeln betrifft, ſo muß ich zuerſt von demjenigen reden, der unter ihnen ſelbſt ſtatt hat, und alsdann auch von dem, der nach den Biſſayiſchen Inſeln, nach Europa, der Küſte Coromandel, Bengalen und China getrieben wird. Den Beſchluß ſoll hierauf die Beſchreibung des Spaniſchen Handels mit der Gallione nach Acapulco machen. Jeder von dieſen verſchiedenen Handelszweigen hat ſo viel eigenthümliches, daß ſie, um einen richtigen Ueberblick über das Ganze zu bekommen, alle einzeln angeführt zu werden verdienen.

Es iſt ein allgemein gültiger Grundſatz, daß der Handel nicht blühen kann, wenn er nicht der vollkommenſten Freiheit genießt, und daß er nach Maaßgabe

der Fesseln, die ihm von der Regierung angelegt werden, mehr oder weniger abnehmen muß. Hiernach kann man nun schon im voraus den Handel der Philippinischen Inseln unter einander selbst beurtheilen, denn die Einwohner dürfen sich ganz und gar nicht damit abgeben, sondern er ist einzig und allein in den Händen der Alcaden, welche in den Provinzen die Regierung führen. Sobald ein solcher Alcade seine Stelle antritt, so kauft er einige Fahrzeuge, um mit denselben die Produkte seiner Provinz nach Manila zu schicken, und dafür dort alle diejenigen Artikel, die der letztern fehlen, einkaufen zu lassen. Dieß geschieht aber bloß allein mit dem Gelde der frommen Stiftungen, denn ein Spanier, der auf den Philippinischen Inseln ankommt, hat gewöhnlich ganz und gar kein Vermögen, und lebt bloß der frohen Hoffnung, sich hier welches zu erwerben; um nun diesen Zweck zu erreichen, sucht er sobald als möglich eine Alcadenstelle zu erhalten. Dieß muß aber um so mehr zum Nachtheil der Colonie gereichen, weil diese Menschen gewöhnlich nicht das allergeringste von Rechtssachen verstehen, und folglich alle ihre Urtheilsprüche bloß allein in der Willkühr beruhen. An diesem Alcade müssen nun auch die Indianer alle ihre Produkte verkaufen, und zwar zu einem von ihm selbst bestimmten Preise, denn außerdem können sie dieselben ganz und gar nicht los werden, weil es sich keiner von ihnen darf einfallen lassen, sie unmittelbar nach Manila zu schicken. Eben so liefert ihnen auch der Alcade alle ihnen fehlenden Produkte zu einem Preise, wie es ihm gut dünkt, was ihm besonders bei denjenigen Produkten, die der Indianer durchaus nicht entbehren kann, z. B. Reiß, wenn er einmal in einer Provinz nicht gerathen ist, den Zeugen von Camarines, den Tapis von Yloeos u. dergl., einen außerordentlichen Gewinn abwirft. Ein solcher Alcade kann daher in den drei Jahren, die seine Stelle dauert, ein steinreicher Mann wer-

den, wenn er nämlich nicht von seinen Geschäftsführer zu Manila betrogen wird. Es geschieht jedoch sehr häufig, daß der Geiz der Alcaden durch die Betrügereien ihrer Commissionärs bestraft wird, indem die letztern die Produkte, die ihnen die Alcaden zuschicken, zu einem hohen Preise anrechnen, und dagegen die von ihnen erhaltenen durch einen Scheinverkauf unter ihrem Werthe anschlagen.

Der Handel dieser Inseln mit Europa wird von der königl. Compagnie der Philippinen getrieben, welche alle Waaren, die daselbst Abgang finden, als z. B. Färber, Olivenöl, Wein, Branntwein und dergl., auf ihren eigenen Schiffen dahin schickt. Die meisten dieser Schiffe kommen jedoch daselbst bloß mit Ballast an, weil sie ihre Ladungen schon größtentheils unterweges auf der Insel Frankreich, zu Batavia und auf der Küste Coromandel verkauft haben. Dagegen nehmen sie hier eine große Menge von Waaren ein, und diese bestehen hauptsächlich in Zucker, Indigo, Campescheholz und Pfeffer. Der Zucker von den Philippinischen Inseln wird in Europa für den allerbesten gehalten, und sogar dem von Batavia noch weit vorgezogen. Während meiner Anwesenheit daselbst wurde das Pickle davon, ein Gewicht von 132 Pfund, für 7 Piaster oder ungefähr 20 Thaler verkauft, und der Indigo um 110 Piaster für den Centner. Solcher Compagnie-Schiffe, die diese Waaren laden, kommen jährlich ungefähr vier oder fünf daselbst an.

Der Handel mit der Küste Coromandel ist für die Philippinischen Inseln von der äußersten Nothwendigkeit, denn es werden von daher nur Fabrikwaaren gehalt, und zwar solche, welche die Indianer schlechterdings nicht entbehren können. Die vorzüglichsten darunter sind die sogenannten Cambayen, eine Art von Zeugen, die zu den Röcken der Frauenspersonen gebraucht werden, und die sowohl dem Gewebe als der

Feinheit nach die vollkommenste Aehnlichkeit mit den Schnupftüchern von Madras haben, welche durch die Lebhaftigkeit ihrer Farben, die niemals, auch wenn sie noch so oft gewaschen werden, im geringsten ausgehen, in ganz Europa so sehr berühmt sind. Auch solche Schnupftücher selbst werden in großer Menge dahin gebracht; sie mögen aber auch noch so fein seyn, so lassen sie die Indianer immer vorher noch sticken, ehe sie dieselben tragen. Der ganze Betrag dieser Waaren, die jährlich von der Küste Coromandel nach Manila kommen, beläuft sich, ein Jahr ins andere gerechnet, auf 150000 Sternpagoden. Sobald ein solches Schiff daselbst ankommt, so läßt der Supercargo desselben, der den Verkauf der Waaren zu besorgen hat, die letztern vor allen Dingen in ein von ihm gemiethetes Magazin bringen, wo er alsdann von früh bis auf den Abend von Spaniern und Mestizen, die kaufen wollen, belagert wird. Von den letztern kommen größtentheils die Weiber, die den Handel nicht nur besser verstehen als ihre Männer, sondern auch als die Spanier, und die besonders ihre eingegangenen Verbindlichkeiten auf das pünktlichste erfüllen. Wenn ein Handel auf Credit abgeschlossen wird, so ist dabei niemals die Rede von Ausstellung eines Scheines, und sollte auch gleich die Bezahlung erst in zwei Jahren erfolgen; allein der Mestize hält gewöhnlich sein Wort auf das pünktlichste, was hingegen bei den Spaniern keinesweges der Fall ist. Ich habe den Fall erlebt, daß man Mestizinnen für mehr als 100000 Piaster Waaren auf Credit, und ohne den geringsten Schein anvertraut hat, und daß sie die Bezahlung dafür auf den bestimmten Moment richtig geleistet haben. Dieses guten Rufes haben sich hingegen die Chineser unter allen Einwohnern am allerwenigsten zu erfreuen; man darf es durchaus nicht wagen, ihnen irgend etwas auf Credit zu verkaufen, wenn sie nicht

einen Mestizen zum Bürgen stellen, denn sie sind die abgefeimtesten Betrüger im ganzen Lande.

Der Handel von Manila nach Bengalen besteht hauptsächlich in Zeugen von mancherlei Art, und in Cambayen, die zu Calcutta verfertigt werden, aber denen von Madras weit nachstehen, weil sie nicht die nämlichen lebhaften Farben haben. Die meisten andern Zeuge, die von daher kommen, gehen mit der Gallione nach Acapulco; geschieht es aber einmal, daß dieses Schiff nicht abgeht, was in neuern Zeiten häufig der Fall ist, so fallen sogleich diese Waaren beträchtlich im Preise. Uebrigens kommen von denselben im Durchschnitt gerechnet jährlich für 350000 Piaster zu Manila an. Die Rückfracht nach Bengalen besteht bloß allein in Farbehölzern.

Der Handel dieser Inseln mit China hat schon von undenklichen Zeiten her statt, denn die Spanier fanden ihn schon zur Zeit der Eroberung allgemein daselbst im Gange, und ihr Interesse erforderte es, ihn fortzusetzen, ob sie gleich in dem Fanatismus, der sie beseelte, die Chineser für Ungläubige hielten, mit denen man keine Gemeinschaft haben sollte. Aus diesen Verhältnissen mit dem Kaiser in China hätten die größten Vortheile gezogen werden können, allein die Spanier haben niemals auch nur das allergeringste zum Flor dieser Colonie beigetragen. Hätten sie ihr wahres Interesse verstanden, so würde es ihnen, da diese Inseln mitten in dem Chinesischen Meere liegen, leicht geworden seyn, Canton den Handel mit Thee und Nanquin zu entreißen, und entweder Manila oder irgend einen Hafen in der Provinz Ylocos zum Stapelort für diese Waaren zu erheben. Hierdurch würden aber die Europäer aller der Erniedrigungen, die sie jetzt unaufhörlich erfahren müssen, auf immer überhoben worden seyn. — Der Handel mit China wird bloß allein durch Chineser getrieben, und zwar auf Fahrzeugen, die den Namen

Sommen oder Champans führen, und ungeheuere unförmliche Maschinen sind. Sie haben oft einen Gehalt von 1500 Tonnen, und sind dabei noch überdieß mit Menschen angefüllt. Ich habe selbst in einem derselben zwischen 700 und 800 Menschen gesehen, wovon jeder seine besondern Ballen mit Waaren bei sich hatte, denn kein Chineser würde jemals sein Interesse irgend einem andern Menschen anvertrauen. Sie besitzen zwar die ältesten Gesetze auf dem Erdboden, allein dieß berechtigt uns um so mehr zu der Behauptung, daß sie die ältesten Spitzbuben sind, weil auch nicht die allergeringste Spur von Treu und Glauben bei ihnen zu finden ist. Sie pflegen deshalb auch selbst zu sagen, daß wir Europäer im Handel ein Auge, sie hingegen deren zwei hätten. — Von solchen ungeheuren Fahrzeugen kommen nun jährlich ungefähr zwölf zu Manila an, und sind insgesammt mit Früchten, Orangen, Birnen, Eingemachtem, Seidenzeugen, Porzellain, Nanquin, roher Seide, Thee und dergl. befrachtet, und ihre Ladung zusammen genommen beläuft sich auf den Werth von 700000 Piaster. Ihre Rückfracht besteht in Balate, Vogelnestern, Tapa, Perlmutter, Ebenholz und einer ungeheuren Menge von andern Produkten der Bissayischen Inseln.

Der Handel endlich, den vor uralten Zeiten die Philippinischen Inseln nach Japan trieben, hat heut zu Tage gänzlich aufgehört, und dieß ist bloß allein die Schuld der Spanier, in deren Händen alles Große und Nützliche zu Grunde geht. Die Japaner besuchten auch noch nach der Eroberung die Häfen auf der Insel Lüzon, und der Handel fuhr noch eine Zeitlang zu blühen fort; allein auf einmal regte sich in den Spaniern ihre berüchtigte Bekehrungswuth, und folglich war auch aller Verkehr mit Japan auf immer abgebrochen.

Merkwürdig ist endlich auch noch der Handel, der von Manila nach Acapulco in dem Königreiche Mexiko

vermittelst der Gallione getrieben wird. Um den Flor der neuen Colonie zu befördern, hat sie bald nach ihrer Errichtung von dem Könige die Erlaubniß erhalten, jährlich ein Schiff von 1200 Tonnen, das den Namen der Gallione führt, mit Waaren von der Küste Coromandel, Bengalen und China, nach Acapulco zu schicken, und der Gouverneur von Manila muß jährlich ein Schiff von diesem Gehalte auf Kosten der Regierung ausrüsten, und es den dasigen Kaufleuten, sobald sie es verlangen, in völlig segelfertigem Stande zu ihrem Gebrauche überlassen. Die Ausrüstung dieses Schiffes verursacht der Regierung beträchtliche Kosten, denn auf die Gallione, die zu meiner Zeit abging, mußten bloß allein für Reparaturen über 70000 Piaster verwendet werden. Weil es aber sehr häufig geschah, daß diese Schiffe durch die Unerfahrenheit ihrer Steuermänner zu Grunde gingen, so wandten sich die Kaufleute zu Manila deshalb an den Hof zu Madrid, und brachten die Beweise bei, daß von den zehn zuletzt abgegangenen Gallionen nicht mehr als vier an den Ort ihrer Bestimmung angekommen waren. Um nun diesem Uebel abzuhelfen, schickt seitdem der König immer zwei Offiziere von der königl. Marine nach Manila, wovon jeder zweimal die Gallione nach Acapulco führen muß, ehe er wieder nach Europa zurückkommen darf.

Die Gallione sollte eigentlich nur mit einer Ladung von 1000 Ballen befrachtet werden, die ungefähr einen Werth von 500000 Piaster haben könnten; allein es werden der Regierung lauter falsche Facturen vorgelegt, so daß man den Werth einer solchen Ladung bestimmt auf zwei Millionen Piaster annehmen kann. Die Ballen, womit die Gallione befrachtet wird, werden unter die Beamten der Regierung als ein Theil ihrer Besoldung ausgetheilt, so daß es Aemter giebt, die das Recht von drei, vier bis sechs Ballen haben, andere aber nur von einem drittel oder einem halben Ballen.

Wer nun dieses Ballenrecht hat, kann entweder so viele Waaren, als auf die Anzahl der ihm zugetheilten Ballen gehen, wirklich mitschicken, oder seine Ballen an Kaufleute verkaufen; in dem letztern Falle werden ihm gewöhnlich ungefähr 400 Piaster für den Ballen bezahlt. Wenn die Gallione abgeht, so wird eine Statue Madonna, die daher auch den Namen der heil. Jungfrau von der Gallione führt, unter dem feierlichsten Gepränge hineingetragen, und das Schiff noch außerdem von der Geistlichkeit eingeweiht: dieß ist nun eine von den allerfeierlichsten Ceremonieen, die zu Manila begangen werden. Während der ganzen Reise muß von dem auf dem Schiffe befindlichen Geistlichen täglich vor diesem Bilde der heil. Jungfrau eine Messe gelesen werden, und wenn das Schiff zu Acapulco angekommen ist, so muß das Bild mit den nämlichen Feierlichkeiten wieder ans Land gebracht werden. Die Abreise der Gallione hat gewöhnlich im Monat Junius statt, und die Hinreise dauert größtentheils 5 Monate, weil wegen der in der Südsee beständig herrschenden Ostwinde das Schiff bis zum 36° der Breite hinauffahren muß; die Rückreise hingegen, wobei die nämlichen Winde äußerst günstig sind, wird innerhalb vierzehn Tagen zurückgelegt.

Wenn die Kaufleute zu Mexiko erfahren, daß die Gallione zu Acapulco angekommen ist, so schicken sie Agenten dahin, um die mitgebrachten Waaren einzukaufen. Die benöthigten Lebensmittel muß die Gallione alle von Mexiko ziehen, obgleich diese Stadt über hundert Stunden von Acapulco entfernt ist, denn der letztere Ort ist ein kleiner, armseliger, äußerst ungesunder Seehafen, und wird dabei so oft und in einem solchen Grade von Erdbeben heimgesucht, daß sich in der Regenzeit, wo sie hauptsächlich statt haben, die Einwohner insgesammt in das Innere des Landes flüchten. Die Waaren müssen einstweilen in äußerst schlechten

Magazinen aufgehoben werden, bis man im Stande ist, sie auf Mauleseln nach Mexiko zu schicken. Die Rückfracht der Galione besteht in einer kleinen Quantität Cochenille, in dem geldseten baaren Gelde, in den 500000 Piastern, welche die Regierung zu Manila jährlich aus Mexiko bezieht, und in den Tüchern und andern Montirungsstücken für die Garnison. Gewöhnlich kommt aber auch ein schöner Vorrath von Mönchen mit derselben an, wovon jeder 300 Piaster für die Ueberfahrt bezahlen muß, so wie endlich auch die Offiziere und sonstigen Beamten, die aus Europa nach der Colonie geschickt werden, und für welche die Ueberfahrt von der Regierung bezahlt wird. Mit der Galione im Jahre 1804 kamen 75 Mönche, 45 Offiziere, 30 Kaufleute, 150 andere Reisende, und überdieß auch noch die Kuhpocken zu Manila an, womit der König seinen Colonieen ein Geschenk machte. Sie haben bis jetzt den besten Erfolg gehabt, und es ist sehr zu hoffen, daß sie die abscheulichen Menschenpocken, die in diesem heißen Clima eine noch weit fürchterlichere Krankheit sind, als bei uns, bald gänzlich ausgerottet werden.

Zum Schluß dieses Artikels muß ich nun auch noch einige Bemerkungen über die berühmte Compagnie der Philippinischen Inseln beifügen. Die Actien derselben sind schon seit einer Reihe von Jahren unter die Hälfte herabgesunken, und dieß muß auch natürlicher Weise der Fall seyn, da der König sogleich bei der ersten Erscheinung derselben den dritten Theil aller Actien für sich behalten hat, ohne den Betrag derselben auszuzahlen, und auch mit der Dividende so willkührlich umgeht, daß den Actionairs gar niemals Rechenschaft davon abgelegt wird. Die Dauer der Compagnie ist auf 22 Jahre bestimmt, und ihr Capital, welches zwölf Millionen Piaster beträgt, ist in 50000 Actien, jede zu 240 Piaster eingetheilt. Sie besitzt außerordentlich viele Vorrechte, und man sollte deshalb glauben, daß sie höchst

bedeutende Geschäfte machen müßte; allein es sind eine solche ungeheuere Menge von Beamten bei derselben angestellt, die Administration ist so über allen Ausdruck fehlerhaft, und es werden solche abscheuliche Unterschleife begangen, daß sie sich unmöglich in einem, auch nur einigermaßen blühenden Zustande befinden kann. Sie schickt jährlich zwei Schiffe aus Spanien, und eines von Lima nach den Philippinischen Inseln, die mit reichen Ladungen befrachtet sind. Alle diese Waaren gehen ohne Anstand ab, und die Schiffe werden zur Rückfracht mit Zucker, Caffee, Pfeffer, Indigo und dergl. beladen; allein dessen ungeachtet verfällt die Compagnie täglich mehr und mehr, und nur allein ihre Factoren, sowohl in Europa als zu Manila, sammeln in wenigen Jahren unermeßliche Reichthümer.

Die herrschenden Krankheiten auf den Philippinischen Inseln sind ungefähr die nämlichen, die man überall in allen heißen Ländern antrifft. Die gefährlichsten darunter, und an denen die meisten Menschen sterben, werden durch die plötzlichen Veränderungen des Windes verursacht, der nach einer vorhergegangenen außerordentlich starken Hitze auf einmal durchdringend kalt wird; es entsteht dadurch besonders die so schwer zu heilende Krankheit, die unter dem Namen des Tetanus oder der Mundsperre bekannt ist. Unter einer großen Menge von Indianern, die während meiner Anwesenheit davon befallen wurden, konnten nur einige wenige gerettet werden. Zum Theil hat jedoch diese große Sterblichkeit ihren Grund in der Unwissenheit der Aerzte, die so wenig im Stande sind, in einer so wichtigen Krankheit ein methodisches Verfahren zu beobachten, als die Kranken es selbst sind, ihren Vorschriften auf die gehörige Art Folge zu leisten. Die Krankheit erreicht daher auch bei ihnen in kurzer Zeit einen furchtbar hohen Grad, und die Kinnbacken sind dabei so krampfhaft verschlossen, daß man auf keine an-

dere Art dem Kranken die geringste Arzenei, oder irgend eine Art von Nahrungsmitteln einflößen kann, als wenn man vermittelst einer Schraube den Mund gewaltsam aufbricht, und durch einen hineingesteckten Keil ihn offen erhält. Merkwürdig ist es übrigens, daß auch Verwundungen, die sehr häufig gar nicht bedeutend sind, diese Mundsperre hervorbringen.

Nach dieser Krankheit halte ich die rothe Ruhr für diejenige, die am häufigsten vorkommt und am gefährlichsten ist. Es werden von derselben besonders Europäer befallen, die im Essen und Trinken nicht die gehörige Ordnung beobachten; man kann bestimmt annehmen, daß zu Manila von drei Europäern einer von dieser Krankheit befallen wird, und daß von drei, welche dieselbe bekommen, zwei eine Beute des Todes werden. So gefährlich aber auch die Krankheit ist, so kann man doch noch ziemlich lange mit derselben herumgehen, und ich habe selbst mehrere Personen gekannt, die schon zwei und drei Jahre damit behaftet waren. Es ist übrigens sonderbar, daß man sich in dieser Krankheit immer auf dem Wege der Besserung zu befinden glaubt, und sich bis auf den Augenblick des Todes mit dieser Hoffnung tröstet.

Vor der Einführung der Schutzpocken richteten auch häufig die natürlichen Menschenpocken die furchtbarsten Verheerungen unter den Einwohnern an. Ferner haben auch an Hautkrankheiten die Indianer viel zu leiden, und unter diesen zeichnet sich der Aussatz, diese ganz unheilbare Krankheit, vorzüglich aus. Es ist zwar für die damit Behafteten ein Hospital zu Manila errichtet, allein dieses ist bei weitem nicht groß genug, um sie alle aufzunehmen. Zu meiner Zeit sind auch mehrere Spanier, die nicht die gehörige Vorsicht gegen die Ansteckung getroffen hatten, davon befallen worden, und ein jeder, der dieses Unglück hat, ist sogleich für verloren zu halten. Es ist unstreitig die al-

verflüchtigtlichste Krankheit, die existirt, und besonders in der letzten Epoche derselben haben die allerschmerzhaftesten und abscheulichsten Symptome statt. Man verwechselt sie sehr häufig mit der bekannten Elephantiasis, allein diese hat zwar in manchen Stücken Aehnlichkeit mit dem eigentlichen Aussatze, allein im Grunde ist sie doch nur ein Diminutivum von demselben.

Gegen alle diese und noch mehrere andere Krankheiten verordnen die Indianischen Aerzte nichts weiter, als einige aus sehr starken Kräutern zubereitete Arzeneien, und da sie diese in allen Krankheiten und in allen vorkommenden Fällen ohne den geringsten Unterschied anwenden, so gelingt es ihnen auch gewöhnlich, den stärksten Kranken in kurzer Zeit ums Leben zu bringen. Glücklicher sind sie bei zerbrochenen und zerquetschten Gliedern, die sie mit dem besten Erfolge zu heilen verstehen. Ein besonderes und keinesweges verwerfliches Mittel haben sie endlich noch bei Erkältungen; um nämlich das Blut, das seine Thätigkeit verloren hat, wieder in gehörigem Umlauf zu bringen, lassen sie die Haut des Patienten an allen Theilen des Körpers auf das heftigste reiben, und überhaupt alle einzelnen Glieder drücken und pressen, und gewissermaßen durchwalken.

Neunzehntes Kapitel.

Die Marianischen Inseln. — Die Insel Suluh oder Pulo. — Abreise von Manila. — Rückkehr in den Hafen zu Solomagué in der Provinz Ylocos. — Vigan, Wohnsitz des Alcaden. — Reise durch diese Provinz.

Vierhundert Stunden ostwärts von den Philippinen liegen die Marianischen Inseln, auf denen die Spanier ebenfalls eine Niederlassung haben. Diese Inselgruppe wurde im Jahr 1528 durch Alvaro de Saavedra zuerst entdeckt, und der Name der Ladronen oder Diebs-Inseln, den sie ebenfalls führen, wurde ihnen wegen des ausserordentlichen Hanges ihrer Einwohner zum Stehlen beigelegt. Die Beschreibung dieser Inseln, die uns von ältern Reisenden hinterlassen worden sind, passen durchaus nicht mehr auf die heutige Beschaffenheit derselben. Wenn man jene Beschreibungen lieset, so möchte man beinahe die Wirkungen aller Civilisation verwünschen, denn die darin so äußerst reizend geschilderten Lustwäldchen haben sich in Gebüsche von Dornen und Disteln verwandelt, und die fruchtbaren Thäler, worin zahlreiche Heerden von Rindvieh und Büffeln ruhig weideten, liegen heut zu Tage wüste, und sind durchaus nicht bewohnt. Dieß alles ist aber die traurige Folge von dem schlechten Benehmen der Spanier, die nur allein in der Absicht, Gold zu suchen, das doch jetzt den Grund von ihrer Armuth und ihrer politischen Schwäche ausmacht, die ganze neue Welt verwüstet und verheeret haben. Ihre Colonie auf diesen Inseln hat auch während der ganzen langen Zeit ihrer Existenz nicht im geringsten zugenommen, sondern die Anzahl

der daselbst wohnenden Indianer hat sich im Gegentheil beträchtlich vermindert. Wie könnte es aber auch anders seyn, da diese Unglücklichen unter einem solchen Drucke leben, daß sie äußerst häufig ihre Kinder selbst ums Leben bringen, damit sie nur nicht eben so elend wie ihre Eltern seyn sollen. Dieß ist eine Thatsache, die mir an Ort und Stelle selbst versichert worden ist, und es ist auch außer allem Zweifel, daß ungeachtet der neuen Colonisten, die aus Europa dahin kommen, dennoch die Bevölkerung der Marianischen Inseln von Jahr zu Jahr immer mehr abnimmt.

Der Gouverneur dieser Inseln wird von dem Spanischen Hofe dahin geschickt, und zwar immer auf sechs Jahre, stirbt er aber in der Zwischenzeit, so hat der General-Gouverneur der Philippinischen Inseln das Recht, ihm auf die noch fehlende Zeit einen Nachfolger zu ernennen. Auch wird eine Anzahl Truppen daselbst gehalten, um die Indianer im Gehorsam zu erhalten, und gewöhnlich befinden sich drei Franciskanermönche daselbst, um sie in den Lehren der katholischen Religion zu unterrichten. Alle diese Inseln stehen mit dem ganzen übrigen Erdboden durchaus in keiner andern Verbindung, als bloß allein durch die Gallione von Acapulco, die jährlich auf ihrem Rückwege aus Mexiko daselbst anlandet. Sie bringt alsdann Lebensmittel für die Garnison, den Sold und die Kleidungsstücke für die Truppen, so wie überhaupt alles dahin, was die Colonie im Laufe des ganzen Jahres nur immer nöthig haben kann. Bis zur Ankunft dieser Gallione müssen die Soldaten alle ihre Bedürfnisse bloß allein von dem Gouverneur kaufen, und zwar zu solchen ungeheuren Preisen, daß ihnen, wenn ihre Löhnung ankommt, wenig oder gar nichts mehr davon auszuzahlen ist; durch diesen schändlichen Handel gewinnt aber der Gouverneur in den sechs Jahren seiner Dienstzeit zum wenigsten eine Summe von 160 bis 200000 Piaster.

Die Marianischen Inseln bringen übrigens sehr viele Ignamen, Padaten, Baumfrüchte aller Art, und besonders eine unermeßliche Menge Reiß hervor; auch der Indigo kommt daselbst vortrefflich fort. Unglücklicher Weise giebt es aber daselbst eine so ungeheuere Menge von Ratten, daß gewöhnlich ein beträchtlicher Theil der gehofften Erndte von ihnen aufgefressen wird. Ferner haben diese Inseln auch einen Ueberfluß an Rindvieh, Schweinen und Federvieh. Wenn der Gouverneur sein Interesse verstände, oder sich die Mühe geben wollte, auf eine rechtmäßige Art Reichthümer zu sammeln, so dürfte er nur die Indigo-Pflanzungen begünstigen, und alsdann den Ertrag derselben an die Galeone oder auch an Schiffe von Manila, welche die dasigen Kaufleute unfehlbar in dieser Absicht ausrüsten würden, verkaufen.

Endlich muß ich auch noch von einer kleinen, aber sehr merkwürdigen Insel reden, die in der Nähe der Philippinischen Inseln liegt, und mit welcher die Spanier einen ziemlich beträchtlichen Handel treiben. Dieß ist die Insel Suluh oder Yolo, die südostwärts von Mindanao liegt, und nicht über zwölf Stunden im Umkreise groß ist; sie wird von einem eigenen Sultan beherrscht, der sich mit den Sultanen von Borneo und Mindanao zur gegenseitigen Vertheidigung gegen die Europäer aufs engste verbunden hat, und mit ihnen gemeinschaftlich die oben beschriebene Seeräuberei in den Bissayischen Inseln treibt. Die Insel ist sehr fruchtbar und gut angebaut, weshalb auch die Spanier einmal den Entschluß faßten, sich ihrer zu bemächtigen. Es glückte ihnen wirklich, den Sultan nebst seiner ganzen Familie gefangen zu nehmen, und nach Manila zu führen, wo sie ihn sogleich in der christlichen Religion unterrichten ließen. Der Sultan ließ alles mit sich machen was man wollte, und sich sogar auch taufen, zum großen Vergnügen der Spanier, die seiner Be-

kehrung schon gewiß waren. Allein nicht lange nachher machte man die schreckliche Entdeckung, daß er, allen im Catechismus gelernten Grundsätzen zuwider, eine seiner nächsten Verwandtinnen heimlicher Weise geheirathet hatte; wegen dieses ungeheuren Verbrechens wurde er nun sogleich durch die beleidigte Geistlichkeit in ein hartes Gefängniß eingesperrt, und darin mehrere Jahre hindurch nicht als Fürst, sondern wie der gemeinste Missethäter behandelt. Das Glück kam ihm jedoch endlich zu Hülfe, und er wurde durch die Engländer auf die schon oben beschriebene Art wieder befreit, und auf seine Insel zurück geschickt. Hier jagte er sogleich alle darauf anwesenden Spanier fort, nahm seine alte Religion, nämlich die muhamedanische, wieder an, und schloß auch nunmehr das oben angeführte Bündniß mit seinen beiden Nachbarn zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ab. Da er jedoch einsah, wie einträglich und vortheilhaft der Handel mit den Spaniern für seine Unterthanen seyn müsse, so söhnte er sich aus Politik wieder mit der Regierung zu Manila aus, und seitdem dürfen zwar die Spanischen Schiffe so wie auch die Englischen, in den Hafen auf seiner Insel einlaufen, und Handelsgeschäfte daselbst treiben; allein die Kaufleute müssen immer zuvor um eine Audienz bei ihm nachsuchen, und diese können sie nicht anders als durch beträchtliche Geschenke erhalten. Im Jahr 1804 brachte der Sultan einen Englischen Schiffs-Capitain, der es bei der Audienz an der schuldigen Ehrerbietung hatte fehlen lassen, mit eigener hoher Hand ums Leben, allein den übrigen Engländern erlaubte er nichts desto weniger, ihre Ladung wie zuvor einzunehmen; er hätte sich des Schiffes bemächtigen können, und dieß wurde ihm auch von seinen Umgebungen angerathen, allein er wollte durchaus nicht, daß, wie er sich selbst ausdrückte, für den Fehler eines einzigen die ganze Mannschaft leiden sollte. Auch die Spanier behandelt

er

er mit aller möglichen Schonung, so sehr er auch Ursache hat, gegen sie erbittert zu seyn.

Die Waaren, die man nach der Insel Sulu bringt, bestehen in Zeugen und Schnupftüchern von der Küste Coromandel und aus Bengalen; diese werden daselbst gegen Wachs, Goldstaub, Perlmutter und Vogelnester umgetauscht. Man muß jedoch alle diese Waaren zuvor genau untersuchen, denn die Einwohner erlauben sich die gröbsten Betrügereien damit, und wenn man sie einmal angenommen hat, so muß man sie behalten wie sie sind. Falsche Goldstangen bringen sie äußerst oft zum Verkauf; das Wachs füllen sie in der Mitte mit Erde aus, um sein Gewicht zu vermehren; ihre falschen Perlen sehen den echten so sehr ähnlich, daß man sich genau darauf verstehen muß, um sie von einander unterscheiden zu können, und um dabei ganz sicher zu gehen, muß man jede einzelne Perle gegen eine andere von ganz gleicher Größe sorgfältig wiegen. Die Chineser werden hierbei niemals betrogen, desto häufiger aber die Europäer, die bei weitem kein so feines und geübtes Auge haben.

Die Regierungsverfassung auf der Insel Sulu ist ganz die nämliche, wie die auf Mindanao, die ich oben geschildert habe. An der Spitze derselben steht nämlich ein Sultan, der die unumschränkteste Gewalt über die Dattos hat, und diese üben wieder die nämliche Gewalt über ihre Sclaven aus. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich auf 40000 Seelen, was eine außerordentlich starke Bevölkerung für ein so kleines Ländchen ist. Zu seiner Vertheidigung hält der Sultan beständig 800 Mann Linientruppen und einige Kanonen; seine Gewalt erstreckt sich auch noch über mehrere in der Nähe gelegene kleine Inseln. Die einzigen Nationen, welche Handelsgeschäfte auf diese Insel treiben, sind die Spanier von Manila und die Engländer von Madras; die letztern kommen nach Balambanga,

einer kleinen, südwestwärts von Suluh gelegenen Insel, deren sie sich bemächtiget haben.

Der Zweck der Engländer bei dieser unbedeutenden Niederlassung auf der Insel Balambanga scheint kein anderer gewesen zu seyn, als sich nach und nach auch auf den Philippinischen Inseln festzusetzen. Auch der Sultan von Suluh befürchtete, daß sie einen Anschlag auf seine Unabhängigkeit haben möchten, und ließ deshalb sogar die Spanier auffordern, ihm in einem solchen Falle Beistand zu leisten. Bis auf den heutigen Tag weiß man jedoch noch nicht bestimmt, was die Engländer kann bewogen haben, sich dieser kleinen, nordwärts von Borneo gelegenen Insel zu bemächtigen, und eine Festung auf derselben zu erbauen, denn sie ist nicht nur in Rücksicht ihrer Lage keinesweges interessant, sondern sie hat auch ein höchst elendes, durchaus nicht trinkbares Wasser, und überdieß alles sind die Malayen auf Borneo äußerst gefährliche Nachbarn. Allem Vermuthen nach wollten die Engländer daselbst ein Waaren-Magazin für Borneo und für den Schleichhandel nach den Philippinischen Inseln anlegen; allein dieser Plan ist nicht ganz zur Ausführung gekommen, denn die Luft auf der Insel ist äußerst ungesund, das Wasser, wie gesagt, nicht trinkbar, und das Clima überhaupt dem menschlichen Körper im höchsten Grade nachtheilig. Auch ist es häufig geschehen, daß ein Haufen Malayen von Borneo und den übrigen benachbarten Inseln des Nachts heimlich ans Land gestiegen, über die vorliegenden Wachtposten hergefallen sind, und sie insgesammt ermordet haben. Ferner würde die Insel auch durch Mangel an Lebensmitteln in die größte Noth gerathen, sobald die Einwohner von Borneo aus Furcht oder aus Feindschaft gegen eine daselbst errichtete Niederlassung keine mehr dahin schickten. Anfänglich hatten die Engländer nur ein Regiment Malayen und 300 Europäer dahin geschickt, allein von allen diesen

waren vor Ablauf des Jahres nur noch wenige vorhanden, indem die übrigen alle theils durch die Einwohner von Borneo in nächtlichen Ueberfällen umgebracht worden, theils an bösartigen Krankheiten gestorben waren. Man wollte jedoch die Sache mit aller Gewalt zwingen, und schickte deshalb ein anderes Regiment Malayen, das 1200 Mann stark war, ein zweites eben so starkes Regiment Chineser und 400 Europäer dahin. Diese fingen nun an, überall auf der ganzen Insel neue Batterien aufzuwerfen, und alles in den besten Vertheidigungsstand zu setzen; allein nur allzubald mußten sie, weil die Krankheiten auf die fürchterlichste Art überhand nahmen, diese Arbeiten wieder einstellen. Diese beträchtliche Verstärkung hatte jedoch die Spanier im höchsten Grade besorgt gemacht, denn sie mußten allerdings befürchten, daß die Engländer mit einem Angriff auf die Philippinischen Inseln umgingen. Man war daher zu Manila äußerst erstaunt, als man auf einmal, im Februar 1806, die Nachricht erhielt, daß die Engländer diese Niederlassung ganz aufgegeben, und daß die daselbst befindlich gewesenen Truppen sich insgesammt nach Malakka eingeschifft hätten. Bis jetzt sind sie auch nicht wieder dahin zurückgekommen, allein es ist sehr wahrscheinlich, daß sie früher oder später den Plan, so nahe als möglich bei der großen Insel Borneo und bei den Spanischen Besitzungen auf den Philippinischen Inseln eine Niederlassung zu haben, wieder aufs neue vornehmen werden. Uebrigens ist hierbei noch zu bemerken, daß die Engländer bis jetzt die einzigen Europäer gewesen sind, welche ein Regiment von Chinesern errichtet und unterhalten haben.

Zu Ende des Jahres 1806 verließ ich endlich Manila, um nach Macao zu reisen, wo ich weit leichter eine Gelegenheit nach Europa zurück zu kehren zu finden hoffte. Am 20sten December begab ich mich am

Bord einer Portugiesischen Brigge von 200 Tonnen, die mit einer Ladung Waaren, welche insgesammt Chinesischen Kaufleuten zugehörten, nach Macao zurücksegelte. Außer 40 Matrosen und 7 Offizieren befanden sich auch 38 Chineser am Bord dieses Schiffes, wovon jeder über die ihm zustehenden Waaren die Aufsicht führte. Mit Einbruch der Nacht lichteten wir die Anker; allein der Wind war so schwach, daß wir erst am 25sten die Provinz Ylocos erreichten, und erst am 2ten Januar 1807 dem Cap Bojador uns näherten. Hier erhob sich jedoch ein so fürchterlicher Sturm, daß wir uns glücklich priesen, als wir gegen Abend den Hafen Solomague erreichten. Hier ist zwar ein vortrefflicher Ankergrund und gutes gesundes Wasser, aber man bekommt daselbst durchaus keine Lebensmittel, weil an der Küste nur einige wenige Indianische Hütten stehen, die zu dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Kabogao gehören; in diesem Dorfe hingegen findet man so viele Lebensmittel als man verlangt.

Am 5ten Januar, wo es schien, als wenn der Wind günstiger geworden wäre, lichteten wir abermals die Anker, und gaben uns alle mögliche Mühe, das Cap Bojador zu umsegeln. Allein auf der Höhe desselben überfiel uns abermals ein so fürchterlicher Nordwind, daß wir lange in der größten Gefahr schwebten, und uns endlich genöthigt sahen, wieder nach Solomague zurück zu kehren, wo wir am 8ten anlangten. Am folgenden Morgen stieg ich ans Land, um mich nach Kabogao und von da nach Vigan, der Hauptstadt von der Provinz Ylocos, zu begeben, um bei dem dasigen Alcaden, den ich von Manila aus kannte, und der mich dringend eingeladen hatte, einen Besuch abzustatten. Der Weg nach Vigan geht durchgängig auf einem vortrefflichen, nur etwas allzuschmalen Dammwege fort, und dieser Dammweg soll sich durch die ganze über 80 Stunden lange Provinz hindurch erstrecken. Die

Dörfer, durch die man auf dem Wege nach Vigan kommt, sind groß und gut gebaut; die Felder sind überall mit Reiß bedeckt; denn dieses Produkt wird daselbst in unermeßlicher Menge gewonnen, und der dasige Reiß ist auch seiner Güte nach der vorzüglichste auf der ganzen Insel. Die ganze Provinz Ylocos liegt zwischen dem Meere und den von den Tanguyánnen bewohnten Gebirgen. Diese Gebirge scheinen, von der See aus gesehen, außerordentlich hoch, allein sie werden kleiner, je mehr man sich dem Lande nähert; um an dem Fuße derselben zu kommen, braucht man nur durch eine $2\frac{1}{2}$ Stunden breite Ebene hindurch zu gehen, die durchaus angebaut, und durch die von den Bergen herabfallenden Gewässer außerordentlich fruchtbar wird.

Die Cabessera von Vigan besteht aus fünf Dörfern, die so dicht bei einander liegen, daß man es kaum für möglich hielte, wenn man nicht schon aus dem vorigen die unermeßliche Fruchtbarkeit der Philippinischen Inseln kennte. Diese fünf Dörfer sind wirklich so nahe bei einander, daß man sie auf den ersten Blick nur für ein einziges hält. Vigan ist jedoch das größte und bedeutendste unter ihnen; es wohnen darin der Bischof und der Alcade, wovon der eine die geistliche und der andere die weltliche Obergewalt führt, und die daher beide nicht immer in der vollsten Eintracht mit einander leben. Unter dem Alcaden stehen die sämmtlichen Dorf-Capitains, Governadoncillos; er ernennt auch zu diesen Stellen, wenn anders nicht der Gouverneur von Manila ihm ein oder das andere von ihm begünstigte Subject dazu vorschlägt. Sie werden aus den Cabessas de Varangaye genommen, und sind der Regierung für die von den Indianern zu bezahlenden Abgaben verantwortlich. — Nachdem ich mich zwei Tage in dem Hause des Alcaden aufgehalten hatte, so kehrte ich wieder in den Hafen zurück, und da die Winde uns abermals günstiger zu werden schienen, so lichteten wir un-

vorzüglich die Anker, um unsere Reise nach China fortzusetzen.

Am 12ten hatten wir die Höhe vom Cap Bojador erreicht; allein der Wind kam immer noch aus Norden, anstatt aus Nordosten, und so lange wir nicht diesen letztern Wind für beständig hatten, so mußten wir von Stund zu Stunde befürchten, daß wir bei verstärkter Gewalt des Windes in den Hafen von Solomague wieder zurückgetrieben würden. Dieß war auch am andern Morgen wirklich der Fall, ob wir gleich damals die Philippinischen Inseln schon ganz aus dem Gesichte verloren hatten. Der Nordwind tobte aber mit einer solchen fürchterlichen Heftigkeit, daß unser Schiff ihm zu widerstehen unmöglich im Stande war. Nach langen vergeblichen Versuchen, wobei alle unsere Segel und Taue rissen, und wir der größten Gefahr ausgesetzt waren, mußten wir uns endlich entschließen, zum drittenmale nach Solomague zurück zu kehren, und langten auch am 14ten des Morgens daselbst an. Ich habe dieses alles in der Absicht so umständlich erzählt, um meinen Lesern zu zeigen, wie außerordentlich schwer, ja wie fast ganz unmöglich es ist, bei einem andern Winde, als dem bestimmten günstigen Monsuhn in diesen Meeren zu reisen. Unser Capitain nahm sich daher auch jetzt fest vor, nicht eher wieder unter Segel zu gehen, als bis sich der Monsuhn gänzlich würde umgelegt haben, was jedoch nicht früher als im Anfange des März zu erwarten war. Ich ließ daher sogleich alle meine Effecten ans Land schaffen, und miethete mir ein Haus in dem Dorfe Kabogao, weil ich die Absicht hatte, diese Zeit zu benutzen, um einige Streifzüge in die schöne Provinz Ylocos vorzunehmen.

Höchst interessant war es für mich, daß in den ersten Tagen meines Aufenthaltes auf dem Lande der Pater Provinzial der Augustiner von Manila, der eben damit beschäftiget war, die von seinem Orden besetzten

Pfarreien zu besuchen, in dieses Dorf kam. Bei seiner Ankunft waren alle Indianer zu Pferde, und empfingen ihn auf das feierlichste; seine Begleitung bestand aus den sämmtlichen Indianern des letzten Dorfes, durch das er gekommen war, so wie die von Kabogao ihn ebenfalls wieder bis ans nächste Dorf begleiteten, wo die sämmtlichen Einwohner abermals auf ihn warteten. Da ich ihn schon früher zu Manila gekannt hatte, so schlug er mir vor, ihn auf seiner Reise zu begleiten, und ich nahm diese Einladung mit desto größerem Vergnügen an, weil ich nicht nur hoffen konnte, bei dieser Gelegenheit das Land näher kennen zu lernen, sondern weil ich auch gern einmal Augenzeuge von der Art, wie die Mönche ihre Obern bei sich empfangen und bewirthen, seyn wollte.

Ich reisete daher mit ihm bis nach Batac, einer von einem Augustinermönch besetzten Pfarrei, wo ich mich jedoch wieder von ihm trennte, und nach Kabogao zurückkehrte. Zuerst kamen wir durch das Dorf Sinaye, das 1400 Familien und folglich eine Bevölkerung von 7000 Seelen enthält; die Pfarrei wird von einem Weltpriester, d. h. von einem Mestizen, versehen, und ging folglich meinem Provinzial nichts an. Das Dorf hat übrigens ein sehr großes Gebiet, und soll außerordentlich reich seyn. — Von hier nach Badoc ist es 1½ Stunden Weges; das letztere Dorf hat eine Bevölkerung von 9500 Seelen, und die vorzüglichsten Produkte desselben bestehen in Getreide und Baumwolle. Das Gebiet desselben ist unermeßlich groß, aber aus Mangel an Händen bei weitem nicht ganz angebaut.

Nunmehr reisete ich mit dem Pater Provinzial nach Pavoye, das ungefähr 2½ Stunden von Badoc entfernt ist. Hier standen alle Indianer in Bereitschaft, um, mit dem Capitain del Poeblo an ihrer Spitze, den Provinzial zu empfangen. Unter den außerordentlichen Umständen dieses feierlichen Empfanges war mir beson-

ders ein Regiment von 200 ziemlich hübsch gekleideten, jungen, dreizehn- bis vierzehnjährigen Mädchen, mit hölzernen Flinten bewaffnet, vorzüglich auffallend. Dieses sogenannte Jungfernregiment machte in Gegenwart der Augustinermönche und beim Schalle der Trommeln seine militairischen Uebungen mit großer Geschicklichkeit. Ich hätte gern laut über diese possierliche Scene gelacht, allein ich hielt mich mit Gewalt zurück, denn die guten Väter würden mir mein Lachen und meine ziemlich weltlichen Bemerkungen über die ganze Anstalt schwerlich verziehen haben. Nach diesem Jungfernregimente erschien auch ein Regiment von Jungen, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, die ebenfalls ihre militairischen Manöores machten. Auf den Abend war Schauspiel und Musik, und alsdann wurde zu Nacht gespeiset.

Dieses Nachtessen war eine von den merkwürdigsten Mahlzeiten, denen ich jemals in meinem Leben beigewohnt habe. Mehr als hundert von den angesehensten Indianern bedienten uns bei Tische, und während des Essens ließ sich beständig eine von Indianern aufgeführte Musik hören, die aus mehreren Violinen und Bässen bestand, und die auch an den hohen Festtagen gewöhnlich in der Kirche gebraucht wurde. Obgleich nur acht Personen an der Tafel des ehrwürdigen Vaters von Pavoye saßen, so wurden dennoch über zweihundert Schüsseln von verschiedenen Gerichten aufgetragen; allein unter diesen allen war für mich kein einziges genießbar. Man hatte zu dieser glänzenden Gasterei nicht nur eine Kuh, ein Kalb, ein Schwein, einen Schöps und einen Hirsch geschlachtet, sondern auch eine zahllose Menge von Kapaunen, Hühnern und anderm Federvieh. Es war aber schade, daß dieses alles durch die erbärmliche Zubereitung so gänzlich verdorben war; denn man mußte an die Kochkunst auf den Philippinischen Inseln schon eine Reihe von Jah-

ren hindurch gewöhnt seyn, um auch nur von einem einzigen unter allen diesen Gerichten einen Bissen essen zu können. Ich nehme jedoch hiervon das Brod aus, welches das schönste, weißeste und schmackhafteste war, daß mir irgendwo in einem Lande vorgekommen ist.

Pavoye ist eines der größten Dörfer in der ganzen Provinz, und seine Volksmenge beläuft sich auf 18000 Seelen. Die umliegende Gegend bringt außer einer Menge anderer schätzbarer Produkte vorzüglich eine unermeßliche Menge der vortrefflichsten Baumwolle hervor; aus derselben werden sehr schöne Zeuge verfertiget, welche wöchentlich im Durchschnitt genommen einen Gegenstand des Handels von 2000 Piastern ausmachen. Dieses bloße Dorf treibt also gewiß sehr ansehnliche Geschäfte! Wie viele Städte in Europa würden sich für glücklich schätzen, wenn sie nur halb so viele machen könnten!

Von Pavoye nach Batac ist es nur eine halbe Stunde Weges, und dieser ist durchaus angenehm und sehr unterhaltend. An dem letztern Orte wurden wir auf die nämliche Art wie in dem erstern empfangen, mit dem einzigen Unterschiede, daß noch mehr Menschen beisammen waren, denn das Dorf enthält eine Volksmenge von 25000 Seelen; in andern Ländern würde dieses schon eine ziemlich große Stadt seyn. Weil es auch gut gelegen und sehr reich ist, so erwartete ich ebenfalls ein zahlreiches Jungfernregiment daselbst anzutreffen, und irrte mich auch wirklich nicht; es machte ganz die nämlichen militairischen Uebungen, wie das zu Pavoye, und man hat mich versichert, daß in allen größern Dörfern in der ganzen Provinz ein solches Regiment vorhanden sey. Auf eine sehr angenehme Art wurde ich jedoch durch einen Ball von einer Anzahl fünf- bis sechsjähriger Kinder überrascht, die, in zwei Truppen abgetheilt, nach dem Muster ihrer Vortänzer

tanzten. Auf den Abend wurde auch eine Comedie aufgeführt, worin ein feiger Chineser vorgestellt wurde, der sich um die Gunstbezeugungen einer Indianerin auf der Insel Lüzon bewirbt, und von dieser, die mit ihrem Manne einverstanden ist, auf eine schreckliche Art geprellt wird. Dieses Schauspiel schien den sämmtlichen Zuschauern, nach ihrem häufigen Lachen zu urtheilen, sehr viel Vergnügen zu verschaffen. — Uebrigens bestehen die Hauptprodukte dieses Dorfes in Reiß und in Baumwolle; auch kommen alle Europäischen Gemüsearten vortrefflich daselbst fort. Sonderbar ist es endlich, daß zu Pavoye viermal mehr Menschen sterben als zu Batac; der Grund davon liegt in dem schlechten Wasser des ersten Ortes, weshalb auch die wohlhabendern Einwohner, die nicht Lust haben so früh aus der Welt zu gehen, sich das Wasser von Batac holen lassen.

Nachdem ich nun alle Feste, die dem Pater Provinzial zu Ehren veranstaltet wurden, mit angesehen hatte, so kehrte ich auf dem nämlichen Wege wieder nach Kabogao zurück. Dieses Dorf hat eine sehr glückliche Lage in der Nähe des Meeres, und könnte sich also alle Arten von Produkten ohne große Mühe in Menge verschaffen. Die Einwohner müßten deshalb auch von Rechts wegen sehr wohlhabend seyn, allein ihre Faulheit ist so groß, und ihre Leidenschaft für Hahnenkämpfe und Chartenspiel in einem solchen Grade ausschweifend, daß sie bettelarm sind und oft nicht wissen, womit sie ihr Leben erhalten sollen. Dieß ist aber freilich auch größtentheils die Schuld der Regierung, die durchaus nichts thut, um sie zu unterrichten und zu nützlichen Arbeiten aufzumuntern. Die Indianer sind von Natur lenksam und gutmüthig, und wenn sich in ihren Dörfern einige Europäer befänden, die im Stande wären, sie sowohl im Ackerbau als in der Fabrikation der Produkte zu unterrichten, so würde man sehen, wie ge-

schwinde Fortschritte die Indianer in allen diesen Dingen machen würden. Allein die Mönche lassen es durchaus nicht geschehen, daß ein Spanier sich in den Dörfern der Indianer niederläßt, und erwirbt einmal einer durch einen mit einem Indianer abgeschlossenen Handel irgend ein Eigenthum daselbst, so wenden die Pfarrer sogleich alles mögliche an, um dasselbe zu Grunde zu richten; haben sie es aber endlich dahin gebracht, daß der neue Besitzer den Bettelstab ergreifen muß, so sind sie noch unverschämt und grausam genug, um denselben, im Fall er eine Klage gegen sie erheben würde, mit der Inquisition zu bedrohen.

Während meines ganzen Aufenthaltes in der Provinz Ylocos wehte fast durchgängig ein durchdringend kalter Nordwind; selten regnet es daselbst in dieser Jahreszeit, allein der Wind bedeckt so zu sagen die ganze Provinz mit Staub. Daher ist auch die Schwindsucht die gewöhnlichste Krankheit zu Kabogao, und während der ganzen Dauer meiner Anwesenheit daselbst sind regelmäßig jeden Tag zwei oder drei Menschen an derselben gestorben. Der Grund von dieser Krankheit liegt jedoch nicht nur in den Staub, den die Einwohner einschlucken, sondern hauptsächlich auch in der so häufig unterdrückten Ausdünstung.

In den Gebirgen bei Kabogas giebt es eine große Menge von Wildpret, und ich habe mich daselbst in Gesellschaft der Indianer sehr häufig mit der Jagd belustiget. Auch giebt es sowohl in dieser als in der benachbarten Provinz Pangasinan eine ziemlich beträchtliche Menge Goldes; und wenn man auf seiner Huth ist, daß man damit nicht betrogen wird, denn die Ygalotten, die es zum Verkauf herbeibringen, pflegen es sehr häufig mit Kupferfeiligt zu vermischen, so kann man in kurzer Zeit eine ziemlich ansehnliche Quantität davon zusammen bringen. Mehrere auf unserm Schiffe befindliche Chineser, die sich sehr gut auf das Probiren

des Goldes verstanden, haben während unsers Aufenthaltes daselbst für mehr als 3000 Piaster davon eingekauft.

Zwanzigstes Kapitel.

Von Macao. — Beschreibung der dasigen Einwohner, der Portugiesischen Kriegesmacht, der Häuser und Gärten. — Von der Seeräuberei an der Küste von China. — Chinesische Justizpflege. — Handel der Portugiesen daselbst.

Es trat endlich der so sehnlich erwartete Nordostwind ein, mit welchem allein wir unsere Reise fortzusetzen im Stande waren. Am 11ten März lichteten wir die Anker, segelten glücklich am Cap Bojador vorbei, und näherten uns schon am 17ten den Ladronen-Inseln. Hier erblickten wir auf einmal eine außerordentliche Menge von Fischerkähnen, die wir von fern für eine Flotte von Chinesischen Seeräubern, durch welche diese Meere beunruhigt werden, halten mußten. Ob diese nun gleich Schiffe von Europäischer Bauart selten anzugreifen pflegen, so trafen wir doch aus Vorsicht alle möglichen Anstalten zur Gegenwehr; allein glücklicher Weise kamen wir mit der Furcht davon. Am 19ten langten wir auf dem sogenannten Tappa oder der Rhede von Macao an, wo wir sogleich zwei Kanonen abfeuerten, zum Zeichen, daß das Schiff aus dieser Stadt wäre. Sobald wir die Anker ausgeworfen hatten, begab ich mich ans Land, und will nunmehr alles, was ich während meines sechsmonatlichen Aufenthaltes daselbst beobachtet und in Erfahrung gebracht habe, meinen Lesern in gedrängter Kürze hier mittheilen.

Macao liegt auf einer Halbinsel, die mit China durch eine sehr schmale Landenge zusammenhängt, auf welcher letztern die Chinesische Regierung eine Mauer mit einem Thore, das beständig mit einer starken Wache besetzt ist, hat aufführen lassen, um die Europäer zu verhindern, nach China hinein zu kommen. Es wäre jedoch nicht schwer, dieses Hinderniß zu besiegen, denn das Meer hat in der Länge der Zeit einen Theil der Mauer auf beiden Seiten über den Haufen geworfen; allein man würde sich dadurch der größten Gefahr aussetzen, denn sobald man den Chinesischen Boden beträte, so würde man von dem Pöbel umringt, und von demselben unter mancherlei Mißhandlungen vor dem Mandarin geführt werden; dieser aber würde die günstige Gelegenheit benutzen, um durch die Freilassung des Europäers eine Summe Geldes zu gewinnen. Ein auf diese Art gefangen genommener Engländer mußte drei volle Jahre in China als Gefangener zubringen, und wurde alsdann zu einer sehr beträchtlichen Geldstrafe verurtheilt. Uebrigens ist es nicht verboten, durch das Thor hindurch und auf dem Chinesischen Gebiete eine Zeitlang herumzureiten; nur darf man sich nicht zu Fuße dahin begeben, und muß auch der Chinesischen Wache am Thore ein Geschenk mit einigen Piastern machen.

Das ganze Portugiesische Gebiet zu Macao ist von so geringem Umfange, daß man es zu Fuße in dritthalb Stunden mit Bequemlichkeit rings umgehen kann. Auf diesem Gebiete liegen außer der Stadt Macao noch vier kleine Festungen und das bloß von Chinesern bewohnte Dorf Moa, das sie auf eine unrechtmäßige Weise den Portugiesen entrissen haben. Unter den Forts oder kleinen Citadellen, wie man sie auch heißt, bestreicht das eine die ganze Stadt, und gehörte ehemals den Jesuiten zu, die es erbaut hatten. Es fehlte doch in der That diesen heiligen Vätern,

welche Citadellen besaßen und Verstand genug hatten, um gerade da, wo es nöthig war, welche aufführen zu lassen, durchaus nichts weiter als Muhameds Säbel, um ebenfalls geistliche Eroberer zu werden!

Der Tappa ist ein gegen Macao über, zwischen vier gebirgigten Inseln befindlicher Ankerplatz, auf welchem man gegen alle Stürme vollkommen gesichert ist. Die Chineser und die Portugiesen machen sich den Besitz desselben streitig, allein, weil er von keinem Fort bestrichen wird, so gehört er immer demjenigen zu, der zuerst Besitz davon ergreift. Die Englischen Fregatten, die, um sich auszubessern, dahin kommen, visitiren jedoch die Portugiesischen Schiffe nicht innerhalb des Tappa's, und die Befehlshaber derselben sind auch immer so höflich, daß sie bei dem Gouverneur von Macao um die Erlaubniß, daselbst vor Anker gehen zu dürfen, nachsuchen lassen; allein diese Höflichkeit hindert sie nicht, die Schiffe von allen andern Nationen, die sie in dem Tappa antreffen, für gute Prisen zu erklären.

Die Volksmenge von Macao besteht in 25000 Chinesen, die auf dem Lande in ihren Häusern leben, und in 5000, die ihre Schampanen niemals verlassen. Die Anzahl der dasigen Portugiesen beläuft sich auf 1400, die aber, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl gebohrner Europäer und einiger von Goa, größtentheils Chinesische Mestizen sind. Dagegen rechnet man daselbst zum wenigsten 2400 Portugiesinnen, oder vielmehr portugiesirte Chineserinnen, d. h. solche Frauenspersonen, die in ihrer frühen Jugend ihren Chinesischen Eltern vom Portugiesischen Mestizen abgekauft, und von diesen wie ihre eigenen Kinder erzogen worden sind. Die ganze Bevölkerung zu Macao beläuft sich hiernach auf 33800 Seelen.

Es giebt zu Macao eine große Anzahl Kirchen für eine sehr geringe Anzahl Katholiken, denn die Chineser,

die, wie man gesehen hat, bei weitem den größern Theil der Bevölkerung ausmachen, bekennen sich öffentlich zu ihrer Religion, und haben sogar auch ihre eigenen Pagoden. Die vorzüglichste unter den christlichen Kirchen ist die Kathedralkirche, an deren Spitze ein Bischof mit zwölf Domherren steht. Unter den übrigen Kirchen bemerke ich die St. Paulskirche, in welcher die Frau des durch seine Flucht aus Siberien und sonstigen kühnen Wagestücke so berühmten Abentheuerers Benjowsky begraben liegt. Bekanntermaßen war sie die Tochter des Gouverneurs von Kamtschatka, die Benjowsky auf seiner Flucht mit sich nahm. Von der St. Franciskuskirche muß ich endlich auch noch bemerken, daß man auf einer Mauer in derselben eine mit Kohlen verfertigte Zeichnung von Herrn Venci sieht, der den Herrn von La Peyrouse auf seiner unglücklichen Reise als Mahler begleitet hat. Nach dieser gut erhaltenen und äußerst schönen Zeichnung kann man es nicht genug bedauern, daß ein junger Künstler, der so große Hoffnungen für die Zukunft gab, auf eine so erbärmliche Weise ums Leben gekommen ist.

Die Stadt Macao ist auf dem Abhange von Hügeln erbaut, die eine Art von Vorgebirge ausmachen. Die Straßen darin sind so eng, daß es unmöglich ist, nicht nur durch dieselben zu fahren, sondern auch sogar zu reiten; der Grund hiervon liegt darin, weil ein großer Theil der Häuser auf Chinesische Art erbaut ist, d. h. daß immer eines vor dem andern hervorragt. Der Bazar oder Markt ist mit allem Möglichen reichlich versorgt; allein der Aufenthalt der Europäer macht daselbst alle diese Waaren weit theurer, als sie zu Canton sind, weshalb auch die meisten Europäischen Schiffe sich an den letztern Ort begeben, um ihre Ladungen einzunehmen.

Macao ist vielleicht die einzige Stadt in der Welt, die zu gleicher Zeit unter der Regierung von zwei ganz

von einander verschiedenen Völkern steht, nämlich der Portugiesen und der Chineser. An der Spitze der Portugiesischen Regierung steht ein Gouverneur, der den pomphaften Titel eines General-Capitains führt; er wird von dem Vicekönige von Goa, aber immer nur auf drei Jahre, ernannt, und hat den Oberbefehl über alles, was zum Kriegeswesen gehört. Nach ihm kommt der Desembargador, ein immer auf fünf Jahre aus Lissabon dahin geschickter Staatsdiener. Er ist der oberste Richter in allen Civilsachen, und zu gleicher Zeit Chef des Zollwesens; auch hat er mit der Chinesischen Regierung alle politischen Angelegenheiten zu verhandeln. Die dritte Person ist endlich der Bischof, der auch zu gleicher Zeit Groß-Inquisitor ist, und die Verwaltung des Vermögens von allen milden Stiftungen zu besorgen hat. Diese drei Personen machen das Conseil der Regierung aus. Außer ihnen existirt aber daselbst auch noch ein Senat, dessen sieben Mitglieder aus den reichsten Kaufleuten der Stadt gewählt werden, und der die eigentlichen städtischen Geschäfte zu besorgen hat. Er macht eine Art von Stadtrath aus, und führt den stolzen Titel des Erlauchten Senates der edeln Stadt Macao, welchen Titel ihm die Chineser auch nicht streitig machen, obgleich eigentlich von diesen alles, was zur innern Polizey gehört, angeordnet und befohlen wird. Unter diesen Rathsherren wird immer einer zum sogenannten Procurator der Fremden ernannt, und seine Geschäfte bestehen hauptsächlich darin, daß er die kleinen Händel, in Betreff der im Dienste der Portugiesen stehenden Chineser, zu schlichten hat, daß er für die Aufrechthaltung aller Gerechtsame der Stadt sorgen, und daß er endlich in allen zwischen den Chinesern und Portugiesen entstehenden politischen Streitigkeiten sich in eine Correspondenz mit dem Mandarinen einlassen muß. Kommt ihm jedoch eine besonders schwierige Sache vor, worin er sich nicht

zu

zu helfen weiß, oder wovon er die Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen will, so trägt er sie dem Senate vor, dem immer auch der Gouverneur, der Desembargador und der Bischof als ordentliche Mitglieder beiwohnen, und läßt sich von demselben die nöthigen Vorschriften ertheilen.

Die Kaiser von China hatten ehemals den Portugiesen sehr große und fast uneingeschränkte Rechte über die Halbinsel ertheilt, auf welcher Macao liegt, allein diese Souverainitätsrechte sind heut zu Tage fast gänzlich verschwunden, und die Chineser haben sie gewissermaßen wieder an sich gerissen. Schon kann man sich kein Haus mehr vor den Thoren der Stadt erbauen, weil die Chineser ihre Grabmähler daselbst haben, für welche sie die höchste Ehrfurcht hegen. Sie bringen auf denselben der Gottheit fast tägliche Opfer dar, wobei man sie, ohne sich der größten Gefahr auszusetzen, nicht stören darf. Wollte man aber gar die Erde in der umliegenden Gegend umwühlen, so würde man im höchsten Grade gegen die den Todten schuldige Ehrfurcht verstoßen, denn man kann in diesem Lande mit allem Rechte sagen, daß der Todte sich der Erde bemächtiget, deren Schooße man ihn anvertraut. Dies alles rührt jedoch bloß allein von der unbegreiflichen Nachläßigkeit der Procuratoren der Fremden her, denn diese hätten vom Anfang an dafür sorgen sollen, daß keine Chineser in der Nähe der Stadt begraben würden, weil sie wußten, daß die Familie des Verstorbenen sich des Erdbodens, worin sie seinen Leichnam legt, sogleich bemächtiget, und daß dieses ganze Feld ihr Eigenthum wird. Heut zu Tage nehmen diese Begräbnißplätze fast die ganze Oberfläche der Halbinsel außerhalb der Stadt ein.

Ehemals hatten die Portugiesen die Klugheit, daß sie es durchaus keinem Chineser erlaubten, eine Nacht in der Stadt zuzubringen, sondern sie mußten sich ins-

gesammt jeden Abend durch das Thor in der oben angeführten Mauer wieder nach China zurückbegeben. Allein aus Schwäche ist man nach und nach von diesem Gebrauche abgekommen; im Anfange bezahlten die Chineser eine beträchtliche Geldsumme für die Erlaubniß, sich in der Stadt niederlassen zu dürfen, und heut zu Tage kann kein Portugiese sein Haus ausbessern oder nur einen Stein an demselben verändern lassen, ohne vorher die Erlaubniß des Mandarins dazu eingeholt zu haben. Dies geht so weit, daß wenn ein Chineser das Haus eines Portugiesen gemiethet hat, er das Recht besitzt, es nicht mehr zu verlassen, so lange es ihm gut dünkt darin zu wohnen, und wenn der Portugiese sich bei dem Mandarin darüber beschwert, so wird er sogleich mit seiner Klage abgewiesen. Dies ist nun eine solche auffallende Ungerechtigkeit von der einen, und eine solche unbegreifliche Schwäche von der andern Seite, daß nothwendig ein wichtiger Grund vorhanden seyn muß, warum die einen so übermüthig, und die andern so geduldig sind; dies ist aber auch hier wirklich der Fall. Alle Lebensmittel nämlich, welche die Einwohner von Macao nöthig haben, werden ihnen aus China zugeführt, und so oft in vorigen Zeiten die Portugiesische Regierung irgend eine kräftigere Maaßregel ergreifen wollte, so wurden ihr jedesmal sogleich von der Chinesischen Regierung die Lebensmittel abgeschnitten. Ohne die Chineser würden die Einwohner von Macao Gefahr laufen, Hungers zu sterben. Uebrigens lassen es doch die Chineser ohne Widerrede geschehen, daß die Portugiesen 450 Mann Truppen zur Vertheidigung dieser ihrer Besitzung halten; diese Truppen bestehen in einem Regimente, das von Goa dahin geschickt wird, und das in den vier oben erwähnten Forts vertheilt ist.

Unter den Landhäusern in der Gegend von Macao muß ich besonders das von dem Chef der Englischen

Compagnie anführen, wobei ein sehr groſser, vortrefflich unterhaltener, und mit Blumen und Früchten aller Art reichlich versehener Garten befindlich ist. Dieser Garten ist aber vorzüglich dadurch merkwürdig, daß sich in demselben die berühmte Grotte von Camoens befindet, dem Verfasser der Lusiade, dieses so sehr gepriesenen und in allen Sprachen so äußerst schlecht übersetzten Gedichtes. Die Grotte hat wirklich eine unvergleichlich schöne und im höchsten Grade romantische Lage.

Unter denjenigen Produkten, welche vorzügliche Handelsartikel der Portugiesen zu Macao ausmachen, muß ich besonders das Opium nennen, dieses narkotische Mittel, das eine angenehme Trunkenheit und einen wollüstigen Schlaf verursacht, so daß, wer einmal sich desselben bedient hat, sich nicht mehr davon entwöhnen kann, wenn er auch gleich selbst überzeugt ist, daß er sich dadurch unfehlbar in kurzer Zeit ins Grab stürzt. Dieses unglückselige Produkt, das schon so vielfältiges Unglück verursacht, und eine so zahllose Menge von Menschen ins Verderben gebracht hat, macht noch immerfort einen Hauptgegenstand des Handels von Macao aus.

Das Opium ist vorzüglich bei den Einwohnern von China, Cochinchina, Tunkin, Siam, der Malayischen Küste, der Inseln Borneo und Java, und überhaupt aller von Malayen bewohnten Inseln im Gebrauch. Es kommt insgesammt aus Bengalen, und ist nichts weiter, als das Blatt des einfachen rothen Mohns, das man in einem gewissen Grade von Gährung übergehen läßt. In Bengalen selbst aber, so wie überhaupt in ganz Indien, macht man keinen Gebrauch davon; die Anhänger Bramas enthalten sich desselben aus Religionsgrundsätzen, und ich habe auch niemals gehört, daß die Muhammedanischen Indianer dem Gebrauche des Opiums ergeben gewesen

wären. Die Türken hingegen sind sehr vertraut damit; allein sie gebrauchen es nicht auf die nämliche Art wie die Chineser, sondern sie kauen es auf die nämliche Art, wie die Europäischen Matrosen den Taback zu kauen pflegen, dahingegen die Chineser und Malayen es rauchen.

Das von den Engländern aus Europa nach China gebrachte Opium ist daselbst wenigstens um die Hälfte wohlfeiler, als das aus Bengalen, und die Chineser wissen es auch sehr gut von dem letztern zu unterscheiden. Deshalb holen die Portugiesen von Macao das Opium unmittelbar aus Bengalen, und zwar von Calcutta, wo die Englische Compagnie die Vorräthe davon von Zeit zu Zeit an den Meistbietenden verkauft. Im Durchschnitt genommen kommt gewöhnlich eine Kiste davon auf 3 bis 400 Piaster zu stehen, und die Portugiesen kaufen jährlich wenigstens 3000 solcher Kisten, wovon jede einen Centner wiegt. Zu Macao wird aber die Kiste für 800 bis 1600 Piaster wieder verkauft, je nachdem noch mehr oder weniger Vorräthe von dem vorigen Jahre vorhanden sind, die nothwendig immer vorher verkauft werden müssen, weil das Opium durch das lange Liegen nicht nur an seiner Güte, sondern auch vorzüglich an seinem Gewichte beträchtlich verliert.

Nach Canton kann das Opium nur durch Schleichhandel gebracht werden, denn es ist in China eine durchaus verbotene Waare. Auch würde kein Fremder es ungestraft wagen, dieses Verbot zu übertreten, weil die Chinesische Regierung in allen solchen Fällen mit außerordentlicher Strenge gegen sie zu Werke geht; allein die Chineser selbst verstehen sich deshalb mit den Mandarinen, und diese ertheilen alsdann für eine Summe Geldes den Erlaubnißschein zur Einführung desselben. Dafür wird aber auch jede Kiste mit Opium in China für 2500 Piaster verkauft. Da nun zu Ma-

tao auf eine oder die andere Art ein so ungeheurer Gewinn auf das Opium gemacht wird, so kann man leicht begreifen, warum die Regierung den Handel mit diesem Produkte allen Fremden untersagt, und die Einfuhr desselben nur allein den Fahrzeugen dieser Stadt selbst erlaubt hat. Uebrigens wird von jeder Kiste von 100 Pfund ein Zoll von 16 Thaels entrichtet; da nun ein Thael ungefähr 1 Thaler 20 Groschen beträgt, so beläuft sich der Zoll von einer solchen Kiste ungefähr auf 30 Thaler.

Die Portugiesen treiben auch einen starken Handel mit Vogelnestern, Balate, Nippis u. s. w., kurz, sie liefern alles Mögliche nach China, wovon sie sich nur irgend einen Gewinn versprechen können. Deßhalb schicken sie auch jährlich vier oder fünf Fahrzeuge nach Turon und nach Saigon in Cochinchina, um daselbst Arecanüsse, ganze Elephantenzähne und noch mehrere andere Produkte, die in China Absatz finden, aufzukaufen. Von allen diesen Waaren wird bei der Ankunft zu Macao ein beträchtlicher Zoll entrichtet, denn in diesen Zöllen bestehen die sämmtlichen Einkünfte der Stadt, und nach den Zollregistern belaufen sich dieselben, ein Jahr ins andere gerechnet, auf 150 bis 200000 Thaels oder ungefähr 370000 Thaler.

Es wird meinen Lesern nicht uninteressant seyn, wenn ich ihnen nun hier auch einige Nachrichten von den berühmten Chinesischen Seeräubern, die von den Portugiesen den Namen der Ladronen erhalten haben, mittheile. Diese sind durchgängig geborne Chineser, welche dem Despotismus und den Bedrückungen der Mandarinen entflohen sind. Während meines Aufenthaltes daselbst im Jahr 1807 stand ein vornehmer Mandarin an ihrer Spitze, der eine Reihe von Jahren hindurch an dem Hofe zu Peking die höchsten Ehrenstellen bekleidet hatte und mit den wichtigsten Staatsgeschäften vertraut bekannt gewesen war; auf einmal

aber war er in Ungnade gefallen und hatte die Flucht ergriffen, um nicht den Kopf zu verlieren. Die Anzahl der Räuber, die unter seinen Befehlen stand, belief sich bloß allein in den zur Provinz Canton gehörigen Inseln auf 40000 Mann. Aehnliche Seeräuber-Heere existirten aber auch noch unter andern Anführern auf den übrigen zahlreichen Inseln, womit die Küste von China rings umher umgeben ist. Alle diese Seeräuber haben die nämlichen Gebräuche und führen die nämliche Lebensart, wie diejenigen, von denen ich nunmehr einige Nachrichten mittheilen will.

Die große Anzahl von diesen Räubern kann niemand befremden, der die furchtbare Tyrannei der Mandarinen kennt, man muß sich vielmehr darüber wundern, daß in einem so unermeßlich bevölkerten Lande die Anzahl der Unzufriednen und der Rebellen nicht noch weit größer ist. Die Art, wie sie sich von Zeit zu Zeit vermehren, ist höchst sonderbar, und würde in jedem andern Lande äußerst gefährlich seyn. Sie greifen nämlich alle möglichen Fahrzeuge an, nehmen die auf denselben befindlichen Mannspersonen gefangen, und lassen sie entweder für ihre Freiheit ein starkes Lösegeld bezahlen, oder sie behalten dieselben, wenn sie kein Vermögen besitzen, um sich loszukaufen, mit Gewalt bei sich zurück, um das nämliche Handwerk wie sie zu treiben, und auf diese Art ihre Macht zu verstärken. Wer nicht im Stande ist, zum wenigsten 150 Piaster für seine Freilassung zu bezahlen, der läuft Gefahr, sein ganzes Leben bei ihnen zubringen zu müssen, wenn er anders nicht Gelegenheit findet, zu entwischen, und eine solche Gelegenheit zeigt sich nur äußerst selten. Je mehr Schiffe sie daher erobern, desto mehr nehmen ihre Reichthümer und ihre Anzahl zu, und deshalb wenden sie auch jedesmal die möglichste Sorgfalt an, damit ihnen keiner von ihren neuen Gefangenen entwischen möge. Die Chinesische Regierung

hat jedoch sehr weise Vorkehrungen getroffen, um unter diesen Räubern den Schuldigen von dem Unschuldigen zu unterscheiden, und denjenigen unter ihnen zu erkennen, der wider seinen Willen und bloß aus Mangel an Geld gezwungen worden ist, Seeräuber zu werden. Jeder Chinese nämlich, der irgend eine Seereise zu machen hat, muß in einer bestimmten Zeit wieder nach Hause zurückkommen, und wenn dieses nicht der Fall ist, so muß seine Familie bei dem Justiz-Mandarin ihres Distriktes die Anzeige davon thun. Geschieht es nun in der Folge, daß er von den Kriegsfahrzeugen, die der Kaiser gegen die Seeräuber ausschickt, gefangen genommen wird, so schickt man ihn sogleich nach seinem ersten Verhör an den Mandarin seines Geburtsortes, wo man in den Registern nachsieht, ob sein Außenbleiben gehörig angezeigt und eingetragen worden ist. Hat es nun seine Familie unglücklicherweise vergessen, oder hat er niemand mehr gehabt, der soviel Interesse an ihm genommen hätte, um eine solche Anzeige zu machen, so wird er, er mag auch noch so unschuldig seyn, unausbleiblich geköpft.

Nach der Lebensart dieser Chinesischen Räuber und ihrer Ausrüstung muß man durchaus auf die Vermuthung gerathen, daß zwischen ihnen und den in den Küsten-Provinzen kommandirenden Mandarinen ein genaues Einverständniß statt hat, und daß ihnen die letztern die Mittel verschaffen, in den auf der Küste gelegenen Städten Lebensmittel einzukaufen. Aus dieser Nachsicht können allerdings die Mandarinen einen sehr ansehnlichen Gewinn ziehen, und man müßte diese Art von Menschen ganz und gar nicht kennen, um sie nicht für fähig zu halten, alles Mögliche zu thun wodurch sie sich bereichern können, und wenn es auch gleich zum größten Nachtheil des Staates gereichen sollte. Diese Räuber besitzen aber auch Kanonen von verschiedenen Kalibern, die sie jedoch zum Glück nicht gehörig zu

gebrauchen wissen. Man will versichern, daß schon die Portugiesen zu Macao selbst dergleichen an sie verkauft haben, und ich kann wirklich als Augenzeuge versichern, daß ich in einem eroberten Schiffe dieser Seeräuber völlig fertige Patronen für achtzehnpfündige Kugeln gefunden habe, auf welchen allen das Zeichen von einem der Forts zu Macao befindlich war. Die gefährlichste Waffe dieser Räuber besteht aber in einem langen Bambusrohre, an dessen Spitze eine scharfe Säbelklinge befestiget ist. Diese Stangen sind oft bei dreißig Fuß lang, und es ist daher gefährlich, die Champans oder Fahrzeuge dieser Ladronen, deren bei jedem Angriff immer eine große Menge vorhanden ist, dem Schiffe nur einigermaßen nahe kommen zu lassen.

Ein Engländer, Namens T....., hatte die traurige Gelegenheit, diese Räuber auf das genaueste kennen zu lernen, denn auf dem Wege von Canton nach Macao wurde er von diesen Räubern weggenommen. Er mußte besonders in den ersten Tagen sehr viel ausstehen, denn so lange er auf ihrem Schiffe war, blieb er beständig an eine Kanone festgebunden, und zwar in einer höchst unbequemen Stellung; man gab ihm jedoch hinlänglich zu essen, und er merkte sogleich, daß es bloß auf ein Lösegeld von ihm angesehen war. Man brachte ihn auf eine Insel, welche 25 Stunden von Macao entfernt ist, und auf der die Räuber ihre vorzüglichste Niederlassung haben. Er hat mich selbst versichert, daß er daselbst zwischen 450 bis 500 Champans von diesen Räubern zu gleicher Zeit gesehen habe, daß immer eine Abtheilung derselben, die aus 50 solchen Schiffe bestand, ausliefe, wenn eine andere dahin zurückkehrte, und daß auch der oben genannte Mandarin dort wohne, der ein Mann von ungefähr 40 Jahren sey, und sich den Titel eines Oberherren der Meere beigelegt habe. Alle gemachte Beute muß an diesem Hauptorte hingebracht werden, wo sie von dem Mandarin

vertheilt wird. Wenn der Anführer einer Division es sich einfallen läßt, das allergeringste von der Beute zu unterschlagen und für sich zu behalten, so ist er unausbleiblich verloren, und Herr T.... hat selbst mit angesehen, daß ein Räuber, der dieses Verbrechens überwiesen war, zuerst auf eine furchtbare Art mit Bambusröhrchen gehauen, und alsdann lebendig geviertheilt wurde. Die nämliche Todesart haben aber auch alle Soldaten und Mandarinen des Kaisers zu erwarten, wenn sie das Unglück haben, in die Hände der Räuber zu fallen. Uebrigens haben die letztern äußerst ausschweifende Sitten, und die Frauenspersonen, die sie aus den Dörfern, welche sie plündern, wegführen, oder die sie in den von ihnen erbeuteten Fischerkähnen vorfinden, sind immer ein Gemeingut der ganzen Bande; sie müssen alle ihrem Geschlechte zukommenden Arbeiten verrichten, und sich zur Befriedigung der Lüste eines jeden unter ihnen ohne Unterschied gebrauchen lassen. Für die Freilassung des Herrn T.... forderten die Räuber im Anfange eine Summe von 20000 Piastern, allein zuletzt wurde dieses Lösegeld auf 3000 Piaster und 3 Kisten mit Opium herabgesetzt, und Hr. T.... kam nach einer viermonatlichen Gefangenschaft endlich wieder nach Canton zurück.

Während meines Aufenthaltes zu Macao kam der Sontog oder Vicekönig der Provinz Canton mit dem Taytog oder Oberbefehlshaber der ganzen Seemacht, einem nahen Verwandten des Kaisers, dahin. Der Zweck der Reise war, daß man Maaßregeln treffen wollte, um diese für den Chinesischen Handel so äußerst schädliche Räuberbande auszurotten. Der Chinesische Admiral ließ den Vicekönig ziemlich lang auf sich warten, und als er endlich ankam, so brachte er 350 Kriegs-Champans von verschiedener Größe mit sich. Der Vicekönig wohnte in einer vor der Stadt gelegenen Pagode, und weigerte sich beharrlich, in die Stadt selbst

zu kommen, so dringend ihn auch die Portugiesische Regierung dazu einlud. In seinem Gefolge befanden sich ungefähr 20 Mandarinen, worunter mehrere mit einem, einen ziemlich hohen Grad bezeichnenden Knopfe verziert waren, denn bekanntermaßen wird in China der höhere oder geringere Rang an den verschiedenen Knöpfen erkannt. Diese Gelegenheit kam mir nun sehr erwünscht, um das Ceremoniel kennen zu lernen, das die Chineser unter einander selbst beobachten. Den Portugiesischen Behörden kostete es viele Mühe, bis sie zur Audienz bei dem Vicekönige gelangen konnten, und sie mußten sich vorher eine Menge Demüthigungen gefallen lassen. Man hat in der That Unrecht, wenn man im gemeinen Leben zu sagen pflegt: stolz wie ein Spanier; mit weit mehrerem Rechte könnte man sagen: stolz wie ein Chineser! Der Audienz selbst, die endlich dem Portugiesischen Desembargador ertheilt wurde, konnte ich jedoch nicht beiwohnen, sondern mußte mit ungefähr 60 Mandarinen von verschiedenen Graden, die alle herbeigekommen waren, um dem Vicekönig ihre Aufwartung zu machen, vor der Thüre der Pagode zurückbleiben. Späterhin erfuhr ich jedoch, daß er ihn ziemlich höflich empfangen, ihn niedersetzen lassen, und lange mit ihm über das gute Einverständniß, das zwischen den Höfen von China und Portugal herrsche, gesprochen hatte. Der Desembargador trug ihm die Beschwerden der Portugiesen gegen die Mandarinen von Hon-Chang und Casa-Blanca vor, und beklagte sich bei ihm, daß durch sie die Rechte der Stadt Macao ohne Unterlaß geschmälert würden; der Sontog gab ihm hierauf bloß zur Antwort, daß er die Sache untersuchen wolle. Auf welche Art er nun den Portugiesen Genugthuung verschafft hat, habe ich nicht bestimmt erfahren können; so viel aber weiß ich, daß der Mandarin von Casa-Blanca wenige Tage nachher plötzlich gestorben ist.

Bei allen dergleichen Reisen von hohen Staatsbeamten hat der sonderbare Gebrauch statt, daß jeder Mandarin in dem Bezirke seines Districtes nicht nur die Reisenden selbst, sondern auch alle bei dieser Gelegenheit dahin kommenden Mandarine freihalten muß, und dieß ist natürlicher Weise eine äußerst drückende Last für das Volk. Der Mandarin von Hon-Chang hatte in dem Falle, wovon hier die Rede ist, einen täglichen Aufwand von 700 Piastern zu machen, und diese ließ er sich natürlicher Weise von den Kaufleuten und den sämmtlichen Einwohnern seines Districtes wieder ersetzen. Den Taytog, der ein noch weit vornehmerer Mann als der Sontog war, konnte ich nicht zu sehen bekommen, weil er beständig von einer zahllosen Menge von Mandarinen umringt war. Ehe jedoch die Conferenz, welche beide mit einander hatten, um einen gemeinschaftlichen Plan zur Vertilgung der Seeräuber zu entwerfen, geendigt war, wußte man schon alles, was darin beschlossen worden war. Dieß konnte aber auch nicht anders seyn, denn die Chineser haben die üble Gewohnheit, alle Angelegenheiten, auch die geheimsten, in Gegenwart ihres zahlreichen Gefolges und ihrer Soldaten zu verhandeln, welche letztere dabei ungehindert aus- und eingehen dürfen. Die Mandarinen selbst, welche solchen Berathschlagungen beiwohnen, pflegen während derselben Thee zu trinken und Vogelnester oder andere Leckerbissen zu essen, und haben deshalb beständig einige Culis oder Lastträger bei sich, die ihnen dergleichen Dinge nachtragen. Wahrscheinlich hatten nun auch die Räuber ihre Spione in dieser Versammlung, denn sie wurden von den gefaßten Beschlüssen sogleich auf das genaueste unterrichtet, und der erste gegen sie gemachte Versuch lief auch wirklich so unglücklich ab, daß die Chineser 13 große Krieges-Champans dabei einbüßten.

Einige Tage nachher lief jedoch eine Flotte gegen sie aus, die aus 150 der größten Champanen bestand, auf welchen sich viele Kanonen und eine starke Anzahl von Truppen befanden. Diese überfiel die Räuber bei einer kleinen Insel westwärts von Macao; es wurden 700 derselben niedergemacht, und außer acht eroberten Champanen, worunter sich zwei mit 26 Kanonen befanden, über 300 Gefangene, welche größtentheils verwundet waren, mit zurückgebracht. Ueber die Anzahl der Todten, die im Verhältniß mit der der Gefangenen äußerst stark ist, darf man sich nicht wundern, wenn man bedankt, daß die Chineser die Gewohnheit haben, auch diejenigen Feinde, die sich ihnen freiwillig ergeben, niederzumetzeln. Ihre Gefechte sind immer weit blutiger, wenn sich der Sieg schon entschieden hat, als während der Dauer derselben, und dieß ist doch wohl ein Recht des Krieges, an das weder Grotius noch Pufendorf jemals gedacht haben.

Wenn solche Räuber gefangen genommen werden, und ihr Name nicht in den Verzeichnissen derer gefunden wird, die als abwesend gemeldet worden sind, so wird ihnen sogleich der Kopf abgeschlagen. Sie mögen aber schuldig oder unschuldig seyn, so werden sie bei dem Verhöre und während der ganzen Untersuchung äußerst gemißhandelt, und zu wiederholtenmalen auf die Folter gespannt; wie abscheulich ist aber eine Justizverfassung, wo jeder Angeklagte so ganz ohne alle Menschlichkeit behandelt wird. Das Urtheil an den Schuldigen wird immer in Gegenwart des Mandarinen vollzogen. Der Verurtheilte liegt gebunden vor ihm auf den Knieen, und hinter ihm ist ein Pfahl von Bambusrohr aufgerichtet mit einem daran befestigten Papiere, worauf sein Name und seine begangenen Verbrechen geschrieben sind; mitten durch diese Schrift ist ein breiter rother Streif hindurch gezogen, was ein Zeichen ist, daß sein Blut unfehlbar vergossen werden

wird. Sind ihnen nun ihre Verbrechen und das Todesurtheil vorgelesen worden, so tritt der Nachrichter, ein Soldat des Mandarinen, mit einem großen breiten Säbel herbei, und bringt die Köpfe der neben einander auf den Knieen liegenden Gefangenen in eine solche Ordnung, daß er einen nach dem andern, ohne sich im geringsten aufzuhalten, abschlagen kann; ich habe selbst mit angesehen, daß fünf Köpfe innerhalb zwei Minuten auf diese Art von ihren Körpern getrennt wurden. Die letztern werden gewöhnlich der Familie der Hingerichteten übergeben, die sie begraben läßt; die Köpfe aber werden stark eingesalzen, um sie vor der Fäulniß zu bewahren, und in den Geburtsort der Hingerichteten geschickt, wo sie zu einem warnenden Denkmal seiner begangenen Verbrechen und seiner dafür erlittenen Strafe auf Pfähle aufgesteckt werden.

Es giebt aber in China auch noch eine andere Todesstrafe, die so über allen Ausdruck grausam und barbarisch ist, daß wer sie erfunden hat, von der Natur zum Henker bestimmt seyn muß. Sie besteht nämlich darin, daß nach und nach alle Glieder des Verurtheilten einzeln abgeschnitten werden, und zwar mit verschiedenen Messern, wovon jedes das Glied bezeichnet, das damit abgeschnitten werden soll. Alle diese Werkzeuge des Todes sind mit den Worten: der Fuß, der Arm, das Bein u. s. w. beschrieben, und so wie eines oder das andere derselben dem Henker blindlings in die Hand fällt, so muß das darauf bezeichnete Glied sogleich abgeschnitten werden, bis endlich der Nachrichter durch Zufall das Messer des Herzens ergreift. Der Verurtheilte ist dabei mit ausgespannten Armen an ein hölzernes Kreuz festgebunden, und seufzt unter den fürchterlichsten Martern nach dem Augenblicke, wo das Todesmesser allen seinen Qualen ein Ende machen soll. — Wenn man aber in China auf eine grausame Art gegen die Mannspersonen verfährt, so geschieht es doch

niemals gegen das weibliche Geschlecht, außer nur in dem einzigen Falle, wenn eine Frau ihren Mann ums Leben bringt, denn alsdann wird dieselbe ebenfalls hingerichtet. Es ist übrigens auch ein sehr seltener Fall, daß die Chineserinnen die auf andere Arten von Verbrechen gesetzten Todesstrafen verdienen, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil sie fast niemals ausgehen.

Die Neugierde verleitete mich, dem Verhöre beizuwohnen, welches über die 300 gefangenen Seeräuber gehalten wurde; dabei hatte ich nun Gelegenheit, mich mit meinen eigenen Augen von der unmenschlichen Gerechtigkeitspflege der Chineser zu überzeugen. Jeder Räuber, der herbeigeführt wurde, mußte vor dem Mandarin eine tiefe Verbeugung machen, sich mit einem Knie auf die Erde niederlegen, und den Boden mit der Stirn berühren. That er dieses nicht mit aller möglichen Ehrerbietigkeit, so schlugen die umherstehenden Soldaten mit Bambusröhrchen auf die unbarmherzigste Art auf ihn zu; dieß letztere geschieht jedoch überhaupt in allen solchen Fällen, besonders aber wenn die Soldaten wissen, daß der Angeklagte noch einiges Geld besitzt. Alsdann wird er unter irgend einem Vorwande so lange geprügelt, bis seine Taschen völlig leer sind. — Die erste Frage, die der Mandarin an einem Gefangenen thut, betrifft seinen Namen und seinen Geburtsort; dieses sagt jedoch ein Chineser, wenn er schuldig ist, äußerst ungern, weil die nachtheiligsten Folgen für seine Familie daraus entstehen, indem diese noch lange nach seinem Tode dafür gemißhandelt wird, und sich nur durch Abtretung ihres gesammten Vermögens Ruhe und Sicherheit erkaufen kann. Sie sind übrigens selten im Stande, das Stillschweigen hierüber bis ans Ende zu beobachten, weil sie sogleich auf die Folter gespannt werden; diese besteht aber darin, daß die beiden Füße des

Gefangenen in einem Schraubstock gelegt werden, und alsdann die Schraubenmutter so lange zugedreht wird, bis der fürchterlichste Schmerz sie endlich zum Geständniß bringt. Ganz zerquetschte und zerbrochene Füße sind immer die nothwendige Folge dieser Folter. Der Mandarin giebt sich auch keinesweges Mühe, den Unschuldigen von dem Schuldigen zu unterscheiden, sondern er fällt wie ein wüthender Hund über jeden von ihnen her, überhäuft sie mit Scheltworten und Schmähungen, und wenn einer von ihnen es wagt, den Kopf in die Höhe zu heben, so regnet es sogleich von allen Seiten die fürchterlichsten Hiebe auf ihn. Der Unschuldige wie der Schuldige muß daher zittern, wenn er vor dem Richterstuhle eines Mandarinen gebracht wird. Desto schlimmer für ihn, wenn er reich ist, denn alsdann quälen ihm die Soldaten auf das unbarmherzigste, und es ist mir ein Fall bekannt, wo ein unter einem höchst unbedeutenden Vorwande gefangen genommener Kaufmann diesen barbarischen Satelliten dafür, daß sie ihm nur eine einzige Stunde Schlaf vergönnten, 20 Piaster bezahlen mußte.

Diese Seeräuberbanden, deren es eben so wie auf den Inseln bei Canton, auch noch mehrere andere auf den vielen kleinen Inseln rings um die Küste von China herum giebt, sind in der That höchst merkwürdig und eine der vorzüglichsten Ursachen, warum der Handel der Chineser zur See nicht recht gedeihen kann. Sie existiren jedoch schon von den allerältesten Zeiten her, denn die Europäer haben sie sogleich im Anfang, als sie China zuerst kennen lernten, daselbst vorgefunden. Bekanntermaßen hat einer ihrer Anführer den Holländern die Insel Formosa entrissen, und ein anderer Namens Cong-Tang hielt sich für stark genug, um sich der Philippinischen Inseln bemächtigen und sich zum König derselben erklären zu wollen. Die Europäer haben jedoch nicht viel von ihnen zu fürchten, und wenn

ſie auch mit einer noch ſo groſſen Anzahl von Schiffen zum Vorſchein kämen; nur darf man nicht die geringſte Furcht vor ihnen verrathen, denn ſonſt kann man überzeugt ſeyn, daß ſie ſogleich einen Angriff wagen. In neuern Zeiten hat die Engliſche Compagnie zu Canton den Admiral, der den Oberbefehl über die Engliſche Seemacht zu Madras führt, aufgefordert, zwei Kriegs-Briggen und ungefähr ein Dutzend Kanonier-Schaluppen nach Macao zu ſchicken, um dieſe Seeräuber zu verfolgen und auszurotten. Ich zweifle nicht keinen Augenblick, daß die Engländer mit dieſer geringen Macht ihren Zweck vollkommen erreichen werden, und dies wäre in der That ein groſſer, weſentlich wichtiger Dienſt, den ſie China leiſten würden. Der Senat von Macao unterhält nur eine kleine Fregatte nebſt einer Brigge von 18 Kanonen, und dieſe ſind vollkommen hinreichend, um die Colonie ſelbſt, ſo wie die Zufuhr der Lebensmittel, gegen alle Angriffe von Seiten der Seeräuber zu ſichern.

Ich habe mich jedoch vielleicht ſchon allzulange bei den Nachrichten von dieſen Räuberbanden aufgehalten, und kehre deshalb nunmehr wieder zu den Portugieſen von Macao und der Beſchreibung ihres Handels zurück.

Die Lebensart der Portugieſen zu Macao iſt die allereinförmigſte und traurigſte, die man ſich denken kann; denn es fehlt ihnen durchaus an geſellſchaftlichem Umgang, und überhaupt an allen Arten von Zerſtreuungen. Nach ein hundert und funfzig Jahren der Trennung von dem Mutterlande ſind die Sitten und Gebräuche zu Macao noch ganz die nämlichen, wie ſie ehemals zu Liſſabon geweſen waren. Die Frauensperſonen kommen niemals zum Vorſchein, und am allerwenigſten, wann Fremde in ihrem Hauſe ſind. Steht eine Portugieſin am Fenſter, ſo muß ſie, ob ſie gleich durch die dichteſten Sonnenläden gegen die Blicke

von

von jedermann gesichert ist, sich dennoch sogleich zurückziehen, sobald zufälligerweise eine vorübergehende Mannsperson hinaufsieht. Allein ungeachtet dieser strengen Eingezogenheit sind die Frauenspersonen zu Macao um nichts getreuer und tugendhafter, als in allen andern Ländern.

Ich habe schon oben gesagt, daß Macao zu gleicher Zeit von zwei verschiedenen Nationen, nämlich den Portugiesen und den Chinesern regiert wird. Die Chinesische Regierung zu Macao ist dem Mandarin von Hon-Chang-Fu anvertraut, einer Stadt, die sieben Stunden von Macao entfernt ist, und über 100000 Einwohner enthält; außerdem steht Macao aber auch noch unter den Befehlen des Mandarins zu Casa-Blanca, einer kleinen anderthalb Stunden von Macao gelegenen Stadt. Dieser letztere Mandarin ist von einem weit höhern Rang, als der von Hon-Chang, und eigentlich bloß ein Abgesandter des Hofes, der alles, was zu Macao vorgeht, genau beobachten, und darüber nach Peking berichten soll. Zu diesem Ende hält sich nun beständig ein Sekretär desselben zu Macao auf; durch diesen werden aber von beiden Mandarinen die unerhörtesten Bedrückungen ausgeübt, und den daselbst wohnenden Chinesern das Geld auf eine eben so plumpe Art aus der Tasche gestohlen, als es nur immer von einem Räuber auf der öffentlichen Heerstraße geschehen kann. Aus diesem Grunde kann man aber auch bestimmt sagen, daß alles, was man von der großen Weisheit der Chinesischen Regierung erzählt hat, nichts weiter als schöne Erdichtungen sind, die aus der Phantasie der Missionarien zu Peking entsprungen sind. Von einer Tartarischen Regierung läßt sich aber auch nichts anders erwarten; ist es aber wahr, daß dieses Volk aufgehört hat Tartaren zu seyn, und daß es die mildern Sitten des besiegten Volkes angenommen hat, so muß man dieses ganze schändliche

Betragen gegen die Unterthanen dem orientalischen Despotismus überhaupt zuschreiben, der wegen seiner weisen Gesetze nirgends anders als in den Mährchen der Tausend und Einen Nacht gerühmt wird.

Wenn die Stadt Macao das Unglück hat, von zweierlei Nationen regiert zu werden, so ist es auch kein Glück für sie, daß zweierlei Zolleinrichtungen daselbst statt haben. Den Portugiesen müssen von allem Gelde, das hinein gebracht wird, zwei Prozent bezahlt werden, allein von demjenigen, das herausgeht, so wie überhaupt von allen ausgeführten Chinesischen Waaren, wird keine Abgabe entrichtet. Wie hoch sich aber die Einkünfte der Stadt von diesen Zöllen belaufen, habe ich schon oben angeführt. Die Chineser, die nach Macao Handel treiben, bezahlen den Zoll an ihren Hopou oder Ober-Zolldirector, und auch die Portugiesischen Schiffe, die daselbst einlaufen, müssen demselben für das Ausmessen eine gewisse Abgabe entrichten, wobei jedoch diejenigen, die schon von dem Senat der Stadt in ihre Register eingetragen sind, weit milder behandelt werden, als diejenigen, die zum erstenmal dahin kommen.

In jeder Provinz von China ist ein solcher Beamter angestellt, der die Ober-Direktion über die Zölle führt, und die Berechnung darüber unmittelbar dem Hofe zu Peking ablegt. Dieser sogenannte Hopou, der ein sehr wichtiger und vornehmer Mann ist, läßt gewöhnlich alle einzelnen Unter-Zollstätte versteigern und sie dem Meistbietenden zuschlagen, wobei jedoch dieser letztere ihm auch noch ein sehr bedeutendes Geschenk machen muß. Solcher Zollstätten giebt es nun eine außerordentliche Menge, und sie machen eine von den Hauptquellen der Einkünfte des Kaisers aus. Für die Chineser selbst ist diese Abgabe sehr unbedeutend, denn sie haben für alle Arten von Produkten und Waaren nur sehr wenig zu bezahlen; desto drückender ist sie

über für die Europäer, besonders wenn die eingeführten Waaren in Kupfer, Eisen, Stahl oder Glas bestehen. Die Abgaben für das Ausmessungsrecht, das sich die Hopou's über alle Portugiesischen Schiffe angemaßt haben, belaufen sich von einem dreimastigen Schiffe, das nämlich zum erstenmal dahin kommt, auf 8 bis 900 Piaster. Außerdem lebt aber auch die Stadt noch in anderer Rücksicht in der größten Abhängigkeit von diesem Hopou, denn ohne seine Erlaubniß darf weder ein neues Haus gebaut, noch an irgend einem andern die geringste Ausbesserung vorgenommen werden, und für eine solche Erlaubniß muß natürlicher Weise jedesmal Geld bezahlt werden.

Zum Schluß muß ich nun auch noch kürzlich die Veranlassung erzählen, wie die Portugiesen zu dem Besitze von Macao gekommen sind. Sie trieben nämlich, wie noch einige andere Europäische Nationen, vor alten Zeiten einen Handel nach Limpu, einer Chinesischen Stadt, die nordwärts von Macao gelegen ist. Damals wurde das ganze Meer von Macao durch einen berüchtigten Seeräuber unsicher gemacht, der sich sogar dieser Stadt schon wirklich bemächtigt hatte. Die Mandarinen ersuchten deshalb die Portugiesen um ihren Beistand gegen denselben, und diese letztern brachten auch wirklich seiner Armee eine völlige Niederlage bei, wobei er selbst das Leben verlor. Sie nahmen hierauf ohne großen Widerstand die Stadt wieder ein, und lieferten zuletzt die sämmtlichen Früchte ihres Sieges ohne Rückhalt an die Mandarinen aus. Ueber dieses uneigennützige Betragen waren die Mandarinen höchst erfreut und statteten dem Kaiser Bericht davon ab, worauf dieser aus Dankbarkeit den Portugiesen die Stadt Macao als völliges Eigenthum schenkte, um sie zum Sitz und zur Niederlage ihres Handels zu machen. Außerdem ertheilte er ihnen auch noch eine Menge anderer Vorrechte und Privile-

gian, allein die meisten derselben haben sie, wie schon oben bemerkt worden, durch das fehlerhafte Benehmen ihrer Regierung heut zu Tage verloren.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Canton. — Plackereien des Hopon oder Ober-Zolldirectors. — Hanisten. — Englische Compagnie. — Chinesisches Jahr. — Jahreszeiten. — Eintheilung des Tages.

Ohne die geringe Anzahl von Europäern, die sich zu Canton aufhielten, oder die vielmehr eben so wie ich daselbst geduldet wurden, würde ich geglaubt haben, in eine ganz andere Welt versetzt zu seyn, so sehr sind die Gesichtszüge der Menschen von denen aller andern Völker verschieden, und so wenig Aehnlichkeit haben ihre Sitten und Gebräuche, ihre Gesetze und überhaupt alle ihre Begriffe mit denen, die in allen andern Ländern des Erdbodens gefunden werden. Ein Chinese ist keinesweges ein Mensch wie jeder andere, denn er hat nur äußerst wenig mit dem Tartaren gemein, der sein Nachbar ist, und ganz und gar nichts mit dem Hindu, der nicht weit von ihm entfernt lebt; er ist ein ganz besonderer Mensch, den man studiren muß, den sein hohes Alter ehrwürdig macht, und der durch die Eigenthümlichkeit seiner Sitten noch weit mehr von allen andern Völkern, und besonders von uns Europäern getrennt wird, als durch die weite Entfernung ihres Landes. Da ich mich ziemlich lange bei ihnen aufgehalten habe, so bin ich im Stande, meinen Lesern manche, wo nicht ganz neue, doch gewiß nicht uninteressante Notizen über ihre Gebräuche und über ihre ganze Verfassung mitzutheilen.

Am 11ten Oktober begab ich mich am Bord der Champanen, welche die Holländische Compagnie von dem Hanniſten, der für dieſelbe Bürgſchaft leiſtet, hatte kommen laſſen. Ein ſolcher Hanniſte iſt ein Kaufmann, der von dem Kaiſer das ausſchließliche Privilegium erhalten hat, mit den Europäern Handel zu treiben. Bei der Ankunft eines Schiffes muß er jedoch noch von dem Hopou, einem obern Mandarin, dem die Direction des ganzen Zollweſens und die ſpecielle Aufſicht über die Europäer übertragen iſt, die Erlaubniß dazu einholen, und um dieſe zu erlangen, müſſen für ein Champan, worin man mit allen ſeinen Effecten und Waaren ans Land gebracht wird, 800 Piaſter bezahlt werden. Die ſämmtlichen Hanniſten ſtehen unmittelbar unter den Befehlen des Hopou. Dieſer Tartariſche Mandarin kommt gewöhnlich mit Schulden beladen von Peking an, und in weniger als Jahresfriſt hat er ſie insgeſammt abgetragen. Der Mandarin, der zu meiner Zeit die Stelle bekleidete, hat bei ſeiner Ankunft zu Canton zugleich auch ſeine ſämmtlichen Gläubiger mitgebracht, und ihnen ſogleich anſtatt der Bezahlung alle Stellen von Unter-Hopous übertragen, die außerordentlich einträglich ſind, weil ſich dieſe Menſchen unter dem Schutze ihres Schuldners alle Arten von Plackereien und Erpreſſungen erlauben dürfen.

Am 12ten Oktober gingen wir zu Macao unter Segel, und ich fand die Chineſiſchen Champanen ſehr bequem für die Reiſenden eingerichtet, und für die Fahrt auf den Flüſſen außerordentlich zweckmäßig. Ob wir gleich nur den ſchmalen Arm des Meeres, der uns von der Mündung des Hong-Chang trennte, zu durchſchiffen hatten, ſo wurden wir dennoch von der Portugieſiſchen Fregatte und der Brigge, die zum Schutz gegen die Seeräuber von der Stadt Macao unterhalten werden, begleitet. Da der Wind aus Norden kam,

und uns folglich gänzlich ungünstig war, so brauchten wir volle 36 Stunden, ehe wir zu Hong-Chang anlangten.

Die Einfahrt in den Fluß dieses Namens ist sehr schön, und die Ufer auf beiden Seiten außerordentlich belebt. Der Fluß ist mit einer großen Menge von Fahrzeugen von verschiedener Größe und Bauart bedeckt, so wie es überhaupt alle Flüsse in China sind, und auf den Ufern sieht man eine große Anzahl großer Dörfer, die zwar schlecht gebaut, aber außerordentlich stark bevölkert sind. Die Aussicht ist durchgängig malerisch schön, und wird es besonders auch durch die vielen zwei Stockwerk hohen Thürme, die hin und wieder erbaut sind. So oft die Champanen vor einer Pagode vorbeifuhren, so wurde der in derselben verehrten Gottheit ein Opfer von Früchten dargebracht, die ein Theil von der Nahrung der Matrosen ausmachen. Dieß geschahe immer unter Rührung der Trommel, und da diese Pagoden gleichsam aus der Erde herauszuwachsen schienen, so hatten diese Opfer sehr häufig statt, und wir wurden fast unaufhörlich durch den Lärm dieser Trommeln betäubt, denn die Chineser beobachten alle Arten von Ceremonieen mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit.

Am 13ten gegen Mittag kamen wir zu Hong-Chang an, wo wir aber auf den Unter-Hopou, der die Champanen visitiren und ein Verzeichniß von den darin befindlichen Waaren verfertigen sollte, ziemlich lange warten mußten. Die Stadt Hong-Chang hat eine sehr angenehme Lage am Fuße eines oben abgestumpften und mit einem hohen Thurme versehenen Bergeskringes herum auf dem Abhange desselben befinden sich die Begräbnißplätze der Chineser, für welche diese Nation eine so ausgezeichnete Ehrfurcht hat. Die Bevölkerung der Stadt beläuft sich ohne alle Uebertreibung auf 100000 Seelen; es sind drei Mandarinen

daselbst; wovon einer über das Kriegeswesen, der zweite über die Justizpflege und der dritte über die Erhebung der Zölle gesetzt ist. Der Krieges-Mandarin ist jedoch der vornehmste unter ihnen, und führt auch den ausgezeichneten Titel eines Hyen. Der ganze Fluß ist mit einer solchen unermeßlichen Menge von Fahrzeugen bedeckt, die das ganze Jahr hindurch ohne Unterlaß bewohnt werden, daß man die Volksmenge, die sich in denselben befindet, auf wenigstens 25000 Seelen annehmen kann.

Gegen Abend setzten wir unsere Fahrt weiter fort, und je mehr wir uns Canton näherten, desto lachender und freundlicher wurde die Gegend; wir fuhren gleichsam durch ein Meer von Reißfeldern hindurch. Hin und wieder war der Fluß mit hohen Pfählen verrammelt, um die Seeräuber abzuhalten, die wirklich einmal den Versuch gemacht haben, auf demselben hinaufzufahren; die Kaufleute zu Canton hatten sogar auch längs desselben zur Beschützung des Handels Wachposten ausgestellt, allein weil die Soldaten von den vorbeifahrenden Schiffen Geld erpreßten, und dieselben auch sonst auf alle mögliche Art drückten und plagten, so sahen sich die Mandarinen genöthigt, diese Posten wieder einzuziehen. Hin und wieder sahen wir an den Ufern des Flusses auch kleine Forts, die man aber eher für Schlösser von Kindern gehalten hätte, es befanden sich zwar wohl einige Kanonen in denselben, allein die Mauern waren bei weitem nicht einen Fuß dick. Nach einigen Stunden kamen wir nach Sinaye, einem ziemlich gut gebauten Flecken, dessen Volksmenge sich auf 50000 Seelen beläuft, und wo sich eine Zollstätte befindet, die zwar gegen die Eingebohrnen selbst sehr nachsichtig ist, aber gegen die Fremden mit einer außerordentlichen Strenge zu Werke geht. Der Weg von Sinaye nach Canton ist einer der reizendsten, den man sich denken kann; die Menge von Dörfern,

die einander beinahe berühren, und die unübersehbaren Reißfelder verkündigen Fülle und Wohlstand. Hin und wieder stehen einzelne Thürme, unter welchen ich mehrere gesehen habe, die zehn Stockwerke hoch waren; kein einziger aber hat eine Thüre, und außer vier Fenstern sind durchaus keine Oeffnungen an denselben. Alle diese Thürme sind eine Art von Pagoden, denen insgesammt unsere Matrosen im Vorbeifahren zum Zeichen ihrer Ehrfurcht ein Opfer darbrachten.

Canton scheint mir, von dem Thurme einer Pagode betrachtet, von welchem man die ganze Stadt und die sämmtlichen Vorstädte übersehen kann, nicht halb so groß zu seyn als Paris. Außer den Pagoden, deren Anzahl, große und kleine zusammengenommen, sich auf 400 beläuft, giebt es durchaus keine öffentlichen Gebäude daselbst; eine Pagode in der Vorstadt, jenseits des Flusses gegen der Englischen Faktorei über, ist von einer solchen Größe, daß beinahe 400 Bonzen darinnen wohnen. Die Häuser sind übrigens niedrig, insgesammt auf die nämliche Art erbaut, und ich habe kein einziges gesehen, das, mit Inbegriff des Daches, über 30 Fuß hoch gewesen wäre. Dessen ungeachtet ist die Bevölkerung der Stadt außerordentlich stark, denn die Straßen sind auf eine so auffallende Art enge, daß wenn ein Mensch in der Quere darin läge, niemand, ohne über ihn zu schreiten, hindurchkommen könnte. In jeder Straße befindet sich eine Menge von Thoren, die höchstens nur 50 Schritte von einander entfernt sind; alle diese Thore werden, aus Furcht vor Dieben, die in China zahlreicher als in irgend einem andern Lande sind, des Nachts verschlossen und sorgfältig bewacht. Wird nun ein Dieb auf der That ertappt, so ruft man sogleich den Wächtern zu, daß sie die Thore vor- und rückwärts verschließen sollen; der Dieb kann nunmehr nicht entwischen, denn in einem Hause wird er gewiß nicht aufgenommen, weil sonst

der Besitzer desselben sich seines Verbrechens theilhaftig machen würde. Die merkwürdigste unter allen diesen Straßen ist aber die sogenannte Porzellainstraße, in welcher alle Kaufleute wohnen, die mit dieser Waare Handel treiben; sie ist dreimal breiter als alle übrigen, und die Buden haben ganz die nämliche Einrichtung. Überhaupt sind alle Buden in der ganzen Stadt ziemlich klein, aber dessen ungeachtet mit Waaren aller Art reichlich angefüllt. Jede Straße hat so zu sagen ihre eigenthümliche Art von Gewerbe, allein keinem Kaufmann ist es erlaubt, ein Schild auszuhängen; die Apotheken allein besitzen dieses Vorrecht, weil man nothwendiger Weise bestimmt wissen muß, wo die Arzneimittel, durch welche einem Kranken das Leben gerettet werden kann, zu kaufen sind. Jeder Kaufmann muß übrigens für die Erlaubniß, eine Bude halten zu dürfen, jährlich eine gewisse Abgabe an den Mandarin entrichten; in der Porzellainstraße wird aber, weil sie dem Quartier der Europäer am nächsten liegt, doppelt so viel bezahlt.

Man hat mich versichert, und ich habe mich auch selbst durch den Augenschein davon überzeugt, daß die Anzahl der Einwohner die zu Canton auf dem Wasser leben, den dritten Theil von denen ausmacht, die auf dem Lande wohnen. Die Anzahl der dasigen Champanen beläuft sich auf 60000, und sie nehmen auf einer Strecke von mehr als drei Stunden beide Ufer des Flusses ein. Sie formiren ordentliche Straßen, die zum Theil sehr lang und von verschiedener Breite sind; auch sind die Buden auf dem Wasser mit allen Waaren und Produkten, welche die Menschen, die auf diesem Elemente wohnen, zu ihren Bedürfnissen nur immer nöthig haben, reichlich angefüllt. Alle diese Chamspanen sind sehr reinlich und hübsch eingerichtet, aber vor allen zeichnen sich diejenigen aus, worin die Freudenmädchen wohnen, denn unter diesen giebt es viele

mit einer Reihe von Zimmern, die alle reicher und geschmackvoller verziert sind, als man sie in den reichsten Chinesischen Häusern antrifft. Die Preise für diese Mädchen sind nach ihrer Schönheit und nach den Talenten, die sie besitzen, verschieden, und es giebt welche darunter, die für den Tag mit 200 Piastern bezahlt werden müssen; ihre Talente bestehen aber darin, daß sie singen und mancherlei Instrumente spielen, allein diese Musik ist so abscheulich, daß man von früher Kindheit an daran gewöhnt seyn muß, um nicht davon zu laufen. Uebrigens stehen diese Chinesischen Sirenen insgesammt unter einem besondern Mandarin, der die Aufsicht über sie führt, und der besonders darauf Achtung giebt, daß kein Europäer bei ihnen Zutritt finde; wenn dieses geschähe, so würde der Hanniste, der sich für das Fahrzeug, zu dem ein solcher Europäer gehörte, verbürgt hat, auf das empfindlichste bestraft werden. Allein dessen ungeachtet haben sich während meines Aufenthalts daselbst mehrere leichtsinnige junge Leute gefunden, die sich nicht davon zurück halten ließen; sie wußten es zwar so geschickt einzurichten, daß der Mandarin nichts davon erfuhr, allein den schrecklichen Folgen, dem Resultat von den zügellosen Ausschweifungen, denen sich die Chineser überlassen, haben sie nicht entgehen können.

Die Stadt Canton stellt in allen ihren Theilen ein Bild der Thätigkeit dar, die über alle Beschreibung geht; das Treiben und die ununterbrochene Bewegung in allen Straßen beweis't offenbar, wie viel Arbeit in China erfordert wird, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, und wie weit man es folglich in seinem Gewerbe oder in seiner Kunst gebracht haben muß, um diesen Zweck ganz zu erreichen. Es hat daselbst durchaus niemals der geringste Zeitpunkt der Ruhe und des Stillstandes statt, außer nur während der Stunden, die dem Schlafe gewidmet sind, und der Chineser

pflegt höchstens nur drei Stunden zu schlafen. Die Europäer zu Canton können diese beständige Bewegung in allen Straßen anfänglich gar nicht begreifen, und erst nach einem ziemlich langen Aufenthalte daselbst fängt man an, sich einigermaßen daran zu gewöhnen; ich kann aber auch ohne alle Uebertreibung versichern, daß das Getümmel und die gewiß nicht geringe Unruhe im Palais-Royal und in den allerlebhaftesten Straßen zu Paris nur ein schwaches Bild davon ist. Einen Chinesen sieht man niemals in den Straßen gehen, sondern er läuft beständig, er hat aber auch dabei nicht zu fürchten, daß er an eine Frauensperson anrenne, weil man diese niemals auf den Straßen sieht, als vielleicht hier und da ein altes Weib aus der niedrigsten Klasse des Volkes.

Ich habe oben schon der vielen Diebe in China erwähnt, und muß nunmehr auch noch von einer andern Art derselben sprechen, die sich überhaupt in allen Ländern des Erdbodens selten zu vergessen pflegen; dies sind nämlich die Hopou's oder Zoll-Directoren. Ich rede jedoch hier vorzüglich von dem Chef derselben, dem auch zugleich die Oberaufsicht über die Europäer übertragen ist. Er ist immer ein Mandarin von einem hohen Range, kommt ohne alles Vermögen nach Canton, und sammelt sich in kurzer Zeit unermeßliche Reichthümer. Da aber die sämmtlichen Abgaben in China ziemlich genau bestimmt sind, und wenig Schleichhandel getrieben wird, so bleibt ihm kein andres Mittel übrig, um seinen Zweck zu erreichen, als von den Hannisten Geld zu erpressen; diesen zwölf Kaufleuten, denen der Kaiser das Privilegium ertheilt hat, mit den Europäern Handel zu treiben. Die Art aber, wie er sich dabei benimmt, ist als ein Muster von fiskalischer Spitzbüberei in der That bemerkenswerth.

Jedes ankommende Europäische Fahrzeug muß sogleich einen von den zwölf Hannisten zum Bürgen

sowohl für den Capitain als für das gesammte Schiffsvolk annehmen. Wird nun von irgend jemand auf demselben ein kleiner Verstoß gegen die Sitten und Gebräuche des Landes gemacht, so bekümmert sich der Hopou nicht um den eigentlichen Thäter, sondern er nimmt sogleich den Bürgen beim Kopfe; von diesem fordert er Geld und abermals Geld, und hört nicht eher damit auf, als bis er nichts mehr zu geben im Stande ist. Gegen den Grund, welchen der Hopou für dieses Betragen anführt, hilft keine Einwendung; du hast nicht die gehörige Aufsicht geführt, sagt er zu dem Hannisten, du hast die Fremdlinge mit unsern Sitten und Gebräuchen nicht gehörig bekannt gemacht; der Hanniste mag nun hierauf antworten, was er will, so wird er für schuldig erklärt und muß zahlen. Auch ist es ganz einerlei, ob der Hanniste im Stande ist, die geforderte Summe aufzubringen oder nicht, denn die sämmtlichen Hannisten haben sich solidarisch für einander verbindlich gemacht. Zu meiner Zeit ist der sonderbare Fall eingetreten, daß die Subrecarguen der Englischen Compagnie wegen einer sehr ansehnlichen Forderung, welche dieselben an einen Hannisten zu machen hatten, sich an den Hopou wendeten, und diesen baten, ihnen zu ihrem Gelde zu verhelfen. Wirklich zwang er auch sogleich die zwölf privilegirten Kaufleute, die Summe, welche der eine von ihnen schuldig war, gemeinschaftlich zu bezahlen. Als sie sich aber beschwerten, daß die Summe übertrieben wäre, und daß sich die Forderung bei weitem nicht so hoch beliefe, so gab ihnen der Ober-Zolldirector zur Antwort: dieß kann wohl seyn, aber zahlt nur vorerst, und wir wollen alsdann schon sehen, ihr sowohl als ich, was in der Sache weiter zu thun ist. Sie mußten auch ohne weitere Einwendung zahlen; allein was that der Hopou? Er legte sogleich eine beträchtliche Auflage auf die Europäischen Waaren, wobei er freilich

sich selbst am meisten bedachte, aber doch auch, und dieß ist erstaunend viel für einen Chineser, die Gefälligkeit hatte, die Hannisten nicht zu vergessen. Sie fanden sämmtlich ihre Rechnung bei der neuen Auflage, und dieser ganze Vorfall macht wirklich dem Finanz-Genie des Tartaren Ehre, denn die Europäischen Schiffe haben seitdem den Betrag der oben genannten Schuldforderung schon mehr als sechsmal wieder zurückbezahlt.

Es ist ein großes Unglück für einen Hannisten, wenn er sich genöthigt sieht, vor dem Hopou zu erscheinen, denn dieser unterläßt niemals, die ausschweifendsten Forderungen an ihn zu thun, und alles, was derselbe verlangt, muß sogleich und unweigerlich verabfolgt werden. Man hat den Fall gehabt, daß von einer Ladung von 800 Stücken Cammelott von Leyden, der von den Chinesern sehr hoch geachtet wird, ein Hopou 650 Stück für sich zurück behielt und den Hannisten zwang, nicht nur die ganze Ladung zu bezahlen, sondern auch noch obendrein die Abgaben, die von jedem Stücke 17 Piaster betragen. Aus allem diesem sieht man aber, daß wir in Europa ganz und gar keine Ursachen haben, uns über Bedrückungen zu beklagen; nach China muß man gehen, um die Kunst zu lernen, alles ohne Murren zu ertragen!

Wenigstens sollte man aber nun glauben, daß der Hopou nach Maßgabe des Nutzens und des großen Gewinns, den er von den Kaufleuten zieht, dieselben auch in Ehren halten und mit Achtung behandeln würde; allein auch dieß ist keinesweges der Fall. Ein Chineser ist ein ganz anderer Mensch, als irgend einer, und seine Denkungs- und Handlungsart sind von denen aller andern Nationen gänzlich verschieden; er verachtet diese armen Kaufleute, und behandelt sie wie Sclaven. An jedem Neumond müssen sie ihm insgesammt ihre Aufwartung machen, und alsdann läßt er

sie gewöhnlich vom frühen Morgen bis auf den Abend in einem Vorzimmer warten, ehe er ihnen Audienz ertheilt, und oft sogar läßt er ihnen auf den Abend sagen, daß sie am andern Morgen wiederkommen sollten. Nach allem diesen werden nun wohl meine Leser mit mir überzeugt seyn, daß wenn der Despotismus überall verbannt wäre, er in China eine Freistätte, und nicht nur eine Freistätte, sondern auch Tempel und Altäre finden würde.

Die Hannisten würden sich aber noch sehr glücklich preisen, wenn sie nur allein vor dem Hopou zu zittern hätten, allein sie müssen auch seine sämmtlichen Schreiber zu Freunden haben, denn durch diese werden sie von allen gegen sie angebrachten Beschwerden sogleich benachrichtiget, und stehen überhaupt so ganz in ihrer Hand, daß sie die Sicherheit ihres Lebens um jeden Preis von ihnen erkaufen müssen. Die Summe, die ein Hanniste jährlich an diese Schreiber zu bezahlen hat, belaufen sich beinahe eben so hoch, als was er dem Hopou selbst geben muß. Außerdem hat der letztere auch noch drei Linguas oder Ober-Dollmetscher in seinen Diensten, welche ihm die in den verschiedenen Europäischen Sprachen geschriebenen Fakturen übersetzen müssen. Dafür muß ihnen jedes Schiff 250 Piaster bezahlen, und noch überdieß eine bestimmte Abgabe von jeder Waare. Die Freudenmädchen, über welche, wie oben gesagt worden, der Hopou die Oberaufsicht führt, tragen ihm ebenfalls beträchtliche Summen ein, denn sie müssen nach ihrem verschiedenen Werthe starke Abgaben an ihn entrichten, und wenn sich ein Europäer bei einer von ihnen erwischen läßt, so wird er vorerst mit dem Gegenstande seiner flüchtigen Leidenschaft in ein gemeinschaftliches Gefängniß eingesperrt, und muß alsdann, wenn er reich ist, ein außerordentlich starkes Lösegeld bezahlen. Ist es aber ein gemeiner Matrose, so pflegt sein Schiffs-Capitain auf die Meldung von

dessen Gefangennehmung ganz unbefangen zu antworten: daß es ihm ungemein freuen werde, wenn man sich die Mühe geben wolle, den Bösewicht, der sich unterfangen hat, gegen die Chinesischen Sitten zu verstossen, selbst abzustrafen. Weil nun aber diese Bestrafung den Mandarinen keinen Groschen Geld eintragen würde, so wird gewöhnlich der Matrose auf diese Antwort sogleich freigelassen.

So sehr nun aber auch die Hanisten, diese zwölf Kaufleute, denen der Kaiser das Privilegium ertheilt hat, mit den Europäern Handel zu treiben, von dem Hoppo auf alle mögliche Art gemißhandelt werden, und so äußerst beträchtliche Summen sie an ihn und seine Schreiber bezahlen müssen, so sind sie dessen ungeachtet im Stande, mermeßliche Reichthümer zu sammeln, und leben auch alle auf einen sehr großen Fuß. Sehr häufig strecken ihnen die verschiedenen Europäischen Handels-Compagnieen beträchtliche Geldsummen vor, und zwar zu weit geringern Zinsen, als sie es bei ihren Landsleuten bekommen könnten. Diese Zinsen werden auch noch gewöhnlich in Waaren bezahlt, und dieß ist sowohl für den Gläubiger als für den Schuldner vortheilhaft, denn unter den Chinesern selbst müssen jährlich von einem schuldigen Kapital 48, sage 48 Prozent Interessen bezahlt werden. Die Hanisten übernehmen die sämmtlichen von einem Europäischen Schiffe mitgebrachten Waaren, und zwar immer zu dem niedrigsten Preise, worin jede von ihnen zu dieser Zeit steht. Ferner machen die Europäer einen Contract mit ihnen wegen der sämmtlichen Waaren, die sie wieder mitnehmen wollen, und lassen sich dieselben von ihnen liefern. Wenn man jedoch diese Waaren in Empfang nimmt, so muß man sie zuvor auf das genaueste untersuchen, weil man sonst Gefahr läuft, betrogen zu werden, denn wenn auch die Hanisten selbst nicht die Absicht haben, zu betrügen, so geschieht es von ihren Die-

nern und Unter-Lieferanten, auf die sie sich bei der zahllosen Menge von Geschäften, die ihnen durch die Hände gehen, verlassen müssen. Gewöhnlich braucht man dabei die Vorsicht, daß die Waaren in Kisten gelegt, diese verschlossen und numerirt werden, und zuletzt das Siegel des Hanniſten auf dieſelben gedruckt wird; wenn man ſie nun in der Folge nicht durchgängig richtig findet, ſo kann man ſie dem Hanniſten auf ſeine Koſten wieder zurückſchicken, und er muß alsdann nicht nur die Fracht, ſondern auch noch 25 Prozent Entſchädigung bezahlen. Ihren Hauptgewinn ziehen übrigens die Hanniſten von dem Thee, weil die Europäer den wahren currenten Preis, worin dieſes Produkt in China ſteht, nicht kennen; deshalb ſind die Hanniſten auch immer ſehr froh, wenn große Beſtellungen von Thee gemacht werden.

Kommt nun von irgend einer Handels-Compagnie ein Schiff in China an, ſo benachrichtigen die Hanniſten ſogleich den Ober-Zolldirector davon, und leiſten reihenweiſe, einer nach dem andern, Bürgſchaft für daſſelbe. Die Ladung beſorgen ſie auf gemeinſchaftliche Koſten, und theilen alsdann auch den Gewinn nach der Quantität der Waaren, die ein jeder von ihnen geliefert hat. Derjenige Hanniſte aber, der Bürgſchaft für das Schiff geleiſtet hat, iſt für alles, was von irgend einer Perſon auf demſelben gegen die Chineſiſchen Geſetze begangen wird, verantwortlich, und wir haben oben geſehen, daß ſie in ſolchen Fällen oft unermeßliche Summen Geldes bezahlen müſſen.

Die Amerikaner ſind die einzigen, die keine Handels-Compagnie in China haben, ſondern blos allein einen Handelsagenten, der ſich zu Canton aufhält. Sie wählen ſich daher immer einen von den zwölf Hanniſten, in welchen ſie das meiſte Vertrauen ſetzen; dieſer kauft ihnen ihre ganze Ladung ab, und liefert ihnen alle Waaren zu einer andern, nach den in einem

darüber

darüber abgeschlossenen Kontrakt bestimmten Preisen. Wenn die Amerikaner Thee kaufen wollen, von dem man nur durch eine sehr lange Uebung eine vollkommene Kenntniß bekommen kann, so suchen sie sich dadurch von allem Betruge zu sichern, daß sie irgendeinem Kaufmanne, der sich darauf verstehe, Ein Prozent von dem ganzen Kaufpreise abgeben, wofür ihnen dieser alsdann Bürgschaft leistet, daß der gelieferte Thee vollkommen von der Qualität ist, wie man ihn hat haben wollen. Hat man Geld an die Hanisten auszuzahlen oder welches von ihnen zu bekommen, so muß man immer die Wange bei der Hand haben, und dasselbe in ihrer Gegenwart durch einen vertrauten Chinesser abwiegen lassen; es wird nämlich alles Geld in China nach dem Gewichte genommen, und es ist eine allgemein bekannte Sache, daß die Hanisten zweierlei ganz verschiedene Wagen führen, die eine für die Einnahme und die andere für die Ausgaben.

Die Englische Compagnie macht in China unermeßlich große Geschäfte, und man kann sagen, daß sie sich hauptsächlich durch diesen Zweig aufrecht erhält. Ihre Schiffe bringen aus Europa vorzüglich Tücher dahin, die sie oft weit unter ihrem wahren Werthe an die Hanisten verkaufen; dagegen nehmen sie von dort Nankeen, rohe und verarbeitete Seide, und hauptsächlich Thee, wieder mit zurück. Die ganze Masse des Thees, den die Compagnie aus China wegführt, beläuft sich jährlich auf 300000 Kisten, wovon ein Drittel in grünem, und der ganze Ueberrest in schwarzem Thee besteht. Der Preis des Thees ist in China sehr verschieden, je nachdem es nämlich mehr oder weniger gerötet hat, denn er kostet natürlicherweise weit mehr, wenn er wegen Mangel an Wasser nicht auf den Flüssen transportirt werden kann, sondern durch sogenannte Culis oder Lastträger herbei gebracht werden muß. Auch eine besondere Landessitte giebt nicht sel-

ten Gelegenheit, daß man ihn sehr wohlfeil bekommen kann, an dem Neujahre nämlich müssen alle Chinesischen Kaufleute ihre Gläubiger bei Heller und Pfennig bezahlen, um theils noch mehr Credit zu bekommen, theils auch nicht verklagt und als böse Schuldner gemißhandelt zu werden. Sie bieten deshalb um diese Zeit alles mögliche auf, um baares Geld in die Hände zu bekommen, und verkaufen alle ihre Waaren um jeden Preis. Der Anfang des neuen Jahres fällt aber in China in den Monat Februar, zu welcher Zeit der ganze Handel zu Canton stockt. Diesen Umstand benutzen nun die Compagnieen, um beträchtliche Vorräthe von Thee aufzukaufen, weil er ihnen alsdann kaum halb soviel kostet als späterhin. Uebrigens habe ich schon oben bemerkt, daß der wahre Preis des Thees in China den Europäern gänzlich unbekannt ist, und man hat mich versichert, daß die Kaufleute zum wenigsten funfzig Prozent darauf gewinnen; hieraus sieht man nun, daß wenn ein Hannsse einem angekommenen Schiffe seine mitgebrachten Europäischen und Indischen Waaren abnimmt, und ihm dafür eine Ladung Thee liefert, er einen unermeßlichen Gewinn darauf machen muß.

Die Subrecarguen der Englischen Compagnie haben äußerst ansehnliche Besoldungen, und diese vermehren sich nach ihrem Dienstalter. Die drei ältesten unter denselben formiren einen geheimen Ausschuß, in welchem alle Angelegenheiten der Compagnie verhandelt werden; in den Versammlungen desselben werden alle Meinungen, nebst den Gründen dafür und dawider, in ein Tagebuch eingetragen, das durch einen Secretär, der ebenfalls ein Subrecargue ist, geführt wird. Außerdem hat daselbst die Compagnie noch eine große Anzahl anderer Personen in ihren Diensten, z. B. einen Chirurgus, einen Mechanikus, um die dahin gebrachten Instrumente auszubessern, einen Bo-

taniker, den Herr Joseph Banks dahin geschickt hat, um den Garten der Königl. Gesellschaft der Wissenschaft zu London mit Chinesischen Pflanzen zu versehen, einen Astronomen, der jetzt eben im Begriffe steht, eine Reise nach Peking zu machen, und noch einige andere. Alle diese Beamten haben nicht nur einen sehr starken jährlichen Gehalt, sondern sie werden auch noch überdieß in allem möglichen frei gehalten, wogegen sie jedoch versprechen müssen, sich durchaus nicht mit Handlungsgeschäften abzugeben. In dem Hause der Compagnie wird für alle diese Personen täglich freie Tafel gehalten, und man versichert, daß die Kosten derselben, mit Inbegriff des Weins, der aus Europa gelieferten Lebensmittel, des Lohns für die zur Aufwartung nöthigen Bedienten und dergleichen, sich täglich auf 500 Piaster beläuft. Kein Engländer, der auf einem fremden Schiffe nach Canton kommt, wird von der Compagnie zur Tafel geladen; dahingegen alle auf Compagnie-Schiffen dahin kommenden Personen, sie mögen Engländer oder von andern Nationen seyn, sobald die letztern von irgend einem Beamten der verschiedenen Compagnieen vorgestellt werden, auf das wohlwollendste aufgenommen, und während ihres ganzen Aufenthaltes auf das gastfreundschaftlichste behandelt werden.

Da ich oben von dem Chinesischen Neujahr gesprochen habe, so muß ich bei dieser Gelegenheit auch noch einige Nachrichten über die Eintheilung der Zeit in China beifügen. Das Jahr besteht daselbst aus 354 Tagen, die in zwölf Monate eingetheilt sind, welche die Chineser Gue heißen, also: Cha-gue, der erste Monat, Chi-gue, der zweite Monat, Sa-gue, der dritte Monat u. s. w. Jedes sechste Jahr enthält einen Monat mehr, den sie zur Vollfüllung der fehlenden Zeit in das Jahr einschalten. — Die Jahreszeiten werden eingetheilt in Chion-ti, Ursprung der Blumen oder

Frühling, Je-ti, Hitze oder Sommer, Chin-ti, Zeit des Wassers oder Herbst, Tang-ti, Kälte oder Winter. — Den Tag theilen die Chineser in Vigilien ab, und zwar auf folgende Art: Chap-gi-si, heißen auf Chinesisch die 24 Stunden, oder ein Tag und eine Nacht; Chu-si, die 12 Stunden von Mitternacht bis Mittag; Tiong-si, die erste Vigilie oder die zwei Stunden nach Mitternacht; Yeng-si, die zweite Vigilie oder die vier Stunden nach Mitternacht; Bso-si, die dritte Vigilie, von Mitternacht bis um sechs Uhr; Sieng-si, die vierte Vigilie bis acht Uhr nach Mitternacht; Chi-si, die fünfte Vigilie oder die zehn Stunden von Mitternacht bis um zehn Uhr. Hierauf kommt Hou-si, oder die zwölf Stunden von Mittag bis Mitternacht; Bi-si, die siebente Vigilie bis um zwei Uhr nach Mittag; Sing-si, die achte Vigilie bis um vier Uhr nach Mittag; Hui-si, die neunte Vigilie, oder die sechs Stunden nach Mittag; Sut-si, die zehnte Vigilie bis um acht Uhr, und endlich Tai-si, die elfte Vigilie bis um zehn Uhr des Nachts.

Ehe ich aufhöre, von der Englischen Compagnie zu sprechen, muß ich noch so kurz als möglich des sonderbaren Vorfalls erwähnen, der sich im Jahr 1806 mit einem ihrer Schiffe, dem Neptun, zu Canton zugetragen hat, und wovon auch in Europa vielfältig gesprochen worden ist. Zuvor muß ich jedoch noch bemerken, daß wenn in England Matrosen für die Compagnie-Schiffe angeworben werden, man ihnen jedesmal das ausdrückliche Versprechen ertheilt, daß sie bei ihrer Ankunft zu Canton drei Tage hintereinander auf dem Lande zubringen dürfen. Die dasigen Beamten der Compagnie haben oft die dringendsten Vorstellungen gegen diese Erlaubniß nach Europa gelangen lassen, weil die nachtheiligsten Folgen für den Handel der Compagnie und die größte Gefahr für die Engländer selbst daraus entstehen können; allein so oft man in

England angefangen hat, diese Erlaubniß nicht mehr als ausdrückliche Bedingung bekannt zu machen, so hat man durchaus keine Matrosen mehr bekommen können, und man hat sich deßhalb nothgedrungen gesehn, diesen Mißbrauch immerfort beizubehalten. Wer kennt nicht die Geschichte des Kanoniers, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts das Unglück hatte, beim Reinigen der Kanonen einen Chineser todt zu schießen? So unwillkührlich und absichtlos dieses auch geschehen war, so sind doch die Chinesischen Gesetze in diesem Stücke so äußerst strenge, daß schlechterdings ein Mann von dem Schiffsvolke an die Chineser ausgeliefert werden mußte, um für diese unwillkührliche Mordthat mit dem Leben zu büßen. Zum großen Glücke für den Kanonier befand sich eben ein Malaye am Bord des Schiffes, der einen Meuchelmord begangen hatte, dieser wurde an die Chineser ausgeliefert, sogleich aufgehängt, und hierdurch der Kanonier gerettet. Seit dieser Zeit hat sich jedoch die Macht und das Ansehn der Engländer in China außerordentlich vermehrt, so daß sie bei einem neuern ähnlichen Vorfalle, von dem ich die Umstände sogleich erzählen werde, sich schlechterdings geweigert haben, den Mörder an die Chineser auszuliefern.

Die Englischen Matrosen machen gewöhnlich einen höchst schlechten Gebrauch von der Erlaubniß, zu Canton ans Land zu gehen, und begehen nicht selten die größten Ausschweifungen. Sie haben häufig die Agenten der mit den Engländern im Kriege begriffenen Nationen beschimpft und die Flaggen derselben abgerissen, wofür dann aber immer von den Vorstehern ihrer Compagnie sogleich und unaufgefordert andere Flaggen von den schönsten Seidenzeugen überschickt worden sind. Auch die Chineser wurden nicht selten, wenn sie zufälligerweise vor der Factorei vorbei gingen, beschimpft und sogar geschlagen; ein Europäer wagte es an diesen

Tagen durchaus nicht, aus seiner Factorei herauszugehen. Die allerärgsten Ausschweifungen begingen jedoch die Matrosen vom Neptun im Monat Mai 1806. Am ersten Tage, wo sie sich am Lande befanden, steckten sie ein in der Nähe der Factorei gelegenes Chinesisches Zollhaus in Brand, und am zweiten Tage bekamen sie ein Handgemenge mit den Chinesern, wobei einer von den letztern mit einem Scheit Holz einen Schlag auf den Kopf bekam, so daß er wenige Stunden nachher starb. Der Vorfall geschah vor dem Hause des Amerikanischen Agenten, und die Menschlichkeit hätte erfordert, daß man dem Verwundeten sogleich zu Hülfe gekommen wäre, und ihn in das Haus hinein getragen hätte. In China muß jedoch die Stimme der Menschlichkeit vor der Strenge gewisser Gesetze verstummen; diese Gesetze machen nämlich keinen Unterschied zwischen dem Schuldigen und dem Unschuldigen, und wenn ein Mensch auf diese Art in einem Hause stirbt, so muß schlechterdings eine Person aus diesem Hause ebenfalls das Leben verlieren. Blut für Blut, heißt das falsch verstandene Gesetz des Wiedervergeltungsrechtes. Die natürliche Folge davon war auch hier, daß der verwundete Chineser auf freier Straße und ohne alle Hülfsleistung sterben mußte.

Sobald der Justiz-Mandarin diesen Vorfall erfuhr, so verlangte er die Auslieferung des Thäters, um ihn nach den Chinesischen Gesetzen hinzurichten. Der Vorsteher der Englischen Compagnie, Herr Roberts, ertheilte hierauf zur Antwort, daß er die genauesten Untersuchungen würde anstellen lassen, um den Thäter auszumitteln, und daß er ihn alsdann, wenn die Sache nach den Englischen Gesetzen untersucht worden wäre, ausliefern wolle. Wirklich stellte man auch diese Untersuchungen an, allein es war nicht möglich, den Thäter zu entdecken, denn das Unglück war in der Nacht geschehen, und die meisten Matrosen

waren betrunken gewesen, so daß vielleicht der Thäter selbst nicht wußte, was für ein Verbrechen er begangen hatte. Herr Roberts benachrichtigte die Mandarinen hiervon, und diese waren höchst wahrscheinlich mit seiner Antwort ganz und gar nicht unzufrieden, denn sie bekamen dadurch volle Gewalt über das Vermögen des Hanniſten, der für das Schiff Bürgschaft geleiſtet hatte. Vorläufig mußte derselbe, um nur nicht ins Gefängniß geworfen zu werden, eine Summe von 50000 Piaſtern an den Gouverneur und den Hopou bezahlen. Hierauf verlangten die Mandarinen von den Vorſtehern der Compagnie, daß die sämmtlichen Matroſen dieſes Schiffes vor ihrem eigenen Richterſtuhl erſcheinen ſollten, um einzeln über die Sache vernommen zu werden, und hierein willigte auch Herr Roberts, jedoch unter der Bedingung, daß dieſes Verhör in der Engliſchen Factorei vor ſich gehen ſollte, und zwar in Gegenwart des geſammten Ausſchuſſes der Compagnie und des Capitäns von dem eben damals auf der Rhede liegenden Engliſchen Kriegsſchiffe, dem Löwen.

Nach langen Unterhandlungen und nachdem die Hanniſten eine Summe Geldes nach der andern hatten bezahlen müſſen, wurde endlich der Vorſchlag des Herrn Roberts angenommen. Bei dieſem Verhöre traten beide Partheien mit dem möglichſten Pompe auf, allein es kam durchaus nichts dabei heraus, denn die Matroſen gaben alle einſtimmig zur Antwort, daß ſie betrunken geweſen wären und nichts von der Sache wüßten. Zum Glück war Herr Georg Staunton dabei gegenwärtig, der die Chineſiſche Sprache beſſer als irgend ein anderer Europäer verſteht; dieſer wies die Linguas, die gern alle ihre Antworten nach dem Wunſche der Mandarinen eingerichtet hätten, zu wiederholten Malen zurecht, und ihm hat man es hauptſächlich zu verdanken, daß nicht irgend einer von den Matro-

sen, er mochte wirklich der Thäter seyn oder nicht, dafür erkannt wurde. Wirklich erklärten auch die Mandarinen zuletzt einen Matrosen für den Thäter, der in dem Verhöre ausgesagt hatte, daß er während des ganzen Streites eine Pfeife Taback geraucht habe. Mit dieser Pfeife meinten sie, müsse er den Chineser todtgeschlagen haben, und verlangten deshalb seine Auslieferung. Herr Roberts schlug es ihnen jedoch geradezu ab, weil durchaus nicht mehr Beweise gegen diesen Matrosen als gegen alle übrigen vorhanden wären. Die Mandarinen begaben sich hierauf, dem Anscheine nach, äußerst unzufrieden weg, aber im Grunde des Herzens waren sie gewiß sehr froh über diesen Ausgang des Verhöres, denn nunmehr konnten sie sich aufs neue an die Hannisten halten, und nach Belieben Geld von ihnen erpressen.

Die Sache zog sich von jetzt an außerordentlich in die Länge, und von Zeit zu Zeit mußten die Hannisten immer aufs neue beträchtliche Geldsummen bezahlen. Die letztern machten endlich Herrn Roberts den Vorschlag, daß er doch einen Negersclaven kaufen, und ihn zur Beendigung des ganzen Streites an die Mandarinen ausliefern möchte; allein Herr Roberts gab ihnen zur Antwort: daß ein Europäer durchaus nicht fähig wäre, ein so schändliches Verbrechen zu begehen, daß wenn die Mandarinen gesonnen wären, ein für China so vortheilhaftes Handelsverkehr abzubrechen, es bei ihnen stände, und daß, wenn sie Krieg haben wollten, die Compagnie Schiffe in Bereitschaft hätte, um ihnen den nachdrücklichsten Widerstand zu leisten. Zugleich trug er ihnen auf, den Mandarinen zu sagen, daß er ihnen den von ihnen bezeichneten Engländer durchaus nicht ausliefern würde, daß er ihnen jedoch verspreche, ihn abermals vor ihrem Richterstuhle zu stellen, sobald sie gesonnen wären, innerhalb der Factorei nochmals ein ordentliches gesetzliches Verhör,

über ihn anzustellen. Diese ganze Zeit über befanden sich die Hanniſen beſtändig in der größten Lebensgefahr, und mußten eine Summe nach der andern bezahlen. Die Mandarinen hörten nicht auf, die Auslieferung des Matroſen zu verlangen, aber immer vergebens, und Herr Roberts erklärte ihnen zuletzt auf das allerbeſtimmteſte und im Namen ſeiner Nation, daß er eher bereit wäre, allen Handel mit China gänzlich abzubrechen. Der Vicekönig von Canton ertheilte endlich dem Juſtiz-Mandarin den Befehl, daß er ſich in die Factorei begeben, und den Matroſen, wenn er ſich wirklich darin befände, nochmals verhören ſollte. Dieß geſchahe nun zu Ende des Jahres 1807, denn ſo lange hatte dieſe verdrüßliche Sache ſchon gedauert, und da ich damals gerade zu Canton anweſend war, ſo erhielt ich von Herrn Georg Staunton die Erlaubniß, dieſem Vorgange als Augenzeuge beizuwohnen.

In dem großen Saale der Factorei wurde ein Sitz auf Chineſiſche Art für den Richter, und zwei andere zu ſeiner Rechten für die beiden Mandarinen, die die Stelle der Beiſitzer vertraten, zubereitet. Er kam in Begleitung eines großen Gefolges von Schreibern, Dienſtboten und Soldaten an, und vor ihm her wurden die Zeichen der richterlichen Würde in China, nämlich Richtſchwerdter, Peitſchen und alle Werkzeuge der Tortur getragen. Als er ſich in ſeinen Lehnſtuhl geſetzt hatte, ſo traten die Hanniſen hervor, um ihm das Compliment zu machen; er behandelte ſie ziemlich herablaſſend, allein ſetzen durften ſie ſich nicht. Hierauf überreichten ſie ihm zubereitete Vogelneſter und andere Chineſiſche Leckerbiſſen, und ließen auch den beiden andern Mandarinen davon anbieten; ſo oft den letztern ein Schälchen davon gebracht wurde, ſo ſtanden ſie jedesmal von ihren Sitzen auf und machten den Hanniſen ein Compliment. Außer den Linguas, die bei ihrem Eintritte dreimal die Erde mit ihrer Stirne berühr-

ten, waren auch viele Europäer und besonders Engländer gegenwärtig. Die Vorsteher der Compagnie hatten für sich, unmittelbar gegen den Richter über, Stühle hinsetzen lassen. Herr Roberts ließ den Mandarin absichtlich ein wenig warten, denn dieß wird in China für ein Kennzeichen der Macht gehalten, und brachte, als er endlich hereintrat, die übrigen Vorsteher, den Dollmetscher und eine große Anzahl von Engländern in seinem Gefolge mit. Der Mandarin ließ hierauf dem Matrosen mehrere Fragen vorlegen, allein auf Befehl des Herrn Roberts gab ihm der Dollmetscher zur Antwort: daß die ganze Sache gehörig untersucht worden wäre, daß er alle dieselbe betreffenden Papiere in Händen habe, und man es also bei dem, was geschehen wäre, lassen müsse; daß die Vorsteher keinen andern Entschluß fassen würden, als den sie schon auf das bestimmteste zu erkennen gegeben hätten, und daß der Matrose durchaus nicht könne an sie ausgeliefert werden, weil nach der sorgfältigsten Untersuchung seine Englischen Richter das Urtheil gefällt hätten, daß er der That keinesweges überwiesen wäre.

Hierauf nahm einer von den beiden beisitzenden Mandarinen den Herrn Staunton bei Seite, führte ihn in ein Nebenzimmer, und erklärte ihm daselbst, daß man ohne Zweifel die Sache auf sich beruhen lassen werde, und daß das jetzige Verhör nur eine bloße Formalität wäre. Als sie wieder in den Saal zurückkehrten, so stand der Richter sogleich auf, um fortzugehen. In diesem Augenblicke trat Herr Maning, der Englische Mathematiker und Astronom, der den Wunsch hatte, eine Reise nach Peking zu machen, und überreichte dem Mandarin ein Schreiben, worin er ihm um die nöthigen Pässe dazu bat. Da es nun den sämmtlichen Dollmetschern in China auf das strengste verboten ist, für die Europäer Bittschriften zu verfertigen, ohne vorher den Hopou davon benachrichtiget zu ha-

ben, so fragte der Mandarin sogleich, wer der Verfasser dieses Schreibens sey? Als nun Herr Georg Staunton sich selbst als solchen genannt hatte, so gab der Mandarin zur Antwort: daß diese Angelegenheit ihn nichts anginge, daß er aber mit dem Vicekönig deshalb sprechen wolle.

Am 21sten December 1807, wo ich Canton verließ, war dieser Prozeß noch immer nicht geendigt, und hatte bis dahin den Hanniſten schon mehr als 350000 Piaſter gekoſtet; wahrſcheinlicher Weiſe iſt er auch nachher noch ſehr in die Länge gezogen worden, denn die Mandarinen laſſen eine ſo gute Gelegenheit, Geld zu erpreſſen, nur ungern fahren.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Von den übrigen Europäiſchen Handels-Compagnieen, die Comptoire zu Canton haben. — Wegnahme eines Amerikaniſchen Schiffes durch die Engländer. — Chineſiſche Münze, Maaße und Gewichte.

Außer der Engliſchen Compagnie iſt auch eine Factorei der Holländiſchen zu Canton. Bekanntermaßen hat die Holländiſche Compagnie ehemals den Handel nach China ganz ausſchließlich allein betrieben, allein die vielen unglücklichen Kriege, in welche dieſe Nation nach einander verwickelt worden iſt, haben ihren Handel nach China faſt gänzlich zu Grunde gerichtet. Die Compagnie unterhält zwar noch immerfort einige Beamten daſelbſt, allein ſeit 10 Jahren iſt kein Holländiſches Schiff mehr dahin gekommen. Die Geſandtſchaft der Herren Van-Braam und Titſing nach Peking geben jedoch einen ſprechenden Beweis von dem

Ansehen, worin die Holländer in diesem Lande gestanden sind; sie haben dasselbe auch bis auf den heutigen Tag noch nicht verloren, denn so oft von ihnen die Rede ist, so geben ihnen die Chineser einstimmig das Zeugniß, daß sie große Handelskenntnisse besitzen, und mit Rechtlichkeit zu Werke gehen. Die Waaren, welche diese Compagnie noch zuletzt nach China gebracht hat, bestanden hauptsächlich in Tüchern und Leydener Cammelotten; außerdem nahmen aber ihre Schiffe zu Batavia auch noch eine Menge anderer Waaren ein, für welche in China ein guter Absatz zu finden ist, nämlich Vogelnester, Perlmutter, Gewürze von den Molukkischen Inseln und dergleichen. Unter den Mitgliedern dieser Compagnie, die sich als Subrecarguen derselben in China aufhalten, nenne ich besonders den Herrn Zeemann, der schon seit 18 Jahren in diesem Lande lebt, und unter allen Europäern unstreitig die gründlichsten Kenntnisse von den verschiedenen Arten von Thee besitzt.

Nach der Holländischen Compagnie muß ich auch die Dänische anführen, die zwar ein Factorei-Gebäude zu Canton besitzt, aber keine wirklich ansäßigen Subrecarguen unterhält; diese kommen immer mit den Schiffen an und kehren auch wieder mit ihnen zurück. Sie besitzt das ausschließliche Privilegium, Chinesische Waaren und Produkte unmittelbar nach Koppenhagen zu bringen, allein den Privat-Kaufleuten ist es verstattet, von Indien aus nach China, und aus China nach Indien zu handeln. Uebrigens bringen die Dänen überhaupt nur eine geringe Anzahl von Artikeln nach China, denn den größern Theil ihrer Ladung, die in Wein, Bier, Eisen, Kupfer, Uhren und dergleichen besteht, lassen sie gewöhnlich schon unterweges zu Batavia und Manila zurück.

Auch die Schwedische Compagnie besaß das Recht, eine Factorei zu Canton zu haben; allein seitdem Kriege

hat diese Nation den Handel dahin ganz aufgegeben, die Compagnie ist im Jahre 1806 aufgehoben worden, und ihre Beamten in China sind sämmtlich nach Europa zurückgekehrt. Ihr Handel bestand hauptsächlich in Thee und Nanquin, deren Einfuhr nach Stockholm ihr ausschließend zustand; dagegen brachte sie nach China Eisen, Kupfer und Stahl.

Die Spanische Compagnie zu Canton ist ein Zweig von der Philippinischen, und hängt von derselben ab. Sie unterhält drei Beamten zu Canton, und bringt hauptsächlich baares Geld und Farbehölzer von den Philippinischen Inseln dahin; dafür nimmt sie daselbst allerlei Arten von seidenen Zeugen, Nanquin, rohe Seide und dergleichen, die sie nach Europa führt. Alle diese Waaren könnte sie aber zu Manila weit wohlfeiler haben, weil die Chineser aus den zunächst gelegenen Provinzen sie sehr gerne selbst dahin brächten, wenn sie von der Spanischen Regierung nur einigermaßen dazu aufgemuntert würden. Ein großer Theil von dem Gewinn, den die Spanier aus diesen Handel ziehen könnten, geht auch durch die ungeheuern Kosten, die ihnen der Bau ihrer Schiffe verursacht, und durch die allzugroße Anzahl ihrer Beamten verloren. Die Zeuge, die in der Provinz Ylocos verfertiget werden, würden zu Macao einen vortrefflichen Absatz finden, wenn sie etwas weniger theuer wären; desgleichen auch die Baumwolle aus dieser Provinz, die von einer vorzüglicherern Güte als die Bengalische ist, und gewöhnlich doppelt so theuer verkauft wird. Alle diese Schätze aber werden durchaus vernachläßiget, und man zieht aus dieser reichen Provinz nur äußerst wenige Artikel. Dieß geschieht aber nicht einmal von den Spaniern selbst, sondern von den Portugiesen, die sie daselbst abholen und nach Macao bringen. Diese Nachläßigkeit ist übrigens desto auffallender, da die Spanier das Privilegium besitzen, von allem Gelde, das sie nach

Macao schicken, nur zwei Procente zu bezahlen, da doch die Portugiesen selbst drei Procente davon entrichten müssen.

Die Amerikaner haben überhaupt keine Handels-Compagnieen, denn nach ihrer Staatsverfassung sind dergleichen privilegirte Gesellschaften der individuellen Freiheit zuwider; sie halten daher auch zu Canton blos einen Consul. Die Waaren, die sie dahinschicken, bestehen hauptsächlich in Ginseng, Englischen Tüchern, Ebenholz aus der Insel Frankreich, Sandelholz und dergleichen. Der Consul wird nicht nur von der Regierung bezahlt, sondern er kann auch für Handelshäuser seiner Nation Waaren in Commission kaufen, und unter seinem eigenen Namen Geschäfte treiben, so viel er will. Er bekommt von den Hanisten für alles, was er ihnen abkauft, auf 18 Monate Credit, und dieß ist für ihn ausserordentlich vortheilhaft, denn mit einiger Thätigkeit kann man in dieser Zeit zweimal die Reise aus China nach Amerika machen. Mehrere Amerikanische Handelshäuser hatten ehemals ihre besondern Subrecarguen zu Canton, allein in neuern Zeiten haben sie dieselben gröstentheils zurückgerufen, und es befinden sich gegenwärtig nur noch acht Amerikaner daselbst.

Eine der vorzüglichsten Ursachen, warum der Handel der Amerikaner in allen Meeren, wo die Engländer herrschen, nothwendig zu Grunde gehen muß, besteht in den Beleidigungen, die ihnen von dieser stolzen Nation unabläßig zugefügt werden. Um hiervon nur ein Beispiel zu geben, will ich kürzlich den Vorfall erzählen, der sich im Sommer 1807 auf der Rhede von Macao mit einem Amerikanischen Schiffe von 250 Tonnen, dem Topas, unter Capitän Wilhelm Nicoll zugetragen hat. Sobald dieses Fahrzeug auf der dasigen Rhede gegen dem Tappa über angekommen war, so schickte sogleich der Capitän Kempton, Befehlshaber

einer Englischen Kriegesbrigge, der Diana, einen Offizier auf dasselbe, um es visitiren zu lassen. Der Capitän Nicoll zeigte diesem unweigerlich sein Tagebuch nebst seinen sämmtlichen Papieren vor; der Englische Offizier war auch vollkommen damit zufrieden, und stattete dem Capitän Kempton Rapport davon ab. Der Topas war mit 35 Mann und 95000 Piastern an baarem Gelde von Baltimore abgesegelt, und was, wie die meisten Fahrzeuge dieser Nation es gewöhnlich zu thun pflegen, längs der Küste von Amerika hingefahren, um Englische Waaren durch Schleichhandel nach den Spanischen und Portugiesischen Besitzungen zu bringen, wo sie außerordentlich hoch im Preise stehen. Auf diese Art hatte die Reise von Baltimore nach China 13 Monate gedauert, und die Waaren, die der Capitän Nicoll unterweges verkauft hatte, waren ihm in Kirchensilber, Goldstaub, Kupfer und dergleichen bezahlt worden.

Den Tag nach seiner Ankunft bekam der Capitän Nicoll einen zweiten Besuch von dem Offizier der Brigge, der nachsehen wollte, ob sich keine Englischen Matrosen auf seinem Schiffe befänden. Auch diese Untersuchung ließ er unweigerlich geschehen, allein zur Belohnung für seine Gefälligkeit nahm man ihm vier von seinen Matrosen weg, und zwar unter dem Vorwande, daß sie Engländer wären. Ein Theil der Mannschaft scheint mit dem Capitän Nicoll unzufrieden gewesen zu seyn, denn nachdem ihnen die Engländer so viel zu trinken gegeben hatten, daß sie insgesammt berauscht waren, so sagten die vier genannten aus, daß derselbe ein Seeräuber wäre, der während seiner Reise auf mehreren Punkten der Küste gelandet, und in Spanischen Dörfern die Kirchen geplündert hätte. Diese Beschuldigung war offenbar von den Engländern selbst angestiftet worden, und es wäre sehr leicht gewesen, sich von der Falschheit derselben zu überzeugen, denn

das Tagebuch des Capitäns konnte hier allein zum Beweise dienen, und keinesweges durch das Zeugniß von vier betrunkenen Matrosen für ungültig erklärt werden. Es war jedoch den Engländern auch nicht um die genaue Untersuchung der Sache, sondern bloß um einen Vorwand zu thun.

Höchst erfreut über die Aussage der mit weggenommenen Matrosen ließ der Englische Capitän sogleich eine Schaluppe bewaffnen, um einen dritten Besuch bei dem Amerikaner abzustatten. Unterdessen hatte aber der Capitän Nicoll von der Portugiesischen Regierung die Erlaubniß erhalten, sich auf der Rhede von Macao vor Anker zu legen, und sein bei sich habendes Geld ans Land zu bringen; wirklich hatte er auch schon die Anker gelichtet, und war im Begriff abzusegeln, als die bewaffnete Schaluppe ankam. Er gab ihr daher zur Antwort: daß er in diesem Augenblicke niemand an seinen Bord lassen könne, weil er die Fluth benutzen müsse. Der Capitän Kempton sah jedoch voraus, daß das Schiff, sobald es sich unter Portugiesischem Schutze befände, außer seiner Gewalt seyn würde, und beschloß deshalb dasselbe unverzüglich zu entern. Der Topas vertheidigte sich auf das tapferste, allein es kam eine zweite bewaffnete Schaluppe der erstern zu Hülfe; der wackere Capitän blieb im Gefechte, acht Mann, worunter sich noch ein Offizier befand, wurden schwer verwundet, und die Engländer stiegen an Bord. Hierauf bemächtigte sich der Capitän Kempton des Schiffes, das einem der angesehensten Handelshäuser zu Baltimore zugehörte, und behielt es als eine gute Prise. Dieses schändliche Benehmen blieb ungeahndet, und alle desfallsigen Verwendungen bei der Admiralität waren gänzlich fruchtlos. —

Ich habe schon oben gesagt, daß es allen Engländern von Seiten ihrer Handels-Compagnie untersagt ist, sich zu Canton niederzulassen, und daß sie, wenn

sie

sie auf irgend einem andern Schiffe, als einem von ihrer Nation, dahin kommen, von den Vorstehern der dasigen Factorei nicht aufgenommen, und gar nicht als Landsleute behandelt werden. Mehrere unter ihnen haben jedoch die Erlaubniß erhalten, sich als Fremde daselbst niederzulassen, und unter diesen nenne ich vorzüglich Herrn Beale, der den Titel eines Preußischen Residenten führt. Indem ich nun nach der Schilderung der verschiedenen Factoreien auch noch die einzelnen Häuser anführen will, die auf ihre eigene Rechnung den Handel nach Canton treiben, so muß ich mit diesem Englischen Hause, als dem ältesten und vorzüglichsten unter denselben, den Anfang machen. Herr Beale besitzt daselbst ein reichlich versehenes Magazin von allerlei Arten mechanischer Kunstwerke, in welchem man alles findet, was in Europa in diesem Fache kostbares und interessantes verfertiget wird. Alle diese Kunstwerke sind besonders ehemals an die Mandarinen in China zu ungeheuren Preisen verkauft worden; allein heut zu Tage hat dieser Handel ein wenig abgenommen, weil sich niemand in China befindet, der im Stande ist, diese mechanischen Kunstwerke, wenn sie nur einigermaßen in Unordnung gekommen sind, auszubessern und wieder herzustellen. Unter andern befand sich ehemals in dem Magazin dieses Handlungshauses ein Automat, der in den Schriftzügen mehrerer Sprachen den Namen des Kaisers von China schrieb; und ich selbst habe Penduluhren, Taschenuhren, Vasen und dergleichen daselbst gesehen, die 4, 10 bis 20000 Piaster kosten sollten. Das Handlungshaus des Herrn Beale ist außerordentlich reich, und besitzt besonders einen ganz unermeßlichen Credit; diese Reichthümer hat es jedoch keinesweges dem Handel mit mechanischen Kunstwerken allein zu verdanken, sondern vorzüglich dem Commissionshandel nach Bengalen und der günstigen Gelegenheit, immer zur rechten Zeit den Chi-

nehmen ihre Waaren um das halbe Geld abkaufen zu können.

Ein zweites Englisches Haus ist Herr Wilhelm und Georg Baring, welche beide als Schreiber der Englischen Compagnie daselbst angestellt sind, und auch die Erlaubniß haben, den Commissionshandel zu treiben, jedoch unter der Bedingung, daß sie durchaus keinen Thee versenden. Da jedoch dieses Haus noch nicht lange errichtet ist, so besitzt es bei weitem den ausgebreiteten Credit noch nicht, wie das Haus Beale, das schon seit einer langen Reihe von Jahren in ganz Indien bekannt ist. — Das Haus Baretto und Compagnie gilt zu Macao für ein Portugiesisches Haus, ob es gleich zu Calcutta und Canton seine Geschäfte treibt. Es besorgt fast alle Commissionen der Portugiesischen Häuser in Bengalen und auf der Küste Coromandel, und besitzt ebenfalls einen sehr ausgebreiteten Credit.

Seit einigen wenigen Jahren ist auch ein Assecuranzhaus zu Canton errichtet worden, allein da es unter keiner Regierung steht, so weiß man nicht, an wen man sich, im Fall einmal eine Bezahlung verweigert würde, wenden soll. Das Haus würde alsdann ohne Zweifel nicht gegen sich selbst sprechen; da es nun aber weder den Chinesischen, noch den Portugiesischen, noch den Englischen Gesetzen unterworfen ist, so beruht die ganze Sicherheit der einzelnen Personen, die Geschäfte mit demselben treiben, bloß allein auf den Credit und der Rechtschaffenheit der einzelnen Mitglieder dieser Gesellschaft. Dessen ungeachtet macht dieses Haus vortreffliche Geschäfte, und nicht nur alle Schiffe von Macao, sondern auch die Spanischen und viele Englischen lassen sich von demselben versichern. Man will wirklich behaupten, daß die Compagnie in der kurzen Zeit, wo sie diese Geschäfte treibt, ihr anfängliches Capital schon drei bis viermal herausgezogen hat.

In der bisherigen Aufzählung der Handels-Compagnieen und einzelnen Handelshäuser zu Canton ist nun keines einzigen Französischen Hauses gedacht worden, und meine Leser werden bemerkt haben, daß überhaupt bei dem Handel nach diesem Lande von Frankreich gar nicht die Rede gewesen ist. Der Grund davon ist unglücklicher Weise kein anderer, als daß dieses Land ganz und gar keinen Handel nach China treibt. Endlich aber muß es doch einmal wieder Friede werden, und alsdann wird es den Franzosen gewiß nicht an Gelegenheit fehlen, ihre Verhältnisse mit Indien wieder herzustellen und zu erweitern; haben sie aber nur erst aufs neue ihre Rechte auf diesen einträglichen Handelszweig geltend gemacht, so werden sie ohne Zweifel auch ernstlicher und nachdrücklicher, als es in vorigen Zeiten der Fall gewesen ist, auf Herstellung eines Handelsverkehres nach China Bedacht nehmen. Es würde zu weitläuftig seyn, wenn ich schon jetzt einen Plan, wie ein solcher Handel geführt werden könnte, entwerfen wollte, und ich will daher nur die einzige Bemerkung hier mittheilen, daß von bloßen Privatpersonen der Handel nach China schwerlich mit glücklichem Erfolg getrieben werden kann, sondern daß, wenn er fest gegründet und von wahrem Nutzen seyn soll, nothwendiger Weise eine Handels-Compagnie errichtet werden muß.

Unter allen Waaren, welche die Franzosen jemals nach China schicken könnten, nehmen die Tücher die oberste Stelle ein; allein hierbei tritt der Umstand ein, daß die Französischen Tücher theurer sind als die Englischen, und daß man daher nothwendig, selbst auch wenn sie gegen Thee umgesetzt würden, beträchtlich darauf verlieren müßte. Sogar auch die Englische Compagnie verliert auf diesen Tauschhandel, und wird für ihren Verlust bloß allein durch das ausschließende Privilegium über den Handel mit

Thee schadlos gehalten; ihr Verlust ist auch keineswegs unbeträchtlich, denn er beträgt auf die Elle Tuch von der feinsten Qualität ungefähr einen Thael oder 1 Thaler 20 Groschen Sächsisch. Nun begreift man aber wohl, daß eine Privatperson einen solchen Verlust unmöglich aushalten kann, sondern daß nur eine von der Regierung privilegirte Compagnie den Flor der National Manufacturen dieses Opfer zu bringen im Stande ist, weil eine solche durch das ihr von der Regierung zugestandene ausschließliche Vorrecht, Chinesische Waaren nach Frankreich einzuführen, für ihren Verlust wieder entschädigt werden würde. Außer den Tüchern können auch Leydener Cammelotte nach China geschickt werden, wenn man anders die Farben derselben nach dem Geschmacke der Chineser auswählt; diese Farben sind hellblau, schwarz, violett und holzfarben, aber durchaus nicht weiß und eben so wenig grün. Ferner können auch noch Gold- und Silberdrath von Lyon dahin geschickt werden, aber doch nicht mehr, als ungefähr drei Centner mit jedem Schiffe, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, ihn unverkauft wieder mit zurück zu nehmen. Für alle übrigen Waaren, die man in China einhandeln will, muß man nothwendig Silber von der Feinheit der Piaster mit dahin bringen, und zwar ungeprägt, denn die Chineser nehmen nicht die geringste Rücksicht auf das Gepräge.

Diese letztere Eigenthümlichkeit der Chineser führt mich natürlicher Weise auf ihre Münzen, Maaße und Gewichte. Man rechnet in ganz China nach Thaels, Massen, Condorinen, Kaschen und Sapecken. Alle diese Geldsorten werden von der Compagnie der Philippinischen Inseln nach Piastern berechnet, und der Preis von diesen, im Durchschnitt genommen, auf 72 Condorinen bestimmt. Hiernach beträgt nun ein Thael ungefähr 1 Thaler 20 Groschen Sächsisch; aber alle diese Geldsorten steigen und fallen in ihrem Wer-

the, je nachdem die Chineser mehr oder weniger Waaren von den Europäern nöthig haben. Sie sind nämlich insgesammt bloß eingebildete Münzsorten, und es giebt in ganz China keine andern wirklich geprägten Münzen, als nur allein eine kleine mit Blei vermischte Kupfermünze, die den Namen Sapecken führen und zum Aufkauf geringfügiger Gegenstände dienen; es gehen von derselben 664 auf einen Piaster. Die Sapecken sind rund, haben einen scharfen Rand, und sind nur auf der einen Seite geprägt. In der Mitte haben sie ein Loch, durch welches eine Schnur gezogen wird, worauf man sie zu hunderten aufzureihen pflegt. Das Gold wird in China durchgängig für eine Waare gehalten, und eben so wenig wie das Silber jemals zu Gelde ausgeprägt, beide Metalle bestehen nur in gegossenen Stücken, die gewogen werden, und die von dem Werthe eines halben Thaels bis auf hundert Thael schwer sind. Wenn die Chineser sich dieselben unter einander an Zahlungsstatt für eine gelieferte Waare geben wollen, so wird vorher das gegossene Stück Gold ins Feuer gelegt, um die Feinheit davon zu probiren, und alsdann wird es in so viele Stücke zerschnitten als die Summe der zu leistenden Bezahlung beträgt. Das nämliche hat auch mit dem Silber statt, und man führt deshalb auch stets besondere Scheeren zum Zerschneiden dieser Metalle bei sich. Dickere Stücke werden jedoch, nachdem sie geglühet sind, zuerst gehämmert und alsdann zerschnitten.

Unter den Chinesischen Gewichten ist der Pecul das schwerste, denn er beträgt 133 Pfund. Nach ihm kommt der Cati, wovon 100 Stück auf einen Pecul gehen, und jeder Cati enthält 16 Thaels, 160 Massen, 1600 Condorinen und 16000 Kaschen; in allen diesen Verhältnissen hat aber, wie man sieht, unsere Decimalrechnung statt. Der Cati beträgt endlich nach

unserem Gewichte 1 Pfund 8 Loth, und der Thael 20 Goldgrän.

Zum Maaße der Waaren haben die Chineser den Kong-pu, der 166 Spanische Linien beträgt; 100 Spanische Fuß machen 86⅔ Kong-pu's aus. — Das vorzüglichste Maaß der Entfernungen ist der Ly, der 180 Französische Toisen oder 1806 Fuß, wie man sich derselben in China bei dem Feldbau bedient, und wovon jeder 165 Linien enthält, ausmacht. Es gehen hiernach 193⅔ Lys auf einen Grad des Meridians.

Ehe ich nun dieses Kapitel über den Handel von China schließe, will ich nur noch über die Ausfuhr des Thees einige kurze Angaben beifügen, die aus einem Verzeichniß von den sämmtlichen in den Jahren 1804 und 1805 in China aus- und eingeführten Waaren gezogen sind, mit welchem mir ein Hanniste bei einer Gelegenheit, wovon in dem folgenden Kapitel die Rede seyn wird, ein sehr schätzbares Geschenk gemacht hat. Im Jahr 1805 sind von den Engländern 245073 Pecul Thee, und von den Amerikanern 95100 Peculs, zusammengenommen also 340173 Peculs aus China ausgeführt worden. Wenn man nun den Pecul zu einem Gewicht von 133 Pfund annimmt, so hat die Ausfuhr des Thees durch diese zwei Nationen in dem einen genannten Jahre 45243009 Pfund betragen. Dessen ungeachtet war sie noch um 14710 Peculs geringer als in dem vorher vergangenen Jahre. Die Ausfuhr der Russen und der Dänen war ebenfalls in diesem Jahre um drei Viertheile geringer als im vorhergegangenen, und verhielt sich zu der von den beiden obigen Nationen wie 1 zu mehr als 23. Aber dessen ungeachtet belief sich die Quantität ihrer Ausfuhr auf 14710 Peculs, oder 1956430 Pfund. Da nun dieses alles nur die Ausfuhr von einem einzigen Jahre ist, so kann man sich einen Begriff von der ungeheuern Menge von Thee machen, die jährlich nach Europa

gebracht wird, und wofür unermeßliche Summen baaren Geldes nach China, ohne Hoffnung der Wiederkehr und wie in einen Abgrund geworfen werden.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Chinesisches Mittagessen. — Landhaus und Garten eines Hannisten. — Chinesische Comödie. — Beschreibung einer Pagode. — Von den Bonzen, den Bonzinnen und ihrer Lebensart.

Am 1sten December 1807 hatte der Hannist Panqueki die Beamten der Spanischen und Holländischen Factoreien, zu denen auch ich gehörte, zu einem großen Mittagessen einladen lassen, das er in seinem außerhalb Canton gelegenen Garten den Gesandten von Siam gab, die kurz vorher daselbst angekommen waren, um nach den herkömmlichen Gebräuchen dem Kaiser Glück zu wünschen. Da dieses nun ein ächt Chinesisches Mittagessen war, so werden meine Leser es nicht ungern sehen, wenn ich eine etwas ausführlichere Beschreibung davon mittheile.

Als wir an seinem Garten, der auf der andern Seite des Flusses, der Factorei gegenüber, gelegen ist, ankamen, so fanden wir schon mehrere Bedienten, die auf uns warteten, um uns, sobald wir aus dem Champan ans Land steigen würden, ihre Dienste anzubieten und uns in den Garten zu führen. Der Eingang in diesen Garten ist nichts weniger als groß und glänzend, und ich wunderte mich im Anfang, wie ein so äußerst reicher Mann, einer von den zwölfen, denen der Kaiser das Privilegium, sich täglich mehr zu bereichern gegeben hatte, sich durch nichts Aeußeres und Auffallendes als einen Mann von Wichtigkeit ankündigte. Es

fiel mir jedoch bald ein, daß ich dieses nach der Landesſitte nicht wohl erwarten könne, indem bei den Chineſern aller Glanz und aller Reichthum bloß allein in das Innere zuſammengedrängt wird. Kein Chineſer würde es wagen, im Aeußern einen Luxus zur Schau zu tragen, den die Mandarinen nur einigermaßen für anſtößig und übertrieben halten könnten, denn dieſe hohen Perſonen würden nicht ermangeln, die ſtrengſte Gerechtigkeit auszuüben und dem gegebenen Aergerniß dadurch ein Ende zu machen, daß ſie ſich ohne alle Veranlaſſung ſo lange eine beträchtliche Geldſumme nach der andern würden auszahlen laſſen, bis der unkluge Großthuer gänzlich verarmt wäre.

Als wir in das Innere des Gartens kamen, ſahen wir daſelbſt mehrere Teiche, um welche herum ſich mehrere Sommerwohnungen, Gallerieen und Säle befanden, die geſchmackvoll erbaut waren und insgeſammt die Ausſicht auf das Waſſer hatten. Man ſollte das Waſſer für das Lieblingselement der Chineſer halten, ſo häufig haben ſie überall dergleichen Teiche angebracht, und ſo ſorgfältig ſind die an denſelben erbauten Säle auf eine ſolche Art eingerichtet, daß der Blick überall, wohin er ſich wendet, auf einen Waſſerſpiegel fällt. Die meiſten von dieſen Sommerwohnungen ſind zwei Stockwerke hoch, und die Zimmer in denſelben größtentheils mit ſehr koſtbaren Meubeln, jedoch im Geſchmack des Landes, verziert. Sogleich in dem erſten unter dieſen Gebäuden, in das wir geführt wurden, fanden wir den Hanniſten Panquekois, der ſich nebſt ſeinem Verwandten, dem Hanniſten Conſequois mit dem Geſandten von Siam unterhielt. Nachdem wir ihm vorgeſtellt worden waren, und ihm mit den herkömmlichen Ceremonieen unſer Compliment gemacht hatten, ſo verließen wir den Saal wieder und gingen noch über eine Stunde im Garten ſpazieren.

Ich fand die ganze Anlage äußerst pittoresk und in der That höchst reizend; Grotten, Felsen, Vasen, Wasserstücke und Blumentöpfe befanden sich in bunter Mischung durcheinander, und wechselten auf eine bizarre, aber nichts weniger als unangenehme Art mit einander ab; man würde das Ganze mit allem Rechte vollkommen schön nennen können, wenn nur etwas mehr von Europäischem Geschmack darin befindlich wäre. Auch die bekannten Zwergbäume, an denen die Chineser so viel Vergnügen finden, sah ich hier zum erstenmal in ihrer ganzen Vollkommenheit, und ich kann nicht leugnen, daß sie keinesweges einen unangenehmen Eindruck auf mich machten. Auf den ersten Blick sollte man alle diese Bäume für uralt halten, und kann sich dabei des Gedankens nicht erwehren, daß bei diesem sonderbaren, von allen andern Nationen des Erdbodens so gänzlich verschiedenen Volke ein kleines steinaltes Männchen, das schon lange alles, was man Reize der Jugend nennt, verloren hat, das Symbol der höchsten Vollkommenheit seyn müßte. Der Chineser liebt die Natur, wenigstens wenn er sie in Werken der Kunst nachzuahmen sucht, nicht anders als klein, schwach, und in dem Zustande ihres Verfalls. Niemals wird es diesem Volke einfallen, irgend etwas zu verjüngen; es ist verurtheilt, immerfort zu bleiben was es war, was es ist, und was es auch zuverläßig nach tausend Jahren noch seyn wird! Bei dieser herrschenden Vorliebe für die Zwergbäume, die so ganz das Gepräge des höchsten Alters an sich tragen, ist jedoch die leidenschaftliche Vorliebe der Chineser zu den Blumen, diesen reizenden Bildern von dem Frühlinge des Lebens, äußerst auffallend; es wird schwerlich in dem ganzen Lande irgend ein Chineser gefunden werden können, der nicht zum wenigsten seinen Blumentopf besitzt, nach welchem er täglich sieht, und den er mit der pünktlichsten Sorgfalt wartet und pflegt.

Um fünf Uhr setzten wir uns endlich zu Tische, aber nicht alle an einen und denselben, sondern an drei verschiedene, die in der Form eines Triangels aufgestellt waren. An dem einen davon saßen die Gesandten mit ihrem Dollmescher, an dem andern Panquekois und sein Vetter Consequois, die aber wechselsweise häufig aufstanden, um für die gehörige Bewirthung ihrer Gäste zu sorgen, und an dem dritten endlich saßen wir Europäer. Wir waren jedoch viel zu ungeschickt, um uns der Chinesischen Stäbchen bedienen zu können, die bei ihnen die Stelle von Löffel und Gabel vertreten, und sahen uns genöthigt, zu den gewohnten Europäischen Werkzeugen unsere Zuflucht zu nehmen. Das Getränke bei dieser Mahlzeit bestand durchgängig in Sancheou, einer Art von Wein, oder vielmehr von Reißbranntwein, in welchem ein wenig Anis gethan wird. Nach der allgemeinen Sitte der Chineser wird dieses Getränke warm getrunken.

Die Speisen bestanden in wenigstens 200 verschiedenen, aber alle in gleichem Grade abscheulichen Gerichten; sie wurden insgesammt in kleinen Schaalen, nicht viel größer als unsere Kaffeeschaalen, aufgetragen, aus denen wir sie unmittelbar herausholen mußten, um sie in den Mund zu stecken, was sich mit unsern gewohnten Sitten so ganz und gar nicht verträgt. Der Nachtisch, der im umgekehrten Verhältniß mit unsern Gebräuchen zuerst aufgetragen wurde, bestand aus 30 bis 40 Schaalen, in denen die Speisen pyramidalisch aufgethürmt waren. Den Vogelnestern verzieh ich noch ein wenig den Ekel, den sie mir verursachten, um des großen Ruhmes willen, den sie besitzen, und den sie freilich sehr wenig verdienen. Sie haben keinen Saft und keinen Geschmack, und sind bekanntermaßen das Werk einer kleinen Art von Schwalben; ich kann dieselben mit nichts besser vergleichen, als mit unsern Fadennudeln, die aber doch im Grunde noch

weit wohlschmeckender sind. Außer diesen Schwalbennestern bestanden die vorzüglichsten Gerichte aus Floßfedern von Hayen, aus Balate, einem Schleimthiere, das im Ostindischen Handel unter den Namen des Trepans bekannt ist, und einen höchst wichtigen Gegenstand desselben ausmacht, mit kleinen Schwämmchen zubereitet, welche, wenn man nicht recht sorgfältig bei der Auswahl derselben zu Werke geht, für das Leben der Menschen so sehr gefährlich sind, ferner aus Hirschziemern, oder der Ruthe dieses Thieres, aus Taubeneiern mit einer Gewürzbrühe und dergleichen. Aber alle diese kostbaren und schwelgerischen Gerichte, die von den Chinesischen Großen für die größten Leckerbissen gehalten werden, waren um nichts besser als die übrigen gemeinen Speisen, die in einem ekelhaften Gemische von Reiß, Schweinefleisch, Hühnern und anderem Geflügel bestanden. Ich war durchaus unfähig, irgend etwas davon zu genießen, und stand, im eigentlichsten Verstande, mit dem nämlichen Hunger wieder vom Tische auf, womit ich mich niedergesetzt hatte. Diejenigen Personen hingegen, deren Gaumen an diese Art von Speisen gewöhnt waren, fanden dieselben ganz vortrefflich. Kein Europäer aber, so viel ihrer auch nach China kommen, ist im Stande, sich daran zu gewöhnen.

Nun muß ich auch einige Worte von unsern Mitgästen, den Gesandten von Siam beifügen. Der vornehmste unter ihnen hatte schon dreimal in der nämlichen Absicht die Reise nach Peking gemacht, und war von dem Kaiser von China zum Mandarin mit dem rothen Knopfe, was der höchste Grad ist, ernannt worden; er mochte ungefähr sechszig Jahr alt seyn. Der zweite Gesandte trug den blauen Knopf, und der dritte den weißen; beide letztere waren zwischen sechs und dreißig bis vierzig Jahr alt. Alle drei waren mit einem geringen Unterschiede nach

Chinesischer Sitte gekleidet; ihr Kopf war ganz glatt geschoren, aber mit einem Turban bedeckt. Die beiden jüngern unter ihnen zeigten in ihrem ganzen Benehmen sehr viele Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gegen den ältern, allein von der Freundlichkeit und Leutseligkeit der Chineser, die in dieser Rücksicht die erste Nation in Asien sind, besaßen sie nicht das geringste. Sie aßen alle drei mit dem größten Appetit von allen oben genannten Speisen, und ließen es auch am Trinken nicht fehlen. Wir brachten zu wiederholten Malen ihre Gesundheit aus, so wie sie auch die unsrige. Die Art, wie man in China einen solchen Toast auszubringen pflegt, besteht darin, daß man von seinem Stuhle aufsteht, während man auf die Gesundheit von jemand trinkt, und ihm alsdann den bis auf den letzten Tropfen ausgeleerten und ganz trocknen Becher zeigt.

Den Tag nach diesem Feste ließ mir der Hannisse Consequois sagen, daß er mit Bedauern gesehn habe, daß sein Vetter Panquekois uns keine Speisen nach unserm Geschmacke und keinen Europäischen Wein vorgesetzt habe. Er machte mir darüber sehr viele Entschuldigungen, und überschickte mir, um denselben Nachdruck zu geben, die sehr schätzbaren Ein- und Ausfuhrtabellen von den Jahren 1804 und 1805, um welche ich ihn schon lange gebeten hatte, und woraus ich meinen Lesern am Schluß des vorigen Capitels einen kurzen Auszug im Betreff des Thees gegeben habe.

Ungefähr acht Tage nach diesem Mittagessen fiel der Geburtstag des Hannisten Consequois ein, auf welchen derselbe den sämmtlichen Europäern aus den verschiedenen Factoreien ein Fest geben wollte. Schon einige Tage zuvor wurden wir dazu eingeladen und begaben uns um vier Uhr in seine Wohnung. Wir fanden daselbst schon alles zur Aufführung der Comödie eingerichtet, und die Schauspieler warteten nur auf uns, um sogleich anzufangen. In Europa geht man

nicht eher in das Schauspiel, als wenn man zuvor gut oder schlecht zu Mittag gegessen hat; in China hingegen ist es bei den reichen Personen ein allgemeiner Gebrauch, daß die Comödie während der Mahlzeit aufgeführt wird. Das Essen wurde also auch jetzt unverzüglich aufgetragen, und zugleich nahm auch das Schauspiel seinen Anfang. Die Schauspielertruppe bestand durchaus nur aus Kindern von zehn bis zwölf Jahren, wodurch denn das Ganze noch weit mehr Interesse bekam, und wirklich spielten sie auch ihre Rollen mit viel Geschicklichkeit und Ueberlegung.

Das Essen war diesmal auf Europäische Art eingerichtet; die Gedecke und das gesammte Tischzeug waren reich und prächtig, die Speisen insgesammt von vorzüglicher Güte, und die Weine die kostbarsten und ausgesuchtesten, die in China zu bekommen sind. Es war nicht möglich, müßig an dieser schwelgerischen Tafel zu sitzen, und wir spielten daher insgesammt auch unsere Rollen ganz vortrefflich, während die kleinen Schauspieler sprachen. Ihr Spiel wurde beständig von einer barbarischen Musik begleitet, vor deren unharmonischen lärmenden Tönen man sehr häufig die Stimmen der Kinder ganz und gar nicht mehr hören konnte. Die Sprünge und Kunststücke, die von dieser kleinen Truppe gemacht wurden, übertreffen alles, was ich in diesem Fache jemals in meinem Leben gesehen habe, und mehrere darunter konnten mit Recht höchst gefährlich genannt werden. Unter andern formirten einmal vier und zwanzig von diesen Kindern dadurch, daß sie einander auf die Schultern stunden, eine Pyramide, deren Fußgestelle aus zwölf Kindern und die Spitze aus einem einzigen bestand; auf ein gegebenes Zeichen löfete sich die ganze Pyramide plötzlich wieder auf, wobei die obern insgesammt und in einem einzigen Augenblick den sogenannten gefährlichen Sprung machten. Wenn man nun bedenkt, wie

viele Geschicklichkeit, Behendigkeit und Kraft des Körpers hierzu erfordert wird, so kann man sich nicht genug wundern, wie dieses Stück von bloßen Kindern so meisterhaft ausgeführt werden konnte. So oft die ebenfalls als Gäste anwesenden Chineser mit dem Spiele der jungen Künstler zufrieden waren, so warfen sie ihnen jedesmal einen kleinen rothen Sack aufs Theater, worin sich mehr oder weniger Geld befand. Da aber in China bei allen, auch den geringfügigsten Gegenständen ein bestimmtes vorgeschriebenes Ceremoniel beobachtet werden muß, so wurde auch dieser Sack jedesmal sogleich demjenigen unter den Schauspielern eingehändigt, der die vornehmste weibliche Rolle spielte, und dieser trat alsdann hervor, um sich bei dem essenden Parterre zu bedanken, wobei er niederkniete und mit der Stirne dreimal auf die Erde aufstieß. Wir hatten aber auch wirklich alle mögliche Ursache, mit dieser kleinen Schauspielertruppe zufrieden zu seyn, die übrigens auch eine der besten in Canton war; man mußte ihr 30 Piaster des Tags bezahlen, wenn man dies Vergnügen haben wollte, sie in seinem Hause spielen zu sehen.

Hiebei muß ich nun noch bemerken, daß die Comödie in China einen Theil des Gottesdienstes ausmacht, und daß aus diesem Grunde die Orte, wo Schauspiele öffentlich und für das ganze Publicum aufgeführt werden, sich stets unmittelbar gegen den Pagoden über befinden, und so eingerichtet sind, daß das Spiel der Schauspieler immer gegen den Hauptaltar hin gerichtet ist. Alle Stücke, die öffentlich aufgeführt werden, sind daher auch voll von religiösen Ceremonieen, und ohne Zweifel werden sich meine Leser hierbei erinnern, daß das Schauspiel der alten Griechen ganz die nämliche Einrichtung hatte. Weil nun aber in China die Comödie in so enger Beziehung mit dem Gottesdienste steht, so müssen natürlicher Weise

auch alle Classen von Staatsbürgern zur Aufführung und Unterhaltung derselben beitragen. Deshalb wird auch diese öffentliche Comödie von allen Handwerksinnungen wechselsweise bezahlt; es werden von jeder derselben, wenn die Reihe an sie kommt, besondere Leute gedungen, die in der ganzen Stadt von Haus zu Haus herumgehen und Beiträge zu Bezahlung dieser Kosten einsammeln; gewöhnlich wird alsdann eine Schauspielertruppe auf drei bis sechs Tage hinter einander gemiethet, während welcher Zeit sie aber von früh bis auf den Abend fast ununterbrochen spielen muß. Einmal hat deshalb eine solche Truppe ihre Bezahlung von den Zimmerleuten, ein andermal von den Goldarbeitern u. s. w. zu fordern. Sie bekommt für den Tag gewöhnlich zwischen 50 und 80 Piaster, je nachdem sie mehr oder weniger berühmt ist; von diesem Gelde muß sie aber auch noch die Musik, so wie die Ruketen und Petarden, die in allen Chinesischen Stücken eine wichtige Rolle spielen, bestreiten. Auch müssen die Schauspieler selbst für die mancherlei Kleidungen sorgen, die sie auf dem Theater brauchen, und worunter sich, wie ich selbst mehrmals gesehen habe, nicht selten äußerst reiche und kostbare befinden.

Eine solche Truppe besteht gewöhnlich aus 50 Personen, die einen Director an ihrer Spitze haben, der die Anstalt auf eigene Kosten und Gefahr angenommen hat. In so weit nun verhält sich in China alles wie bei uns, allein nunmehr tritt der große Unterschied ein, daß in China durchaus niemals eine Frauensperson die Bühne betritt, wie es ebenfalls bei den Griechen und Römern der Fall gewesen ist, mit denen die Chinesen in diesem Stücke einerlei Gebrauch haben. Alle weibliche Rollen werden durch junge Knaben gegeben, welche dieselben auch gewöhnlich mit der größten Täuschung spielen, denn die Kleidung beiderlei Geschlechter ist in China wenig von einander verschieden. Man hat

mich jedoch versichert, daß man neuerlich auch anfinge, wirkliche Frauenspersonen auf dem Theater erscheinen zu lassen, und daß die Regierung diesen neuen Gebrauch zu genehmigen scheine. Dieß wäre in der That ein großer Schritt zur Vervollkommnung der dramatischen Kunst, von der mir übrigens die Chineser noch sehr weit entfernt zu seyn scheinen.

So ernsthaft, bedächtig und zurückhaltend die Chineser auch sind, so lieben sie doch die Comödie mit wahrer Leidenschaft; um aber von ihren Schauspielern und Schauspielerinnen mit bestimmter Genauigkeit urtheilen zu können, müßte man durchaus, wenigstens einigermaßen, ihre Sprache verstehen. Was den Ausdruck der körperlichen Bewegungen und Gebehrden betrifft, so kann ich wirklich versichern, daß sie in diesem Stücke einen hohen Grad von Vollkommenheit besitzen, allein unglücklicher Weise wird ihr Gesang sehr häufig von der Musik bedeckt, und diese ist so unharmonisch und lärmend, daß es einem in den Ohren wehe thut. Alle Gebehrden der Schauspieler und alles was sie sprechen, wird von Musik begleitet, und diese besteht gewöhnlich in zwei Sackpfeifen, zwei Hautbois und eben so vielen hölzernen Trommeln; wenn sie aber das tobende Geräusch eines heißen Schlachtgetümmels recht lebhaft darstellen wollen, so kommt zu dieser musikalischen Begleitung auch noch eine zahllose Menge von Petarden. Alle ihre sogenannten großen dramatischen Stücke schienen mir durchgängig nach einerlei Form verfertigt zu seyn, und der Gegenstand derselben ist durchgängig aus ihrer alten Geschichte genommen; sie fangen aber ebenfalls, wie es allgemein in der Kindheit dieser Kunst der Fall zu seyn pflegt, mit der Geschichte ihres Helden von seiner frühesten Jugend an, und lassen ihn auf der Bühne sterben. Ich habe durchgängig bemerkt, daß sich in allen ihren Stücken dreierlei verschiedene Helden befanden, die sich häufig mit einander zankten,

zankten, und dabei aus allen Kräften schrien, um die schönen Sentenzen, die sie vortrugen, recht heraus zu heben; diese Anzahl von Helden scheint den Verfassern der Stücke bestimmt vorgeschrieben zu seyn; denn der Inhalt mag seyn, welcher er wolle, so muß diese Zahl durchaus beobachtet werden. Dieß ließe sich jedoch noch einigermaßen entschuldigen, allein der eine von diesen Helden muß ein rothes Gesicht, der zweite ein schwarzes, und der dritte ein weißes haben; es mag nun zum Gegenstande des Stückes passen oder nicht, so müssen diese drei Helden mit den drei verschiedenen Gesichtsfarben schlechterdings in demselben vorkommen. Jeder von ihnen hat wieder seine Untergebenen von der nämlichen Farbe, die ihre Befehle vollziehen, und beständig eine Fahne hinter ihnen hertragen. In Europa ist es ein Gesetz der dramatischen Kunst, daß kein Schauspieler ohne Absicht und ohne einen hinlänglichen Grund die Bühne betrete und wieder abgehe; hiermit wird es aber auf dem Chinesischen Theater nicht so genau genommen, und diese Regel wird nur allenfalls bei feierlichen Ceremonieen, wenn einer oder der andere von den drei Helden einen pomphaften Einzug hält, beobachtet.

Ein höchst sonderbarer Gebrauch, der bei allen theatralischen Vorstellungen der Chineser auf das strengste beobachtet werden muß, besteht darin, daß durchaus niemand auf dem Theater erscheinen darf, ohne sich den Anschein zu geben, als wenn er zu Pferde angekommen wäre; um diese Täuschung zu bewirken, und den Gebehrden des Schauspielers, der sich stellen muß, als wenn er eben vom Pferde abstiege, ein wenig Wahrscheinlichkeit zu geben, geht jedesmal ein Stallmeister vor ihm her, der ihm das Pferd zu halten und es nachher mit dem Zaume an einen Haken in der Thüre fest zu binden scheint. Dieß ist ein ganz unerläßlicher Punkt des theatralischen Wohlstandes. Am

allersonderbarsten aber ist, daß auch die Heldinnen zu Pferde ankommen müssen, und daß auch sie ihre Stallmeister vor sich hergehen haben, die ganz die nämliche Pantomime machen. Mit Recht muß man aber hierbei die Frage aufwerfen: warum überhaupt Frauenspersonen bei einem Volke, daß dieselben beständig so eng verschlossen hält, auf der Bühne erscheinen? und warum besonders Heldinnen, die doch gewöhnlich von vornehmerem Stande sind? Mehrere wohl unterrichtete Chineser, die ich hierüber befragt habe, gaben mir einstimmig zur Antwort: daß auf ihrem Theater die uralten Sitten und Gebräuche des Landes dargestellt würden, und daß in jenen Zeiten die Frauenspersonen noch im Besitze der vollkommensten Freiheit gewesen zu seyn schienen. Nach meinem Dafürhalten würde es in der That die beste Art seyn, die alte heroische Geschichte von China zu studiren, wenn man sich die Mühe geben wollte, ihre Schauspiele und die ganze Verfassung ihres Theaters gründlich kennen zu lernen.

Jede Veränderung der Scene wird den Zuschauern durch zwei Männer angekündigt, die sich gegenseitig durchkreuzend über das Theater gehen, und vorn auf der Bühne auf jeder Seite eine Tafel aufstellen, worauf mit großen Buchstaben geschrieben ist, welchen Ort das Theater jetzt vorstellen, und was überhaupt gespielt werden soll.

In den kleinern Stücken der Chineser wird weniger gesprochen, und sie bestehen mehr in Pantomimen, weshalb man auch den Inhalt derselben leichter errathen kann. Unter denjenigen, die ich habe aufführen sehen, führe ich nur die schlecht gehaltene eheliche Treue an, ein Stück, das, wie man sieht, in allen Ländern und bei allen Nationen aufgeführt wird. Es kommt darin eine Frau vor, die durch einen Chinesischen Stutzer verführt worden ist, und die, um mit ihrem Geliebten zu Bette zu gehen, auf dem Theater

selbst fast alle ihre Kleidungsstücke ablegt; da nun aber das Laster nothwendig bestraft werden muß, so kommt gerade in diesem Augenblick ihr Ehemann dazu, der sie auch sogleich durch die herbei gerufenen Soldaten des Mandarins alle beide ohne Barmherzigkeit umbringen läßt. Dies ist beinahe ein Drama im neuern Geschmack, oder ein sogenanntes komisches Thränenstück. Ich muß jedoch auch noch eines andern erwähnen, worin das Komische hervorstechender und schärfer ausgedrückt war. In demselben ergreift der Bediente eines Mandarins in dem Augenblicke, wo dieser einen Besuch von einer sehr vornehmen Person bekommen soll, den Huth seines Herrn, der mit dem Knopfe, dem Kennzeichen seines Ranges, verziert ist, und giebt dagegen in der Geschwindigkeit seinem Herrn den seinigen. Dies ist dem Anscheine nach ein unbedeutendes Versehen, allein nach den Chinesischen Gebräuchen muß es nothwendig die wichtigsten Folgen haben. Der fremde Mandarin, der zum Besuche kommt, und den Herrn des Hauses noch nicht persönlich kennt, sieht nur auf den Huth, und muß sich natürlicher Weise in der Person irren. Er macht dem Bedienten die tiefsten Verbeugungen, und erweiset ihm alle herkömmlichen Ehrenbezeugungen; der Herr des letztern geräth hierüber in das größte Erstaunen, und kann nicht begreifen, warum er in seinem eigenen Hause auf eine so beleidigende Art übersehen, und seinem Bedienten in seiner Gegenwart so viele Ehre erwiesen wird. Dieses kleine unterhaltende Schauspiel hat mich in der That recht herzlich lachen machen!

Nachdem das Mittagsessen und das Schauspiel zu Ende waren, lud mich der Hanniste Consequois sogleich wieder auf den folgenden Tag zu sich ein, und ich vermuthete, daß er irgend eine Lustparthie im Sinne habe, womit er uns unerwartet überraschen wolle. Wirklich irrte ich mich auch nicht, denn er

hatte die Absicht, uns in die große Pagode zu führen, die in der auf dem andern Ufer des Flusses gegen den Factoreien über befindlichen Vorstadt liegt. Dieses Gebäude hat einen unermeßlichen Umfang, und ist ganz in dem alten Geschmack erbaut, denn so sehr der Chineser auch in allen möglichen Stücken seinem Geschmack immerfort treu bleibt, so ist doch gerade die Baukunst der einzige Gegenstand, in Rücksicht dessen er ihn verändert hat; seit wie vielen Jahrhunderten er aber hierin von seinem frühern Geschmack abgewichen ist, ist mir unmöglich zu bestimmen. Dieses Gebäude formirt ein Parallelogramm, das aus mehrern einzelnen unermeßlich großen Gebäuden besteht, in deren Mitte sich eine Menge von Capellen befinden, welche zwischen den Gebäuden eine große Anzahl abgesonderter Höfe formiren; in allen diesen Höfen sieht man kleine, auf eine äußerst pittoreske Art angelegte Gärten und majestätische Bäume, die zu jeder Tageszeit den dichtesten Schatten verbreiten.

Unter den beiden äußersten Thüren der Pagode fanden wir zwei Bildsäulen von gigantischer Größe, denen das Geschäft übertragen zu seyn scheint, die in der Pagode befindlichen Gottheiten zu beschützen. Diese Chinesischen Schutzengel haben sehr viele Aehnlichkeit mit denen, die man auch in Indien vor den Thoren der geringern Pagoden findet, und ich glaube nicht, daß in der ganzen Welt irgendwo abscheulichere Figuren angetroffen werden. Nachdem wir durch diese beiden äußern Thore hindurch gegangen waren, kamen wir in eine Capelle, wo wir mit großem Vergnügen die Darstellung einer weiblichen Dreieinigkeit fanden; diese bestand aus drei Frauenspersonen, die in einer Art von mystischer Rose saßen, und zwar nach orientalischer Sitte mit kreuzweis unterschlagenen Beinen, und mit dem Finger auf dem Munde in einer nachdenklichen Stellung. Alle drei Bildsäulen waren

ebenfalls von mehr als natürlicher Größe, und schienen von Holz zu seyn, das jedoch außerordentlich gut vergoldet war. Weiterhin in einer andern Capelle sah ich noch eine Dreieinigkeit, nämlich die des Confucius, dem die Chineser eine Art von göttlicher Verehrung erweisen. Es giebt in dem ganzen Reiche gewiß nur äußerst wenige Privatpersonen, bei denen nicht sein Bildniß, und zwar immer in der Form der Dreieinigkeit, gefunden würde; gewöhnlich ist es von Holz oder von Stein verfertigt, allein in dieser Capelle war es ebenfalls reich vergoldet. Die dritte große Capelle, in welche wir geführt wurden, enthielt eine Figur von einer ungeheuern Größe und Dicke, die durch ihre Stellung, Dickleibigkeit und das Wohlbehagen, das auf ihrem Gesichte glänzte, sogleich die Idee eines frommen andächtigen Mönches in uns erweckte. Die Figur war ganz vergoldet und befand sich in einer liegenden Stellung; es wäre ein Putschai, sagten uns die Chineser, d. h. ein Mensch, der die himmlischen Freuden genösse. Wohl dem, setzten sie hinzu, der sich in dieser Lage befindet; er lebt ohne Mühe, ohne Kummer, und sein Bauch muß nothwendig immer zunehmen.

Der Bonze, der uns in der Pagode herumführte, hatte von seinem Obern den Befehl erhalten, uns alle Merkwürdigkeiten des Tempels ohne alle Ausnahme zu zeigen. Um nun diesen Befehl recht gewissenhaft zu erfüllen, zeigte er uns auch die heiligen Schweine, die in der Pagode gefüttert werden, bis sie vor Alter oder an ihrem eigenen Fette sterben; in der That ein komisches Bild von den Bonzen selbst! Auch sahen wir den Garten, der ziemlich schlecht angebaut ist, und den Begräbnißplatz der Bonzen; ihre Asche wird hier beigesetzt, nachdem ihr Leichnam auf die nämliche Art, wie es in Indien zu geschehen pflegt, verbrannt worden ist. Zuletzt führte man uns auch in das Refecto-

rium, wo die Bonzen beim Essen insgesammt so sitzen, daß ihr Oberer jeden von ihnen im Gesichte hat. Nachdem wir nun die ganze Pagode in allen ihren Theilen besehen hatten, so ließ uns das Oberhaupt derselben eine Collation von vortrefflichem Confect und allerhand eingemachten Früchten auftragen, worauf wir ihm unsern Dank abstatteten, und uns bei ihm beurlaubten. Diese Bonzen stehen allgemein in dem Rufe, daß sie sehr gastfreundschaftlich sind; die Anzahl derselben in der großen Pagode beläuft sich auf dreihundert, und dies wäre hinreichend, um nicht nur ein Dorf, sondern einen ganzen Flecken zu bevölkern.

Einige Tage nachher hatte ich zufälliger Weise Gelegenheit, unter dem Schutze eines andern Hannisten, der gewöhnlich die Holländischen Geschäfte besorgt, auch noch eine kleine, in dem Innern der Vorstadt gelegene Pagode zu besuchen. Da sie aber der eben beschriebenen in allen ihren Theilen vollkommen ähnlich ist, so will ich mich nicht weiter dabei aufhalten. Wir wurden in derselben auf eine sehr höfliche, wohlwollende Art aufgenommen, und der Superior gab uns sogleich einen Bonzen mit, der uns überall herumführen und uns alles Merkwürdige zeigen mußte. Obgleich diese Pagode eigentlich nur zu Ehren des Putschats errichtet war, so befanden sich dennoch ungefähr die nämlichen Figuren in derselben, wie in der großen. Nur bemerkte ich noch darin eine Druckerei für die heiligen Bücher, denn hinter dem Bilde des Putschats lag eine große Menge von geschnittenen hölzernen Platten, worunter mehrere von Würmern zerfressen und schon größtentheils verfault waren. Hierbei muß ich bemerken, daß die Chineser die eigentlichen Erfinder der Stereotypen sind, denn mit ihren hölzernen Platten können sie die Exemplarien eines Werkes ins unendliche vervielfältigen. Zuletzt führten uns die Bonzen auch auf den Thurm, wo wir die

Glocke sahen, die sie zum Gebete ruft. Dem Weisesten unter ihnen, oder wenigstens demjenigen, den sie einstimmig dafür erkennen, steht allein das Recht zu, diese Glocke zu berühren. Von dem Thurme hat man übrigens eine vortreffliche Aussicht und übersieht den größten Theil von Canton.

Der Superior dieser kleinen Pagode war ohne Zweifel sehr zufrieden mit dem kleinen Geschenke, das wir ihm zum Beweis unserer Erkenntlichkeit machten, und weil er vielleicht noch ein zweites von uns zu erhalten hoffte, so lud er uns ein, der Einweihung mehrerer Novizen in den Stand der Bonzen beizuwohnen. Man kann sich leicht denken, daß ich nicht unterließ, mich an dem bestimmten Tage bei einer Ceremonie einzufinden, die unsere Aufmerksamkeit so ganz verdiente.

Als wir in der Pagode ankamen, so führte man uns sogleich in den heiligen Ort, wo ich die sämmtlichen Bonzen schon im Gebete begriffen fand. Jeder von ihnen hatte seine bestimmte, ihm angewiesene Stelle, die mit einer runden von Stroh geflochtenen Matte bezeichnet war, und sie waren sämmtlich drei Schritte einer von dem andern entfernt; in ihrer Mitte befand sich der Superior, aber allein, gleichsam als der Mittelpunkt aller Macht, und hinter ihm standen zwei Bonzen zu seiner Bedienung. Ihr Gebet verrichten sie immer stehend, und mit kreuzweis auf der Brust übereinander geschlagenen Händen, denn diese Stellung ist bei ihnen das Zeichen der tiefsten Ehrfurcht. Bei dem Gottesdienste tragen sie einen einzigen weiten Ermel von gelber Farbe; warum aber nicht zwei? dies muß man nicht von mir zu wissen verlangen. Der Superior zeichnet sich bloß allein dadurch vor den übrigen aus, daß sein Ermel von violetter Farbe ist. Von Zeit zu Zeit warfen sie sich insgesammt auf die Knie nieder, stießen zu wiederholtenmalen mit dem Kopf auf den Fußboden, und standen alsdann sogleich

wieder auf, denn das Gebet verrichten sie durchaus niemals knieend. Wenn sie singen, so läutet ein Bonze nach dem Takte mit einer Glocke dazu, und schlägt zu gleicher Zeit mit einem Stock auf eine Trommel, so daß er also in den nämlichen Augenblicke mit beiden Händen beschäftigt ist. Wahrscheinlich ist dieser Bonze der erste nach dem Superior, denn auch er trug den violetten Ermel.

Nach mehreren andern Ceremonieen sahe ich auch einer Procession zu, die mit sehr vielem Anstande in dem Innern der Pagode vor sich ging. Ich zählte 43 Personen, die derselben beiwohnten, mit Inbegriff der beiden neu Aufzunehmenden, die ungefähr 15 Jahr alt seyn mochten, und noch die gewöhnliche Chinesische Kleidung trugen. Ich sage die gewöhnliche Chinesische Kleidung, denn die der Bonzen besteht in einem grauen langen Gewande mit weiten Ermeln, und ihr Kopf ist ganz glatt geschoren. Während des ganzen Gottesdienstes gingen sie immer von Zeit zu Zeit an den Altar hin, nahmen etwas von demselben weg, und kehrten alsdann wieder in die Mitte der Pagode zurück; zuweilen knieeten sie jedoch noch vorher in einer Entfernung von zehn Schritten vor dem Altare auf einige Augenblicke nieder. Nachdem nun der Gottesdienst und die sämmtlichen Ceremonieen zu Ende waren, so gingen die Bonzen in ihre Zellen zurück, und legten sogleich insgesammt den gelben Ermel ab.

Wir waren sehr erfreut, daß wir diesem feierlichen Gottesdienste hatten beiwohnen dürfen, und begaben uns, sobald er zu Ende war, zu dem Superior, der uns nach herkömmlicher Sitte mit einer Collation von einer Menge getrockneter und eingemachter Früchte erwartete, und in Gesellschaft von einigen andern Bonzen Thee mit uns trank. Wir schenkten ihnen abermals zwei Piaster, was wir ihnen auch schon das erstemal gegeben hatten, und sie schienen damit ausnehmend zu-

frieden zu seyn; allein da sie eben so wie unsere Kapuziner durchaus niemals Geld anrühren dürfen, so mußten wir es dem Schreiber der Pagode einhändigen, der alle dergleichen Geschenke vor ihren Augen in das Einnahmebuch einträgt. Die Wohnung des Superiors war sehr anständig und bequem eingerichtet, allein die der übrigen Bonzen waren es in einem weit geringern Grade; da jedoch die Bonzen überall bequem wohnen müssen, so war man auch hier eben mit Erbauung eines neuen Flügels zu dem Gebäude beschäftigt. Der Küche und der Bäckerei standen ebenfalls besondere Bonzen vor, und überall fanden wir die größte Ordnung und Reinlichkeit. In jedem Zimmer in der ganzen Pagode befand sich eine Bildsäule von dem Schutzgotte derselben. In dem Speisesaale sah ich eine große Tafel, worauf die Namen aller Bonzen geschrieben waren, und man sagte mir, daß sie jedesmal, wenn sie zu Tische gehen, so wie zu Anfang und zu Ende des Gottesdienstes alle insgesammt namentlich aufgerufen würden.

Die Kleidung der Bonzen ist immer von grauer Farbe, und die Ermel derselben haben viele Aehnlichkeit mit denen unserer Mönche. Um den Hals haben sie beständig einen Rosenkranz hängen, den sie beim Gebet in die Hand nehmen. Außer dem Gelübde, niemals etwas anderes zu essen als Früchte und Gemüse, legen sie auch das große Gelübde der Keuschheit ab, und halten es ganz eben so wie unsere Mönche. Von dem Gelübde der Armuth sind sie jedoch befreit, denn in China widmen sich nur die Bettler, um es in einem etwas geringerem Grade zu seyn, dem Bonzenstande; aus diesem Grunde würden sich aber auch die Chineser wenig um sie bekümmern, wenn sie sie nicht nur nöthig hätten, um für sie zu beten. Es ist jedoch durchaus unwahr, daß sie, wie mehrere Reisende erzählt haben, ein Gegenstand der allgemeinsten Verachtung seyen; dieß wird bloß von Missionarien und Mönchen behauptet, die

aus Handwerksneid die Bonzen zu verkleinern und unter sich herab zu würdigen suchen, ob ich gleich zwischen beiden keinen andern Unterschied finde, als den, daß die Bonzen mit weit mehr Anstand und Würde beten; im Innern des Herzens zu lesen muß Gott überlassen bleiben! Die Europäischen Mönche kamen in einem Alter von 15 oder 16 Jahren ins Kloster und lernten daselbst die Gebete und die verschiedenen beim Gottesdienst üblichen Gebräuche auswendig; hierin allein bestand ihr Noviziat, und ganz die nämliche Bewandniß hat es auch mit den Bonzen in China. Da man sich aber in ganz Asien sehr viel mit der Astrologie abgiebt, so sagen auch die Bonzen die glücklichen oder unglücklichen Tage voraus, und treiben zu ihrer Unterhaltung mancherlei Zaubereien, wobei sie sich kleiner Stäbchen bedienen, die immer auf dem Altare vor der Bildsäule der Pagode in Bereitschaft liegen. Ferner liegen auch auf diesem Altare geschriebene Zettel mit glücklichen oder unglücklichen Prophezeihungen, womit die Bonzen einen förmlichen Handel treiben; der Inhalt dieser Zettel ist aber gewöhnlich dunkel und zweideutig, und es strömt deshalb beständig eine Menge von Menschen, besonders von Frauenspersonen, in die Pagoden, um sich dieselben von den Bonzen auslegen zu lassen.

An welchem Orte wollen sie begraben werden? dies ist in China eine äußerst wichtige Frage, und durch welche die Bonzen sehr viel Geld zu verdienen wissen, denn für diesen letzten Wohnort sind dem Chineser nicht alle Orte gleichgültig. Das anständigste und ehrenvollste Begräbniß ist ein kleiner Hügel, der Cäspes der alten Römer, der so gelegen ist, daß er von einem Winde mehr als von einem andern bestrichen wird. Dergleichen Plätze sind nun ein wahrer glücklicher Fund, und jeder Chineser würde sie gern mit schwerem Gelde bezahlen. Aber wo findet sich ein solcher kleiner Hügel und ein solcher ausgewählter Wind? Dies kann

man bloß allein von den Bonzen erfahren, und gerade dies ist auch die Ursache, warum sie das dritte Gelübde, das der Armuth, nicht ablegen.

Ferner wohnen auch die Bonzen den Leichenbegängnissen bei, die insgesammt auf das feierlichste und mit dem größten Pompe begangen werden. Auch haben die Bonzen noch eigene religiöse Ceremonieen, wodurch sie auf neuerbaute Häuser Glück zu bringen glauben, und bei allen diesen Ceremonieen sind zahlreiche Petarden und Geld wesentlich nothwendige Erfordernisse. Uebrigens sind alle diese Ceremonieen, so wie auch der Gottesdienst in den Pagoden, der gewissermaßen das tägliche Brod der Bonzen ausmacht, in den heiligen Schriften des Confucius ausführlich vorgeschrieben.

Endlich giebt es auch in China Klöster von Bonzinnen, welche ungefähr auf die nämliche Art wie die Bonzen gekleidet sind; sie haben dabei die Haare glatt am Kopfe abgeschoren, und tragen, wenn sie ausgehen, einen Hut von einer besondern Form. Ich will jedoch nicht behaupten, daß sie in Beobachtung ihrer vorgeschriebenen Ordensregeln mit der nämlichen Strenge zu Werke gehen, wie die Mannspersonen; es hat mich im Gegentheil einer meiner Freunde, ein sehr glaubwürdiger Mann, der sich über 18 Monate zu Emuy in der Provinz Thin-Tschu aufgehalten hatte, versichert, daß in den Klöstern dieser Bonzinnen eine außerordentliche Sittenverderbniß herrsche, und die abscheulichsten Ausschweifungen begangen würden.

Wenn meine Leser sich noch erinnern, was ich oben von der Religion der Hindus gesagt habe, so werden sie es, so wie ich, für sehr wahrscheinlich halten, daß die Religion der Chineser, die doch eigentlich nur eine Modification von der letztern ist, über die Gebirge von Tibet nach China gekommen seyn, und ihre Veränderungen und Verfälschungen nach und nach in den ver-

schiedenen Ländern erhalten haben muß, durch welche sie gewandert ist. Die Gelongs, eine Art von Mönchen in Tibet, sind eine erste Modification von den Braminen, und die Bonzen in China scheinen eine zweite zu seyn. Unsere Kenntnisse von den mancherlei Ramificationen dieser Religion sind noch sehr unvollkommen, weil wir aus Gewissensscrupel und aus einem sehr falsch verstandenen Enthusiasmus für unsere eigene Religion bis jetzt alle Vergleichungen und Zusammenstellungen derselben vermieden haben; allein in neuern Zeiten sind doch schon mehrere vortreffliche Schriften erschienen, welche über diesen Theil der menschlichen Kenntnisse viel Licht verbreitet haben. Der Schleier ist schon beträchtlich davon weggezogen, und wenn die Engländer uns in diesem Stücke vorangegangen sind, so dürfen doch auch wir Franzosen hoffen, daß eine Zeit kommen wird, wo wir im Stande seyn werden, wohl unterrichtete und von den Vorurtheilen der Missionarien freie Männer anzustellen, um diese wichtigen Entdeckungen ganz zu vollenden.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Von den vorzüglichsten Naturprodukten und Waaren, welche zu Canton Gegenstände des Handels ausmachen, und von den Preisen derselben.

Um die Verhältnisse der Europäer mit China genau kennen zu lernen, ist es durchaus nöthig, daß ich auch noch die vorzüglichsten Naturprodukte und Waaren, welche zu Canton Gegenstände des Handels ausmachen, so wie die Preise derselben kürzlich hier mittheile. Ich fange deshalb mit der Baumwolle, als einer der wichtigsten unter denselben, an.

Die Engländer haben sich diesen Handelszweig vor nicht sehr langer Zeit erst neu erschaffen, und er ist für sie um so viel wichtiger, weil sie dadurch die von ihnen in China gekauften Güter um so viel weniger mit baarem Gelde bezahlen müssen. Noch vor 10 bis 12 Jahren wurden nicht mehr als 4 bis 500 Ballen Baumwolle nach China gebracht und heut zu Tage ist diese Quantität auf 20 bis 30 Schiffsladungen gestiegen, und die Engländer haben seitdem wenigstens vier bis fünf Millionen Piaster baares Geld weniger aus ihren Ländern hinauszuschicken. Die Amerikaner sind zwar ebenfalls ihrem Beispiele gefolgt, und haben angefangen, Baumwolle, die sie selbst gezogen hatten, dahin zu schicken; allein da sie ihnen wegen der weitern Entfernung viel theurer zu stehen kommt, und sie dieselbe auch in Europa, wo sie wegen der vielen Manufakturen in einem höhern Preise als in China steht, leichter absetzen können, so haben sie bei diesem Handelszweige ihre Rechnung nicht gefunden.

Diejenige Baumwolle, die in China für die allerbeste gehalten und am theuersten bezahlt wird, ist die von Manila, oder vielmehr aus der Provinz Ylocos, und es ist wirklich ganz unbegreiflich, daß die Spanier in dieser Nähe von China noch bis jetzt nicht eingesehen haben, welch einen unermeßlichen Gewinn sie von diesem Produkte ziehen könnten. Während meines Aufenthalts in dieser Provinz bezahlte man den Indianern sieben Piaster für das Pecul Baumwolle, und der Eigenthümer des Schiffes, auf welchem ich die Reise nach China machte, hatte mit dem dasigen Alcaden einen Handel abgeschlossen, nach welchem ihm dieser 150 Pecul Baumwolle, jeden für neun Piaster, frei in das Schiff lieferte. Hierdurch ersparte er nicht nur drei Prozent, die er für die Ausfuhr des baaren Geldes von Manila nach China hätte bezahlen müssen, sondern er verkaufte auch in dem letztern Lande den Pecul

Baumwolle für 30 bis 36 Piaster. — Die zweite Sorte von Baumwolle ist die von der Insel Bourbon, die zwischen 25 und 30 Piaster kostet; die dritte Sorte ist die aus Amerika, zwischen 20 und 25 Piaster; die vierte die von Madras und der Küste Coromandel, zwischen 18 und 20 Piaster; die fünfte endlich ist die von Bombay, zwischen 16 und 18 Piaster. Alle diese verschiedenen Sorten von Baumwolle haben in China beständig die angeführten Preise, so lange nämlich nicht größere Quantitäten davon dahin gebracht werden, als es in den Jahren 1804, 1805 und 1806 der Fall gewesen ist, wo sich die Einfuhr der sämmtlichen Baumwolle auf 380000 Peculs belaufen hat.

Der Zimmt, der in China gekauft wird, ist von weit geringerer Güte, als der von der Insel Ceylon, der für den allervorzüglichsten gehalten wird, aber auch um ein beträchtliches theurer ist. Der Zimmt, der aus Cochinchina und Tunkin kommt und dessen Holz außerordentlich viele öligte Theile enthält, schickt sich am allerbesten, um das berühmte Zimmtöl daraus zu verfertigen, welches jedoch außerordentlich theuer ist. Es wird übrigens sehr viel Zimmt von China nach Europa gebracht, wo er ganz um den nämlichen Preis, wie der von Ceylon verkauft wird; den letztern habe ich selbst zu Manila für 3 Piaster das Pfund verkaufen sehen.

Vom Ebenholz unterscheidet man in China zweierlei Arten, nämlich das aus der Insel Frankreich, welches das vorzüglichste ist, und das von den Bissayischen Inseln. Das erstere ist durchaus schwarz, sehr hart, und wächst vorzüglich in den felsigten Gegenden der Insel, wo das Pecul nicht mehr als 1 Piaster kostet. In China hingegen ist der Preis davon sehr verschieden; im Jahr 1805 wurde es daselbst um $3\frac{1}{2}$ Piaster verkauft; im Jahr 1807 hingegen habe ich es selbst mit $7\frac{1}{2}$ Piaster bezahlen sehen; man kann übrigens an-

nehmen, daß es ein Jahr ins andere gerechnet 4¾ Piaster kostet. Die Chineser gebrauchen dasselbe zu Geräthschaften in ihre Wohnungen, zu Säulen, und vorzüglich zu den Stäbchen, deren sie sich zum Essen zu bedienen pflegen.

Die Rhabarber macht einen sehr wichtigen Gegenstand der Ausfuhr von China aus. Sie wird aus dem Innern des Reiches herbeigebracht; allein man muß sich sehr genau darauf verstehen, wenn man sie kaufen will, denn die Chineser wissen die alte und halb unbrauchbare so zuzubereiten, daß man sie leicht für frisch hält, und sie nur allenfalls dadurch erkennen kann, wenn man sie entzwei bricht und Achtung giebt, ob kein Staub von den beiden Hälften herabfällt. Auch in diesem Stücke kann man nicht genug Mißtrauen in die Chineser setzen.

Das Sandelholz, in das die Chineser einen außerordentlichen Werth setzen, wird von Timor, der Küste Covomandel, der Küste Malabar, den Inseln in der Südsee und vorzüglich von den freundschaftlichen Inseln herbeigebracht. Ich habe ein Amerikanisches Schiff von den letztern Inseln zu Canton ankommen sehen, das 3000 Peculs von diesem Holze geladen hatte, und wovon der Pecul für 25 Piaster verkauft wurde; was ihm also eine Summe von 75000 Piaster eintrug. Dies ist unstreitig eine der besten Speculationen, die man machen kann, und zwar aus dem Grunde, weil dieses Holz auf den freundschaftlichen Inseln nichts weiter kostet, als die Mühe es zu fällen. Bei dem Fällen muß man es jedoch immer sogleich in 3 Fuß lange Scheiten spalten, und das Innere von diesem, so wie die beiden Enden, mit einer besondern rothen Farbe überziehen, durch welche das Holz vor Würmern und Fäulniß bewahrt wird.

Der Thee ist bekanntermaßen das erste und wichtigste Produkt, das aus China ausgeführt wird. Die

verschiedenen Arten davon und den Werth derselben kann man jedoch nicht gründlich kennen, ohne eine lange Uebung zu haben, und ohne genau zu wissen, wie die Chineser bei der Zubereitung zu Werke gehen. Diese Kenntniß kann aber ein Europäer, der zum erstenmale nach China kommt, unmöglich besitzen, und doch ist sie wesentlich nothwendig, weil man sich nicht genug vor den Betrügereien der Chineser in Acht nehmen kann. Sehr häufig vermischen sie den frischen Thee zur Hälfte mit altem, den sie nicht haben los werden können, und diese betrügerische Mischung muß alsdann der ächte Theeverständige sogleich erkennen. Sonderbar ist es übrigens, daß man in Europa durchaus frischen Thee haben will, die Chineser selbst hingegen den zwei- oder dreijährigen weit vorziehn. Um die Güte des Thees genau zu prüfen, thut man eine ganz kleine Portion davon in ein besonders dazu eingerichtetes Theekännchen, das ohngefähr fünf bis sechs Löffel voll Wasser hält. In diesem siedenden Wasser läßt man den Thee gerade eine Minute lang, mit der Uhr auf dem Tische, anbrühen, und versucht ihn alsdann ohne Zucker; hierauf schüttet man die Blätter auf einen Teller, untersucht den Grad, in welchem sie sich geöffnet und aufgerollt haben, und hält sie zuletzt an die Nase, um sie auch durch den Geruch zu erforschen. Zu allem diesen gehört nun, wie gesagt, eine außerordentliche Uebung, und man will sogar behaupten, daß diese Theeprobirer nicht alt werden. Wirklich giebt es deren auch nur sehr wenige; der allerbeste unter ihnen ist aber der oben genannte Herr Zeemann von der Holländischen Compagnie, der auch jedesmal ein Zeugniß auszustellen pflegt, daß der von ihm erprobte Thee die erforderliche Güte wirklich hat. Die Engländer hingegen, die jährlich eine so unermeßliche Menge Thee ausführen, lassen dem Hannisten, von dem sie ihn kaufen, auf jede Kiste davon seinen Namen schreiben; wenn nun die

Kiste

Kiste in Europa aufgemacht wird, und der Thee nicht von der Qualität ist, wie man ihn verlangt hat, so wird er auf Kosten des Hannisten wieder nach China zurückgeschickt, und dieser muß noch 20 Prozent zur Schadloshaltung bezahlen. Es werden jedoch jährlich höchstens nur 400 Kisten davon zurückgeschickt, was in Betracht der ungeheuern Menge, welche die Engländer ausführen, äußerst wenig ist. Im Ganzen genommen giebt es in China zehnerlei verschiedene Arten von Thee, wovon eine jede unter einem besondern Namen bekannt ist; es würde jedoch zu weitläuftig seyn, wenn ich alle diese barbarischen Namen einzeln hier anführen wollte.

Auch die verschiedenen Seidenwaaren-machen einen höchst wichtigen Gegenstand des Handels und der Ausfuhr von China aus; weil es jedoch eine außerordentliche Menge von verschiedenen Arten seidener Zeuge daselbst giebt, und weil auch die Güte derselben sehr verschieden ist, so muß man sich genau darauf verstehen, um nicht betrogen zu werden. Diejenigen Seidenzeuge, welche vorzüglich die Amerikaner zu kaufen pflegen, sind alle zu Canton oder in der dasigen Gegend verfertigt, und bei weitem nicht von der nämlichen Güte wie die von Nankin. Hauptsächlich sind die Farben der erstern äußerst schlecht, und bei weitem nicht so dauerhaft wie die aus den übrigen Provinzen von China. Die letzteren sind zwar ein wenig theurer, allein man hat dafür auch nicht zu besorgen, daß die Farben schon unterwegs abschießen, was bei den erstern sehr häufig der Fall ist.

Die sogenannten Vogelnester, auf welche die Chineser einen so außerordentlich hohen Werth legen, sind bekanntermaßen die Nester von einer Art von Schwalben, die weit kleiner sind als unsere Europäischen. Sie holen an der Küste des Meeres die schleimigte Materie, woraus sie ihre Nester verfertigen, und diese haben

viele Aehnlichkeit mit unsern gewöhnlichen Fadennudeln, aber doch bei weitem nicht den angenehmen Geschmack derselben. Die besten Vogelnester kommen von den Inseln Borneo, Yolo, und aus Cochinchina; auch von den Philippinischen Inseln werden viele herbeigebracht, und wenn die Bewohner der Bissayen thätiger und fleißiger wären, so würden sie einen sehr einträglichen Handelsartikel daraus machen können, obgleich die dasigen Vogelnester nicht ganz von der nämlichen vorzüglichen Güte seyn sollen. Die Chineser theilen dieselben in eine zahllose Menge von Classen ab, die sämmtlich in den Preisen von einander verschieden sind; sie haben davon eine erste Qualität, eine zweite erste, eine zweite, eine zweite zweite u. s. w. Wenn man von der Menge der Buden, worin dieses Produkt verkauft wird, auf die Consumtion desselben schließt, so muß diese ganz ungeheuer seyn, denn ich kann versichern, daß die Straße, worin die Vogelnester, sowohl roh als zubereitet, zu bekommen sind, und in welcher auf beiden Seiten eine Bude an die andere stößt, über drei Viertelstunden lang ist, und daß in jeder Bude beständig sechs bis acht Menschen beschäftiget sind, die Nester zu reinigen und sie von den daran befindlichen kleinen Federn zu befreien.

Die Arbeiten der Chineser in Elfenbein, Perlmutter und Schildkröte sind unstreitig die schönsten, die irgendwo gefunden werden, und besonders die Fächer sind mit einem außerordentlichen Fleiße und einer ungemeinen Zierlichkeit gearbeitet. Von denen von der ersten Schönheit kostet aber auch das Stück zwanzig Piaster, dagegen die andern nur sechs bis acht Piaster kosten. Die schönsten Kunst-Produkte in Elfenbein u. dergl. werden ausschließend nur in der Porzellanstraße verkauft. Das rohe Elfenbein ziehen die Chineser aus Cochinchina und Cambodia, wo es in der größten Menge vorhanden ist; die Schildkrötenschaa-

ken hingegen werden größtentheils aus den Visayischen Inseln dahin geschickt.

Den Namen Balate haben die Spanier einer Art von Molusken oder Schleimthieren beigelegt, womit ein sehr großer Handel nach China getrieben wird. Die eigentliche Naturgeschichte dieses Thieres kennen wir noch nicht genau, und wissen nur soviel von demselben, daß es von dem Grunde des Meeres hervorgeholt wird, wo es von den Felsen losgemacht werden muß. Das Pecul davon wird von den Chinesern mit 25 Piaster bezahlt; da nun ungefähr tausend solcher Schleimthiere ein Pecul, oder 133 Pfund wiegen, so kommen davon 4 Loth auf jedes einzelne Thier. Auf allen von Mallayen bewohnten Inseln, besonders aber zu Jolo und Borneo, wird dieses Thier in der größten Menge gefangen, und diejenigen darunter, welche die weißeste Farbe haben, werden von den Chinesern am theuersten bezahlt. Ich habe häufig und nicht ohne Vergnügen davon gegessen, denn es hat einen sehr feinen Geschmack, der dem unserer kleinen Schwämme ähnlich ist; für einen Europäer hat es jedoch die unangenehme Eigenschaft, daß es außerordentlich erhitzt, was aber gerade in den Augen der Chineser seinen vorzüglichsten Werth ausmacht.

Auch die in China verfertigten lakirten Waaren sind von großer Schönheit, ob sie gleich denen aus Japan nicht gleich kommen. Der Preis dieser Waaren ist natürlicher Weise nach der Feinheit der Arbeit verschieden, und man hat Kästchen für Spielmarken, wovon das Stück sechs Piaster kostet; auch die fein gearbeiteten Theekistchen haben den nämlichen Preis. Ein lakirter Ofenschirm, der mit gehörigem Fleiße gearbeitet ist, kostet 40 Piaster. Lakirte Waaren aus Japan kommen sehr wenige nach China, und sind deshalb auch ungeheuer theuer.

Eines der merkwürdigsten Produkte von China, und zwar des nördlichsten Theiles derselben, oder der sogenannten Chinesischen Tartarei ist der Ginseng, eine Wurzel, der die Chineser beinahe übernatürliche Heilkräfte zuschreiben. Die vorzüglichste Sorte davon, die aber eigentlich bloß für den Kaiser und die vornehmsten Mandarinen bestimmt ist, wird nach dem Gewicht mit dreimal so viel Gold bezahlt. Die Chineser behaupten, daß diese Wurzel ein specifisches Mittel gegen alle Entkräftung sey, und daß auch eine Menge von Krankheiten durch dieselbe geheilt würden. Wenn auch gleich hierin vieles übertrieben seyn mag, so bezeugen doch die Missionarien aus eigner Erfahrung, daß sie sehr wirksam sey, und daß sie besonders die erschöpften Kräfte sehr schnell wieder herstelle. Die vornehmen Mandarinen tragen daher beständig einen Vorrath davon bei sich, wovon sie, wenn sie sich ermattet fühlen, ein kleines Stückchen zum Kauen in den Mund nehmen, oder dasselbe, eben so wie es mit dem Thee geschieht, mit ein wenig Wasser anbrühen lassen. Die Wurzel hat einen fast lieblichen äußerst gewürzhaften Geruch. — Außer dieser Tartarischen Ginseng-Wurzel giebt es aber auch noch eine andere Art derselben, die aus Amerika und besonders aus Neu-England kommt, und die bei weitem nicht von der vorzüglichern Güte, wie die erstere ist. Das Pfund davon ist bei den Hannisten um 40 Piaster zu kaufen, und es scheint ein sehr guter Handelsartikel zu seyn, denn in den Magazinen des Hannisten Consequois sah ich eine ungeheure Quantität davon. Die Chineser wissen jedoch den Amerikanischen Ginseng sehr genau von dem Tartarischen zu unterscheiden.

Der Absatz des Chinesischen Porzellains nach den übrigen Welttheilen hat sich zwar, seitdem dieses Kunstprodukt auch in Europa verfertigt wird, außerordentlich vermindert, allein dessen ungeachtet behält

es noch wegen ſeiner ſchönen, feinen, weißen Maſſe, und beſonders wegen der außerordentlichen Größe einiger daraus verfertigter Gefäße, ſeinen eigenthümlichen Werth. Ein Tafel Service für dreißig Perſonen von ganz gewöhnlichem einfachen Porzellain koſtet zu Canton nicht mehr als 30 Piaſter; wenn es hingegen gemahlt iſt, oder ſich nur einigermaßen durch eine beſondere Form auszeichnet, ſo koſtet es ſogleich 100 Piaſter und drüber. Ich habe in China Porzellain geſehen, worauf die Malereien des franzöſiſchen Porzellains von Sevres nachgeahmt waren, und die wirklich vollkommen gut gerathen waren.

Die Fiſchmägen, die bei den Chineſern ein groſſer Leckerbiſſen ſind, werden größtentheils von dem Hayfiſche genommen und in ungeheurer Menge von der Küſte Coromandel und der Inſel Ceylon dahin gebracht. Sie werden vorerſt eingeſalzen und alsdann an der Sonne getrocknet; die Chineſer eſſen ſie beſonders, wenn ſie eine Erwärmung des Magens nöthig zu haben glauben. Auch die Flaßfedern des Hayfiſches kommen größtentheils von der Küſte Coromandel, und dieſe werden, wenn man ſie eſſen will, von den Chineſern auf eine ſolche Art zubereitet, daß ſie viele Aehnlichkeit mit Feuerſchwamm haben; ſie ſollen eine ſehr mächtig erregende und alle Stockung im Körper auflöſende Eigenſchaft beſitzen. Beide Artikel ſollte man auf den erſten Blick für unbedeutende Gegenſtände des Handels halten, allein in der That ſind ſie es keinesweges, und die Engliſchen Schiffe bringen jährlich eine außerordentlich ſtarke Quantität davon nach China, die ſie auch jedesmal ſogleich abſetzen.

Der Nanquin, eine der vorzüglichſten Fabrikwaaren der Chineſer, wird zu ſehr verſchiedenen Preiſen verfertigt. Von dem vorzüglichſten darunter, der den Namen des Compagnie-Nanquins führt, weil die Engliſche Compagnie ihn ausſchließend allein verfertigen

läßt, kostet der Ballen, der aus hundert Stücken besteht, 110 Piaster. Der Nanquin von der zweiten Sorte wird mit 60 Piaster für hundert Stücke, und der dritten ganz schmalen für 48 Piaster verkauft. Bei dem Einkaufe desselben muß man ganz besonders auf seiner Hut seyn, daß man nicht betrogen wird, und deshalb jedesmal, mit dem von dem Kaufmanne gegebenen Muster in der Hand, jedes einzelne Stück davon genau untersuchen. Der beste von allen diesen drei Sorten von Nanquin ist unstreitig der, der in der Stadt Nankin selbst verfertigt wird.

Wenn die Perlen einen guten Absatz in China finden sollen, so dürfen sie noch nicht gebohrt seyn. Die großen und ganz runden werden von den Mandarinen mit schwerem Gelde bezahlt, und von ihnen an ihren Sommermützen, und, wenn sie sehr reich sind, auch an ihren Wintermützen getragen; die Perlen zu dem letztern Gebrauche sind jedoch immer von außerordentlich hohem Werthe, weil sie die obere Spitze der Mütze einnehmen, und folglich sehr groß seyn müssen. Bei der Auswahl der Perlen sind die Chineser außerordentlich schwierig, denn sie bemerken Fehler an denselben, die auch dem geübtesten Auge derjenigen Europäer, die ihr ganzes Leben hindurch Handel damit treiben, entgehen, und sie benutzen die allergeringste Unregelmäßigkeit, um den Preis derselben sogleich um ein beträchtliches herabzusetzen. Die schönsten Perlen kommen aus dem Meerbusen von Mannaar, und werden daselbst gewöhnlich von den Handelshäusern zu Madras aufgekauft. Diejenigen, die bei den Philippinischen Inseln gefischt werden, stehen weit niedriger im Preise, weil sie größtentheils eine mehr oder weniger unregelmäßige Form haben. Auch die Saamen- oder sogenannten Lothperlen, die diesen Namen haben, weil sie nach dem Lothe gewogen und verkauft werden, finden in China einen sehr guten

Absatz, denn, die Chinesischen Quacksalber pflegen sie zu einem Pulver verstoßen, sehr häufig als ein Arzneimittel zu verordnen.

Silbergeschirre aller Art werden in China sehr schön gearbeitet, besonders wenn man dem Künstler ein gutes Modell dazu giebt. Für die Arbeit werden gewöhnlich 25 Prozent gerechnet; da man sich aber in Acht nehmen muß, daß auch das Silber den gehörigen innern Gehalt hat, d. h. den der Piaster, die in China allgemein den Maaßstab des Silberwerthes ausmachen, so muß man sich von dem Goldschmide jedesmal eine Verschreibung geben lassen, worinn er sich anheischig macht, nicht nur das Silberzeug, wenn es von geringerm Gehalt gefunden wird, wieder zurückzunehmen, sondern auch die Fracht und eine Entschädigung von 20 Prozent zu bezahlen. Auch in Gold werden schöne Arbeiten verfertigt, besonders in Filigran-Arbeit, worin ich Bäume mit silbernen Blättern, deren Blüthen in Agathen von verschiedenen Farben bestanden, gesehen habe, welche zwar sehr theuer waren, aber wegen der feinen und vollendet schönen Arbeit alle Bewunderung der Kenner verdienten.

Die besten Arbeiten der Chinesischen Maler sind auf Glas verfertigt, weil sie, seitdem die Kupferstecherkunst aus Europa zu ihnen gekommen ist, allgemein die Gewohnheit zu kalkiren angenommen haben. Ihre Arbeiten auf Leinwand taugen durchaus nichts, weil sie die Farben nicht genug in einander vermischen, und sich auch eines schlechten Oeles dazu bedienen. Ihre mit Farben angegebenen, oder sogenannten gewaschenen Zeichnungen hingegen sind weit besser gearbeitet, besonders auf dem Chinesischen Papiere, als worin sie ihre vorzüglichste Stärke besitzen. In den Malereien auf Glas ist der Ton ihrer Farben viel zu roth und man sieht offenbar, daß sie die Natur nicht studirt haben. Ihre Miniatur-Portraits sind hart und trocken, aber au-

ßerordentlich ähnlich. Vorzügliche und wirklich bewundernswürdige Kunsttalente besitzen sie jedoch im Malen der Blumen und Schmetterlinge, und ich kann versichern, daß ich in diesem Fache Arbeiten von ihnen gesehen habe, die alles übertreffen, was mir davon in Europa jemals zu Gesichte gekommen ist. Der Preis eines Oelgemäldes auf Glas, wobei sie jeden Kupferstich, den man ihnen vorlegt, auf das getreuste abcopiren, beträgt gewöhnlich 9 oder 10 Piaster; dafür liefern sie aber nicht nur das Glas, sondern auch den Rahmen, der immer sehr gut vergoldet ist, und bezahlen auch noch die dem Hopou schuldige Abgabe, um die man den letztern durchaus nicht bringen darf, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, im Fall es entdeckt wird, um eine beträchtliche Geldsumme gestraft zu werden.

Die Uhren stehen in China in einem außerordentlich geringen Preise, und man mag sie in den Französischen oder Schweizerischen Manufakturen auch noch so wohlfeil gekauft haben, so muß man doch nothwendig darauf verlieren. Ich habe selbst mit angesehen, daß von der Englischen Compagnie für mehr als 100000 Pfund Sterling Uhren wieder nach London zurückgeschickt wurden, obgleich noch ein eben so starker Vorrath davon in den Magazinen zurückblieb. Es ist in den letztern Jahren, besonders durch die Schweden und Dänen, eine so unermeßliche Menge von Uhren dahin gebracht worden, daß in den Chinesischen Buden gegenwärtig das Paar derselben nicht mehr als fünf Piaster kostet. Das Paar, sage ich, und muß zur Erklärung dieses Ausdrucks noch die Bemerkung beifügen, daß die Chineser keine Art von Waaren jemals anders, als paarweise kaufen. Von allen diesen zahllosen Uhren war aber der bei weitem größere Theil in der Schweiz verfertiget worden.

Um nun den Artikel des Handels mit China ganz zu beschließen, muß ich zuletzt auch noch die Chinesische Tinte, oder die sogenannten Tusche anführen, wovon die allerbeste unter dem Namen Sim-pim bekannt ist, welches Wort daher auch jedesmal als Unterscheidungszeichen auf der einen Seite des Täfelchens steht. Unter dieser bessern Sorte von Tuschen ist wieder die allervorzüglichste mit einer Perle bezeichnet. Diese Tinte wird aus Moschus, Gummi und Elfenbein oder Gummischwarz verfertigt, und von den Chinesern nicht allein wie bei uns zum Malen, sondern auch als ein Arzneimittel gebraucht. Sie soll hauptsächlich jedem Durchfall hemmen, und überhaupt ein vorzügliches Mittel seyn, um den ganzen Körper zu erwärmen und zu stärken.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Nachrichten über Cochinchina und Tunkin. — Kurze Geschichte dieser Länder und der darin seit geshabten Revolutionen.

Nachdem ich bisher von Indien, den Philippinischen Inseln und China gesprochen habe, so muß ich nun noch meinen Lesern auch noch einige Nachrichten über Cochinchina und Tunkin, und besonders über die Revolutionen, die in neuern Zeiten in beiden Ländern statt gehabt haben, mittheilen. Ich selbst habe mich hier viel zu kurz in Cochinchina aufgehalten, als daß ich selbst im Stande gewesen wäre, mich von allen diesen Ereignissen genau zu unterrichten; deshalb lasse ich bloß allein den Herrn von B... sprechen, einen eifrigen Missionarius, der 18 Jahre in diesem Lande

gelebt hat, und von allem, was er erzählt, Augenzeuge gewesen ist. Sein glühender Eifer für die Ausbreitung der christlichen Religion lockte ihn zuerst nach Cochinchina, und durch eine sonderbare Verkettung der Umstände wurde er diesen langen Zeitraum seines Lebens hindurch daselbst zurückgehalten. Es ist also die beste Empfehlung für alle hier beifolgende Nachrichten, wenn ich sage, daß sie ganz sein Werk, und nicht das meinige sind; ich werde sie daher auch ganz mit den nämlichen Worten, wie ich sie von seiner Güte erhalten habe, hier mittheilen, und erlaube mir bloß einige kurze Bemerkungen vorangehen zu lassen.

Kurz nach der Ankunft der Gesandten, welche Tipoo-Saïb an den Französischen Hof schickte, stellte auch der Bischof Adran dem nämlichen Hofe den jungen Sohn des Königs von Cochinchina vor, welchen sein Onkel, der sein Vormund und Beschützer seyn sollte, seiner Staaten beraubt hatte. Da Herr Adran in diesem ganzen Reiche als ein vorzüglich weiser Mann allgemein berühmt war, so hatte ihn der Vater des jungen Königs kurz vor seinem Tode zu sich berufen, und ihm seinen Sohn auf das dringendste empfohlen. Diese Empfehlung war auch dem jungen Prinzen von wesentlichem Nutzen, denn als er bald nachher vor den Verfolgungen seines Onkels die Flucht ergreifen mußte, so machte er mit dem Bischof Adran die Reise nach Frankreich, und erhielt dort durch dessen Vermittelung die erforderliche Unterstützung, um sich wieder in den Besitz seines väterlichen Thrones setzen zu können.

Bis zur Ankunft dieses jungen Prinzen hatte Frankreich nur äußerst wenig Verkehr mit Cochinchina gehabt, denn obgleich einige wenige Schiffe der Französischen Compagnie sich auf ihrer Reise nach China eine Zeitlang in dem Hafen von Turon aufgehalten hatten, so hatte doch die Compagnie den Handel mit diesem Lande nicht für vortheilhaft und wichtig genug

gehalten, um sich mit der daßigen Regierung in nähere Verbindung einzulassen. Jetzt aber suchte der Bischof Adran den Hof mit den großen und äußerst wichtigen Handelsvortheilen, die aus diesem Lande gezogen werden können, ausführlich bekannt zu machen, und brachte es auch wirklich dahin, daß ein förmlicher Handelstractat mit dem Prinzen abgeschlossen wurde, in welchem der Französische Hof sich anheischig machte, ihm zur Wiedereroberung des Thrones seiner Vorfahren behülflich zu seyn, er selbst aber dagegen die Insel Pulo-Condor, die eine Cochinchinesische Colonie in einer geringen Entfernung von der Küste dieses Landes, und für den Handel in diesen Meeren außerordentlich vortheilhaft gelegen ist, feierlich an Frankreich abtrat. Freilich versprach damals der Hof zu Versailles eine größere Unterstützung, als er zu leisten im Stande war, denn zuletzt schränkte sich dieselbe bloß darauf ein, daß der Gouverneur von Pondichery den Befehl erhielt, zwei Corvetten auszurüsten und sie mit den nöthigen Landungstruppen, und zwar blos mit Indianischen, weil diese besser an das daßige Clima gewöhnt wären, nach Cochinchina abzuschicken. Diese beiden Corvetten langten auch wirklich zur nämlichen Zeit in diesem Lande an, als der Bischof Adran den jungen König wieder dahin zurück führte. Es war ihnen doch dem letztern nichts weiter mehr übrig geblieben, als seine Hauptstadt, und auch aus dieser wurde er kurz nachher vertrieben; ein Theil der Französischen Truppen wurde in kurzer Zeit ein Opfer des daßigen Klimas, und die übrigen benutzten die Ankunft von Portugiesischen Schiffen, um auf denselben wieder nach Indien zurück zu kehren.

Zum zweitenmale aus seinen Staaten vertrieben, flüchtete sich der Prinz zu dem Könige von Siam, und ließ dabei die beiden Corvetten, die ihnen Frankreich geschenkt hatte, und auf welchen die Französischen Ma-

waren nach ihrer Abreise durch Cochinchinesische ersetzt worden waren, so wie auch seine eigenen Kriegs-Champane, auf welchen sich seine sämmtlichen Anhänger, deren Anzahl sich auf 7 bis 8000 belief, befanden, an der Mündung des dasigen Flusses zurück. Allein er hatte sich noch nicht lange an dem Hofe zu Siam aufgehalten, als er die gewisse Nachricht erhielt, daß sein Onkel in geheimen Unterhandlungen mit dem dasigen Könige wegen seiner Auslieferung stand. Diese schändliche Verrätherei wäre auch wirklich ausgeführt worden, wenn nicht der würdige Bischof Adran dem Prinzen zu dem kühnen Entschlusse beredet hätte, unverzüglich mit gewaffneter Hand abzureisen, geradezu nach der Hauptstadt seines Reiches hinzusegeln, und den Usurpator im Augenblicke, wo er es am wenigsten erwartete, anzugreifen. Wirklich erschien er auch vor Quin-Hone, als sein Onkel fast alle seine Truppen gegen eine im Norden des Reichs gelegene Provinz, die sich seiner Herrschaft nicht unterwerfen wollte, abgeschickt hatte, und fast gänzlich ohne alle Vertheidigungsmittel war. Quin-Hone wurde sogleich auf das lebhafteste angegriffen, und ergab sich nach einem sehr kurzen Widerstande; der Onkel war noch sehr glücklich, daß er mit Hinterlassung aller seiner Schätze und seiner Magazine durch die Flucht sein Leben retten konnte. Der König von Siam hatte zwar sogleich nach der plötzlichen und so ganz unerwarteten Abreise des Prinzen alle von ihm daselbst zurückgelassenen Cochinchineser gefangen nehmen lassen, allein sobald er den Sieg des Neffen und die Flucht des Onkels erfuhr, so stellte er sie sogleich wieder auf freiem Fuß. In der Folge wurde jedoch seine Verrätherei gegen den Prinzen durch den Verlust einiger seiner Provinzen bestraft, und heut zu Tage ist er sogar dem Könige von Cochinchina zinsbar.

Der würdige Bischof ist vor mehreren Jahren zum Leidwesen aller, die ihn kannten, und von seinem Zöglinge, der ihn nicht anders als den Großmeister nannte, herzlich beweint, gestorben. Der letztere hat ihm nahe bei der Stadt Saigon ein kostbares Denkmal errichten lassen, bei welchem beständig ein zahlreiches Corps Truppen die Wache hält, und der Monarch kommt selbst von Zeit zu Zeit dahin, um dem Andenken seines Lehrers und Beschützers eine Thräne zu weihen. Er besitzt auch noch die sämmtlichen Effekten und Manuscripte dieses aufgeklärten Prälaten, die er so lange behalten will, bis jemand aus dessen Familie sie ihm abfordern wird. Ich weiß aus einer zuverlässigen Quelle, daß diese Manuscripte die ausführlichsten Nachrichten über Cochinchina enthalten, ein Land, wo noch so äußerst wenige Europäer hingekommen sind, und daß sie überhaupt in jeder Rücksicht von der höchsten Wichtigkeit sind. Es ist sehr zu wünschen, daß diese Arbeit für die Künste und Wissenschaften, die der Verfasser sein ganzes Leben hindurch so eifrig und angelegentlich betrieben hat, nicht verloren seyn mögen. Die Verhältnisse Frankreichs mit Cochinchina sind zwar durch den Krieg unterbrochen worden, allein nach dem Frieden werden die Franzosen früher oder später ihre alten Verbindungen mit diesem Lande wieder anknüpfen, und alsdann auch den erwähnten Handelstraetat erneuern, der für Frankreich nicht anders als höchst vortheilhaft seyn kann.

Ich breche jedoch hier diese vorläufigen Bemerkungen ab, und füge nunmehr wörtlich die mir von Herrn von B... mitgetheilten Nachrichten über alle diese Revolutionen in Cochinchina, so wie über die Sitten und Gebräuche dieses Landes, bei.

Tunkin ist ein von den Europäern erfundenes Wort, durch welches sie den Namen der alten Hauptstadt, welche ehemals Dou-kinh, d. h. die östlichst gelegene Stadt, im Vergleiche mit den übrigen, hieß, ausdrücken wollten. Dou heißt nämlich Osten, und Kinh bezeichnet eine Königl. Stadt, oder eine Stadt, worin viele gesittete, höfliche und verständige Menschen wohnen. Seit der Regierung des neuen Kaisers, des nämlichen Prinzen, der mit dem Bischof Adran nach Frankreich kam, hat jedoch diese Stadt einen andern Namen erhalten; sie heißt nämlich heut zu Tage Bac-kinh. Der eigentliche Name des ganzen Reiches ist Nuoc-Anam, oder das Königreich Anam, das Reich der Anamiten; dieser Name ist der einzige, der von den Einwohnern für den wahren und richtigen anerkannt wird, und der auch in alten Büchern vorkommt. Er begreift die beiden jetzt wieder vereinigten Königreiche, Tunkin und Cochinchina, in sich. Auch die Missionarien, wenn sie in Religionsangelegenheiten nach Rom schreiben, bedienen sich immer des Ausdrucks: Regnum Anamiticum, und diejenigen Tunkineser, welche die lateinische Sprache verstehen, kennen durchgängig keinen andern. Tunquinenses und Tunquinum sind Ausdrücke, die sie ungern hören, und deren sie sich durchaus niemals bedienen.

Cochinchina war ehemals nur eine Provinz von Tunkin und seine Bewohner waren Wilde, die sich größtentheils nur in den Gebirgen aufhielten. Das ganze Reich Tunkin, das sich bis nach Cambodia erstreckte, wurde von den Chinesern beherrscht. Ein eigentliches Cochinchina, oder ein von Tunkin abgesondertes Reich dieses Namens, gab es in den ältern Zeiten nicht, und es sind noch nicht zwei Jahrhunderte verflossen, seitdem es unter diesem Namen zu existiren angefangen hat.

Die Tunkineſer wurden eine lange Reihe von Jahren hindurch von Vice-Königen regiert, die aus China dahin geſchickt wurden; endlich aber brach unter der Anführung von zwei Brüdern eine Empörung daſelbſt aus, der Vice-König wurde umgebracht und die beiden Brüder ließen ſich nach einander zu Königen ausrufen. China war nicht im Stande dieſes zu verhindern, und gab endlich unter der Bedingung ſeine Einwilligung dazu, daß die neuerwählten Könige Geſandte nach Peking ſchicken und die Beleihung mit ihrem Reiche von dem Kaiſer erbitten ſollten.

Der Chineſiſche Monarch ſchickte in der Folge immer einen vornehmen Mandarin in die Hauptſtadt von Tunkin; nach ſeiner Ankunft wurde dieſer auf einen Thron geſetzt, und von dem neuen Könige zu vier verſchiedenenmalen auf das ehrerbietigſte begrüßt; dieſe Grüße beſtehen darin, daß er ſich der Länge nach auf die Erde werfen und jedesmal den Boden mit ſeiner Stirn berühren muß. Alsdann bekleidete ihn der Mandarin mit den Zeichen der Königl. Würde, und ließ ihn auf einen Thron ſitzen, der ein wenig höher war als der ſeinige; hierauf erhob ſich der Letztere ſelbſt von ſeinem Platze, begrüßte ihn nun ebenfalls auf die vorgeſchriebene Art, und erkannte ihn feierlich für den König des Landes an. Der jetzt regierende König hat jedoch dieſen Gebrauch abſchaffen, und ſich ganz unabhängig machen wollen, denn er hatte zwar nach der Eroberung von Tunkin ſich noch auf die beſchriebene Art mit dieſem Reiche beleihen laſſen; allein zwei Jahre nachher legte er ſich zum Zeichen ſeiner völligen Unabhängigkeit den Titel eines Kaiſers bei, und nahm für ſeine Perſon den Namen Gia-Long an, von welchem Worte die erſte Hälfte ein Theil des Namens von dem jetzigen Kaiſer in China, und die andere von dem ſeines Vorfahren iſt. Dieſen Schritt haben nun die Chineſer nach ihren abergläubiſchen Begriffen nothwendig für

eine schreckliche Beleidigung halten müssen, und die Folge wird lehren, ob sie es ungeahndet geschehen lassen werden. Uebrigens hatte zuvor der Kaiser von China diese Beleihung, wenn sie in der gehörigen Form von ihm verlangt worden war, niemals abgeschlagen, ja er hatte sie sogar auch dem Quang-Tsung, dem jüngsten der beiden oben genannten Brüder aus der Familie Tay-Son ertheilt, ob er gleich alle Ursache gehabt hätte, sie ihm zu verweigern. Es war nämlich eine starke Chinesische Armee nach Tunkin gekommen, um den alten von diesen Brüdern vertriebenen König aus der Familie Le, der sich nach Peking geflüchtet hatte, wieder auf den Thron zu setzen. Als nun Quang-Tsung, der sich gerade damals in Cochinchina aufhielt, die Ankunft der Chinesischen Armee erfuhr, so eilte er mit nicht mehr als einigen hundert Soldaten, nach Tunkin zurück. Unterwegs nahm er aber mit Gewalt alle Mannspersonen mit sich, die im Stande waren, einen Säbel zu tragen, und wenn sich einer weigerte, ihm zu folgen, so ließ er ihm sogleich den Kopf abschlagen. Die Dörfer, durch welche er zog, mußten ihm und seinen Truppen die erforderlichen Lebensmittel liefern, und wenn sie es nicht gutwillig thaten, so ließ er ihnen allen vorräthigen Reiß und alles Vieh mit Gewalt wegnehmen. Seine Armee nahm zwar hierdurch beträchtlich zu, allein da er ununterbrochen Tag und Nacht marschirte, so waren seine Soldaten, als er endlich vor dem feindlichen Lager ankam, im höchsten Grade erschöpft. Dessen ungeachtet griff er die Chineser sogleich an, ob sie ihm gleich an Anzahl weit überlegen waren, und da diese durch seine unerwartete Ankunft und seinen raschen Angriff in einen panischen Schrecken versetzt wurden, so glückte es ihm wirklich, ihnen eine gänzliche Niederlage beizubringen. Ueber 40000 derselben wurden getödtet, und diejenigen, die diesem Blutbade entgingen, flüchteten

keten sich in die Wälder, wo sie endlich auf eine elende Art ums Leben kamen. Kaum 30 oder 40 von ihnen kamen wieder nach China zurück, und brachten die Nachricht von dieser furchtbaren Niederlage dahin. Dessen ungeachtet hielt der Sieger dem Kaiser nicht lange nachher um die herkömmliche Belehnung mit dem eroberten Reiche bitten, und sie wurde ihm auch wirklich ertheilt. Tunkin hat jedoch nur zwei Regenten aus dieser Familie Tay-Son gehabt, nämlich die beiden genannten Brüder, und das mit ihrem Stempel geprägte Geld ist noch bis auf den heutigen Tag im ganzen Lande im Gange.

Es hat also drei Familien gegeben, die in dem vereinigten Reiche von Cochinchina und Tunkin regiert haben, nämlich die Familie der alten Könige, die den Namen Nha-Le führte, die der Tay-Son's, welche die erstere vom Throne stürzte, und endlich die des jetzigen Regenten, welcher Ngu-Yen-Anh heißt. Seine Vorfahren hatten sich des Thrones von Cochinchina bemächtigt, allein wir haben schon oben gesehen, wie die Tay-Son's aus Tunkin das Königreich Cochinchina wieder an sich zu reißen wußten, und wie er selbst in seiner frühen Jugend genöthigt war, die Flucht vor ihnen zu ergreifen. Da er auch an dem Hofe des Königs von Siam keine Sicherheit mehr fand, so faßte er endlich auf den Rath des Bischofs Adrien den kühnen Entschluß, mit seinen ganzen ihm noch übrigen Macht geradezu auf die Hauptstadt von Cochinchina loszugehen, wo der junge Tay-Son, Namens Canh-Thinh nur wenig Truppen bei sich hatte, indem seine ganze übrige Armee in einer Entfernung von mehr als zwanzig Tagereisen in dem Innern des Landes stand.

Dieser kühne Plan wurde mit eben so viel Klugheit als Schnelligkeit ausgeführt, und der junge Tay-Son hatte kaum noch so viele Zeit, sich mit einem

geringem Gefolge nach Tunkin zu flüchten. Wirklich konnte er dieses Reich auch nur mit Hülfe einer Verkleidung, die ihn gegen alle Nachstellung sicherte, erreichen. Der Sieger bemächtigte sich der Stadt und des Pallastes und schickte sogleich Truppen in die unzugänglichen Gebirge, um der Armee der Tay-Sons den Weg durch dieselben zu versperren; ferner schickte er auch Truppen ab, um die Mauer zu vertheidigen, welche Cochinchina von Tunkin trennt. Seine Lage war in dieser Zeit noch äußerst mißlich, denn er hatte den Feind auf beiden Seiten zu bekämpfen und befand sich deshalb in nicht geringern Besorgnissen, als die Tay-Son's selbst. Nur den einzigen Vortheil hatte er vor den letztern voraus, daß er sich im Besitze der Königl. Schätze und Magazine, welche letztere vorzüglich mit Munition reichlich versehen waren, befand, und daß er also im Stande war, seinen Truppen ihren Sold pünktlich zu bezahlen. Allein dessen ungeachtet würden höchst wahrscheinlich alle seine Anstrengungen vergeblich gewesen seyn, wenn eine heldenmüthige, eines bessern Schicksals würdige Frau von ihren Truppen besser unterstützt und nicht treuloser Weise von denselben verrathen worden wäre.

Diese Heldinn hieß Thien-Pho. Sie zwang gewissermaßen den jungen König Canh-Thinh, aufs neue Muth zu fassen und ihr selbst die Führung seiner Angelegenheiten zu übertragen. Innerhalb dreithalb Monat brachte sie eine Armee von 300000 Mann zusammen, und forderte den König auf, sich selbst an die Spitze derselben zu stellen, um sie durch seine Gegenwart mit Muth zu beleben. Der Form nach wurde auch wir Generalissimus ernannt, allein sie selbst war die Seele des Ganzen, und leitete alle Unternehmungen. Sie führte ihre Armee an die Mauer, welche Cochinchina von Tunkin trennt, und ließ diese zwei Tage hinter einander bestürmen.

Ngû-Yen-Anh vertheidigte sich mit der äussersten Tapferkeit, allein die Feinde untergruben mit Hülfe ihrer Elephanten die Mauer, so daß am zweiten Tage schon an mehrern Stellen große Stücken derselben einstürzten, und ihre Vertheidiger schon wirklich im Begriffe waren, die Flucht zu ergreifen. Im Augenblick aber, wo die Tay-Son's im Begriffe waren, den glänzendsten Sieg davon zu tragen, wurde er ihnen durch ihren gänzlichen Mangel an Schiffen und durch die Verrätherei eines Anführers der Truppen wieder entrissen. Während die neue Amazone ihre Truppen anfeuerte, die Mauer zu ersteigen, gab der genannte Befehlshaber dem Feinde ein Zeichen, daß er mit den Seinigen zu ihm übergehen wolle, und es wurde sogleich eines von den Thoren der Mauer geöffnet, um diese Truppen einzulassen. So sehr aber auch hierdurch der Muth der Belagerten erhöht wurde, so würde dennoch unsere Heldinn die Mauer noch gestürmt haben, wenn nicht der König Ngû-Yen-Anh seinen Schiffen den Befehl hätte zugehen lassen, sich der Küste zu nähern, und sich zu stellen, als wenn sie Truppen ans Land setzten, die den Belagerern in den Rücken fallen sollten. Als der junge Tay-Son dieses erblickte, so wurde er von einem panischen Schrecken überfallen, und er ergriff sogleich die Flucht. Unsere Heldinn wurde hiervon erst nach einer Stunde benachrichtigt, und zwar durch ihre Truppen, die durch diese Flucht des Königs allen Muth verloren hatten, und ihr sagen liessen, daß sie nicht mehr fechten, sondern sich ebenfalls zurückziehen wollten. Hierdurch sah sie sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, von dem Sturme abzustehen, und das Zeichen zum Rückzuge zu geben. Nunmehr riß jedoch die größte Unordnung in ihre Armee ein; die Soldaten warfen ihre Gewehre weg, und ergriffen so schnell sie konnten die Flucht; ihre Anführer aber, die zu gleicher Zeit den Feind,

das Volk und ihre eigenen Soldaten zu fürchten hatten, verkleideten sich so gut wie sie konnten, und machten sich ebenfalls davon. Nur allein unsere tapfere Amazone behielt einen Theil der Truppen zu ihrer Bedeckung bei sich, und führte dieselben dem jungen König in der Hauptstadt von Tunkin wieder zu.

Hätte nun der Sieger die Flüchtigen sogleich verfolgt, so würde er sich 8 oder 9 Monate früher in den Besitz des Königreichs gesetzt haben, allein er zitterte noch vor dem bloßen Namen von Thien-Pho und vor dem ihres Gemahls, der den nämlichen Namen führte. Dieser erfahrene General stand noch immer in dem Innern von Cochinchina mit einer so zahlreichen Armee, daß er auch eine dreimal stärkere, als der Prinz besaß, hätte besiegen können: allein zum Unglücke fehlte es ihm gänzlich an Schiffen, um die Provinz, in welche er eingeschlossen war, zu verlassen. Zu Lande war dieses schlechterdings unmöglich, weil die von der Natur und der Kunst befestigten Gebirgspässe, durch welche er seine Armee hätte führen müssen, überall von feindlichen Truppen stark besetzt waren. Als er aber endlich durch eine von seiner Frau abgeschickte Barke die Nachricht von der erlittenen Niederlage und dem traurigen Zustande der Angelegenheiten erhielt, so faßte er den Entschluß, den Rückweg mitten durch das Königreich Laos anzutreten; allein hierbei verlor er den größten Theil seiner Truppen, die theils vor Hunger, theils durch das von den wilden Bewohnern dieses Landes vergiftete Wasser, ums Leben kamen. Er langte erst zwei Tage nach der Eroberung der Hauptstadt in der Provinz Xu-Thanh an, und zwar bloß mit einigen hundert Mann und wenigen Elephanten. Hätte er nur einige Tage früher ankommen können, so wäre dem Sieger die Eroberung von Tunkin vereitelt worden; denn dieser General, der auch wirklich in Europa für einen erfahrenen Krieger hätte gelten können,

besaß einen so allgemein verbreiteten Ruf, daß bloß durch seine Gegenwart die Sachen eine andere Wendung würden bekommen haben. Als seine Frau seine Ankunft erfuhr, begab sie sich sogleich zu ihm, und unterrichtete ihn von der gänzlichen Niederlage der Tay-Son's; sie flüchteten sich hierauf beide auf einem einzigen Elephanten, auf welchem sie beide saßen, in die wüsten Gegenden der Provinz Xu-Thanh. Der nunmehrige Kaiser schickte ihnen sogleich Truppen nach, um sie gefangen zu nehmen; allein weil die Soldaten befürchteten, daß der General Thien-Pho sein und seiner Gemahlinn Leben theuer verkaufen würde, so wagten sie es nicht, ihn mit Gewalt anzugreifen, sondern bedienten sich einer List, um sich seiner Person zu bemächtigen. Einige von ihnen verkleideten sich nämlich in Bauern und begaben sich zu ihm, um ihm Lebensmittel, deren er äußerst benöthigt war, zum Verkauf anzubieten; ehe er sich aber dessen versahe, fielen sie über ihn und seine Frau her, und nahmen sie beide gefangen. Von diesem Augenblick an fand der Sieger nirgends mehr Widerstand, und bemächtigte sich in kurzer Zeit des ganzen Königreiches. Die Gouverneurs überlieferten ihm auf die erste Anforderung alle Festungen und Provinzen; die Soldaten aber nahmen die vornehmen Mandarinen gefangen, und führten sie wie eine Heerde Schaafe ihrem neuen Gebieter zu. Auch eine zahllose Menge von Lanzen, Flinten und Säbeln wurden aus allen Gegenden herbeigebracht; allein da an vielen Säbeln die goldenen Griffe und die silbernen Scheiden fehlten, und man auch viele Pferde herbeiführte, die keine Sättel hatten, oder wo die Sättel nur mit Kupfer oder höchstens mit ein wenig Silber beschlagen waren, so wurden deshalb sogleich die strengsten Untersuchungen angestellt. Viele Personen wurden ihres ganzen Vermögens beraubt und überdies noch auf eine fürchterliche

Art gezüchtiget, weil sie die Griffe von Säbeln vor deren Ablieferung abgebrochen hatten, und eine Menge von Dörfern mußten für einen einzigen entwendeten Pferdesattel, der mit ein wenig Gold beschlagen gewesen war, 2 bis 3000 Piaster bezahlen. Dies war das Vorspiel von der Tyrannei der neuen Regierung.

Der neue Monarch, der so lange als Flüchtling herumgeirrt war, und sogar in Europa einen Fürsten, der bis dahin noch gar nicht von ihm hatte reden hören, um Mitleiden und um Unterstützung angesteht hatte, trug nunmehr den vollendetsten Triumph über seine Feinde davon, und die Vorsehung selbst schien ihn zur Königl. Würde geführt zu haben. Er war kaum in der Hauptstadt von Tunkin angekommen, so brachte man ihm auch den jungen König Canh-Thinh nebst dessen jüngern Bruder, die man beide in einer entfernten Provinz gefangen genommen hatte. Aus allen Provinzen kamen Abgeordnete, um ihm zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. So sehr man auch gewünscht hätte, wieder einen König aus der alten Familie Lé zu bekommen, von welcher noch rechtmäßige, von den Tay-Son's verjagte, Nachkommen übrig waren, so trug man doch kein Bedenken, ihn unweigerlich den Titel eines Königes beizulegen. Einige Monate nachher kam auch ein Mandarin von Seiten des Kaisers von China an, um ihn mit den eroberten Staaten förmlich zu beleihen; dies war jedoch eine bloße Formalität, denn es dauerte nicht lange, so legte er sich selbst den Titel eines Kaisers, und den Namen Gia-Long bei.

Sobald sich nun der neue Kaiser im ruhigen Besitze des eroberten Landes befand, so kehrte er nach Cochinchina zurück, und nahm den jungen König Tay-Son nebst den andern vornehmen Gefangenen mit sich. Sie waren alle gefesselt und befanden sich in roth lakirten Käfigen, die nach Verschiedenheit ihres

Rangs mehr oder weniger vergoldet waren. Für den General Thien-Pho hatte er so viele Achtung, daß er ihn in seine Dienste zu bekommen wünschte, und ihm auch wirklich deshalb Vorschläge thun ließ; allein der General gab ihm mit vieler Würde zur Antwort: „Der König möge von seinem Siege einen „Gebrauch machen, welchen er wolle, er selbst aber „könne unmöglich zweien Herren dienen; wenn der „König ihm sein Leben schenken würde, so wolle er „den Rest seines Lebens hindurch als Privatmann „auf seinem Gute leben, und es mit eigenen Hän„den bearbeiten; wenn hingegen sein Leben Besorg„nisse in ihm erregte, so würde er zu sterben wissen, „wie er gelebt hätte, als Mann von Ehre, und ein „besseres Schicksal an demjenigen Orte erwarten, wo „die Menschen nach ihrem Tode für ihre guten Hand„lungen belohnt würden."

Nach der Ankunft in der Hauptstadt von Cochinchina hielt Gia-Long sich zwei Monate hindurch ganz ruhig, um sich von den Beschwerden der Reise zu erholen; alsdann aber wurde zu der Hinrichtung der Gefangenen vorgeschritten. Es würde zu weitläuftig und auch wirklich ekelhaft seyn, wenn ich die einzelnen Umstände dieses abscheulichen Auftritts anführen wollte, und will mich daher nur auf dasjenige einschränken, was meinen Lesern einen Begriff von den Sitten und dem Charakter der Bewohner dieses Landes geben kann.

Ich fange mit dem jungen Könige Tay-Son an, welcher Zeuge von einem für ihn höchst schmerzhaften Auftritte seyn mußte. Es wurden nämlich die Leichname seines Vaters und seiner Mutter, die schon vor 10 oder 12 Jahren gestorben waren, so wie die von noch mehrern seiner nächsten Verwandten wieder ausgegraben, die Gebeine des Königs Quang-Tsung, seines Vaters, wieder ordentlich zusammengesetzt,

und derselbe hierauf förmlich enthauptet, um ihn mit Schande zu brandmarken und seinen Gebeinen nach dem dortigen Aberglauben die Kraft zu benehmen, seinen Nachkommen Glück zu bringen. Hierauf wurde das Gerippe desselben in einen großen Korb gelegt, und die Soldaten erhielten den Befehl, in diesen Korb ihr Wasser abzuschlagen; zuletzt wurden endlich die Gebeine verbrannt und die Asche in einem andern Korbe vor dem jungen Tay-Son hingestellt, damit durch diesen schmerzhaften Anblick seine Marter noch vermehrt würde.

Nach der Landessitte wird allen Verbrechern vor ihrer Hinrichtung eine schwelgerische Mahlzeit aufgetragen, und dies geschah auch jetzt bei diesem unglücklichen Prinzen. Er fing auch wirklich an, einiges von den ihm vorgesetzten Speisen zu essen, allein sein jüngerer Bruder, der mehr Energie des Charakters gehabt zu haben scheint, machte ihm darüber die bittersten Vorwürfe. Nach dem Essen wurde ihm ein Knebel in den Mund gesteckt, wie es auch bei den meisten andern geschah, weil man fürchtete, daß sie Verwünschungen gegen den neuen König ausstoßen möchten. Hierauf wurden seine Hände und Füße an vier Elephanten fest gebunden, um ihn zu viertheilen, und als einer von den Elephanten ihm schon einen Schenkel ausgerissen hatte, so richtete noch der Prinz seine sterbenden Blicke auf die Asche seiner Eltern. Die fünf Theile, woraus nach der Hinrichtung sein Körper bestand, wurden auf Pfähle gesteckt, die auf fünf der besuchtesten öffentlichen Plätze aufgerichtet waren. Sie wurden Tag und Nacht mit der größten Sorgfalt bewacht, und denjenigen, die sie würden entwenden lassen, die fürchterlichsten Strafen angedroht; dies währte so lange, bis sie gänzlich verfault oder von den Raben gefressen waren.

Der General Thien-Pho, der von seiner Familie und allen, die seine vorzüglichen Eigenschaften kannten, äußerst bedauert wurde, ließ noch am Abend vor seiner Hinrichtung einen höchst rührenden Zug von kindlicher Liebe ausgehn. Er stellte nämlich dem Könige vor, daß seine beinahe 80jährige Mutter dem Staate in keiner Rücksicht mehr gefährlich werden könnte, und er bat ihn deshalb, daß er ihr das Leben, das sie seinetwegen verlieren sollte, schenken möchte. Diese Gnade wurde ihm auch nicht nur bewilligt, sondern man erließ ihm auch sogar die Qualen eines schmerzhaften Todes, und er wurde bloß geköpft. Als seine Tochter, ein funfzehnjähriges höchst liebenswürdiges Mädchen, den ungeheuren Elephanten erblickte, der auf sie zu kam, um sie, nach Landessitte mehrmals in die Luft zu schleudern, und mit seinen Zähnen wieder aufzufangen, so stieß sie ein herzzerreißendes Geschrei aus, und rief ihrer Mutter zu: „Ach! Mutter, Mutter, rette mich!" — Ihre Mutter gab ihr aber zur Antwort: „Ich kann mich selbst nicht retten, geschweige dich. Es ist auch besser, daß du mit deinem Vater und deiner Mutter stirbst, als daß du unter unsern Tyrannen zurück bleibst." Viele unter den Zuschauern hätten gern ihr Leben hingegeben, um das unglückliche Mädchen zu retten; die meisten wendeten schmerzvoll die Augen weg, als der Elephant sie zu zwei verschiedenen Malen hoch in die Luft schleuderte, und mit seinen starken Zähnen wieder auffspießte.

Was nun unserer Heldinn anbetrifft, so hatte sich dieselbe mehrere Stücke von dem schönsten Seidenzeuge bringen lassen, und sich damit die Beine, die Schenkel und den Leib bis über den Magen herauf, unter ihren Kleidern fest umwickelt, um sich dadurch gegen die Nacktheit, der die Frauenspersonen bei dieser Art von Hinrichtungen ausgesetzt sind, zu

schützen. Als der Elephant auf sie los kam, so rief man ihr zu, daß sie niederknieen sollte, damit er sie desto besser packen könne; allein sie that es nicht, sondern ging mit ruhigem Ernste gegen ihn hin, und das furchtbare Thier schien auch ordentlich Bedenken zu tragen, sie in die Luft zu werfen, als wenn es gleichsam in ihr seine vorige Gebieterinn erkannt hätte. Man mußte es zu wiederholtenmalen mit eisernen Stacheln antreiben, und alsdann erst that es seine Pflicht. Ihr Leichnam wurde den Nachrichtern überlassen, und wer sollte es für möglich halten, daß diese Unmenschen, in der Hofnung einen Theil ihres Muthes zu erben, ihr Herz, ihre Leber, ihre Lunge, und das Fleisch von ihren Armen verzehrten. Ihre bewiesene Tapferkeit beim Stürmen der Mauer hatte den Soldaten und ihren Anführern eine solche Furcht vor ihr eingeflößt, daß man ihren Körper der Gefräßigkeit dieser Cannibalen Preis gab. Es ist übrigens eine gewöhnliche Sitte in Tunkin, daß dergleichen Menschenfleisch roh gegessen, und jedesmal viel Wein dazu getrunken wird.

Der Gouverneur der Provinz Xu-Nghé, einer der vorzüglichsten Mandarinen, war der verhaßteste unter allen Gefangenen, und wurde deshalb bei lebendigem Leibe in tausend Stücke zerhackt. Dieser Mann hatte mich selbst mehrere Jahre hindurch aufsuchen lassen, denn er wußte, daß ich mich in seiner Provinz aufhielt, und hatte geschworen, daß er mich todt oder lebendig in seine Gewalt bekommen wolle. Einem Christen und seiner Tochter hatte er den Zeigefinger der Hand an einem langsamen Feuer abbrennen lassen, um sie dadurch zu zwingen, ihm meinen Aufenthaltsort zu verrathen; allein ob sie gleich beide wußten, daß ich mich in ihrem Dorfe selbst aufhielt, so blieb ich dennoch unentdeckt. Dieser grausame Tyrann hatte überhaupt schon die schrecklichsten Verfol-

gungen gegen die Christen ausgehen lassen, und mehr als zehn derselben in seiner Provinz unter den schrecklichsten Martern ums Leben gebracht; auch eine Menge anderer, die sich weigerten, das Crucifix auf seinen Befehl mit Füßen zu treten, zu zehnjähriger Kettenstrafe und zum Reinigen der Elephantenställe verurtheilt. Gott schien es wegen dieser Verfolgungen der Christen selbst zugegeben zu haben, daß er seinen Feinden in die Hände fiel, und auf eine weit grausamere Art, als alle übrigen Gefangenen, hingerichtet wurde.

Nachdem nun die Hinrichtungen sämmtlich vollzogen waren, so wurden die Leichname von einigen wenigen an ihre Frauen abgeliefert, welche dieselben von dem commandirenden General mit reichen Geschenken erkauft hatten. Die übrigen alle aber wurden in zehn bis zwölf Stücke zerhackt, und die sämmtlichen Stücke vermischt durcheinander auf zwei grosse Haufen gelegt, so daß man von keinem der Hingerichteten die einzelnen Glieder mehr zusammen bringen konnte. Am andern Morgen aber wurden sie an einen entlegenen Ort gebracht, und daselbst als eine Beute für die wilden Thiere und die Vögel hingeworfen.

Seit dieser Zeit hat sich nun Kia-Long bei seinen Unterthanen äußerst verhaßt gemacht, weil er ihnen zu Erbauung von Städten und Festungen die unerträglichsten Frohnden aufgelegt hat. Ein jeder Unterthan muß nämlich jährlich ein Stück Bauholz, einen zugehauenen Stein, eine Ladung Brennholz, eine Ladung Kalk, eine Quantität Kohlen, und ein Maas Oel dazu liefern; ferner muß er einen Mann stellen, um eine bestimmte vorgeschriebene Zeit hindurch die Erde auszugraben und wegzuräumen. Wer dieses alles nicht gehörig befolgt, der wird nicht nur auf das empfindlichste mit Bambusröhrchen gezüch-

zigt, sondern es werden ihm auch seine Büffel und Schweine weggenommen; er kann sich jedoch mit Geld dafür abfinden, wenn er für einen Büffel fünf Piaster und für ein Schwein halb so viel bezahlt. Was aber das Volk am meisten gegen ihn aufbringt, ist die Mühe, die es kostet, ehe die mit so vieler Mühe und sogar mit Gefahr seines Lebens zusammengebrachten Materialien angenommen werden; mit Gefahr seines Lebens, sage ich, denn man muß sie größtentheils aus solchen wüsten Gegenden herbeiholen, wo die Luft durch stehende Wasser verpestet ist, und wo man beständig Gefahr läuft, von Elephanten, Tigern, Rhinocerossen und andern reissenden Thieren zerrissen zu werden. Dessen ungeachtet finden die Einnehmer das ihnen gelieferte Holz niemals von einer hinlänglich guten Qualität, noch auch den Stein gehörig zugehauen, wenn sich nicht auch zugleich ein Geschenk an Geld für die Unter-Mandarinen und ihre Schreiber dabei befindet. Bringt man nun auch gleich zwei oder drei Holzstämme für einen herbei, so werden sie dennoch für allzuschlecht ausgegeben, und es kostet alsdann abermals Geld, um die Schläge mit Bambusröhrchen zu vermindern, die während der Verhandlung auf den Rücken der Steuerpflichtigen herabregnen. Gewöhnlich werden diese unglücklichen mit Händen und Füßen an zwei in die Erde befestigte Pfähle angebunden, und alsdann so lange gepeitscht, bis sie alles hergegeben haben, was sie besitzen. Allein dieses verworfene Holz und die übrigen nicht für gut geachteten Materialien werden von den Mandarinen für ganz vortrefflich ausgegeben, wenn sie es zu ihrem Profit und für ungeheuer hohe Preise an andere Personen, die dadurch der Mühe, es in der Wüste zu holen, überhoben werden, wieder verkaufen. Ein beträchtlicher Theil von diesem jährlichen reinen Gewinn bleibt jedoch nicht in

den Händen der Unter-Mandarinen, sondern muß an die obern abgeliefert werden.

Das allerschlimmste bei der ganzen Sache ist aber, daß alle vierzehn Tage bis drei Wochen andere Einnehmer ernannt werden, damit sie alle nach einander Gelegenheit bekommen, sich zu bereichern. Diejenigen unter ihnen, die den Mandarinen das meiste Geld verschaffen, behalten ihre Stellen am längsten. Wird jedoch ein solcher Einnehmer durch die Spionen des Königs über einen Betrug auf frischer That ertappt, so ist sein Prozeß sogleich geendigt, denn um den unangenehmen Folgen, die ein weitläufiges Verhör, und die mancherlei Aussagen, die er machen würde, nach sich ziehen könnten, vorzubeugen, wird ihm auf der Stelle der Kopf abgeschlagen. Hierdurch wird aber keinesweges den Betrügereien selbst Einhalt gethan, denn es tritt sogleich ein anderer Einnehmer an die Stelle des vorigen, der sein Spiel besser verbergen zu können hofft, und alles geht wieder seinen vorigen Gang fort. Seitdem man angefangen hat, diese neuen Städte und Festungen zu erbauen, ist das Volk in die äußerste Armuth und das tiefste Elend gerathen. Dies geht so weit, daß schon mehrere Tunkineser nicht nur ihr Vieh und alle ihre Felder veräußert, sondern auch sogar ihre eigenen Kinder verkauft haben; ja auch mehrere Christen haben sich schon in dieser unglücklichen Lage befunden.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Von der Regierungsverfassung und den Gesetzen dieser Länder. — Volksmenge. — Eintheilung der Einwohner in Classen. — Von den Abgaben und der Art, wie sie erhoben werden. — Religion. — Aberglauben. — Sitten und Gebräuche. — Produkte des Erdbodens. — Sprache und Künste.

Beide Reiche, Tunkin und Cochinchina, haben ganz einerlei Gesetze, allein in jedem derselben herrscht noch ein besonderes Herkommen. Im Ganzen genommen sind diese Gesetze sehr gerecht, weise, und dem Naturrechte vollkommen angemessen; ein großer Theil derselben ist aus dem Chinesischen Gesetzbuche genommen, und viele darunter sind sogar besser als die Chinesischen Gesetze. Allein der weise Gesetzgeber hat sehr recht gehabt, wenn er am Schluß der von ihm verfertigten Sammlung die Bemerkung machte: die käufbare Materie zernichtet alle Gesetze. Schon vor ihm hatten alte Schriftsteller gesagt, daß das Gold ein Schlüssel wäre, der alle Schlösser öffnete.

Durch den übertriebenen Geiz der Mandarinen und die Raubsucht ihrer Untergebenen werden alle diese guten Gesetze nicht nur unnütz, sondern auch sogar schädlich, weil sie die Formalitäten verlängern und ins Unendliche vervielfältigen, um dadurch von beiden Partheien desto mehr Geld zu erpressen. Gewöhnlich wird der einen nach der andern Hoffnung gemacht, daß bald ein günstiges Urtheil erfolgen werde; allein man hütet sich wohl, ein solches zu fällen, so lange noch nicht alle und jede Hülfsquellen vertrocknet sind. Uebrigens entspringt aus diesem Uebel auch etwas Gutes: es werden nämlich viele Menschen durch

die Scheu vor den Stockschlägen, und durch die Furcht, ihre Zeit und ihr Geld zu verlieren, abgehalten, einen Prozeß anzufangen, was sie gewiß thäten, wenn die Gerechtigkeit besser verwaltet würde.

Mordthaten fallen in diesem Lande selten vor, und wenn irgend einmal eine verübt wird, so werden sogleich die sorgfältigsten Vorkehrungen getroffen, damit der Leichnam niemals irgendwo gefunden wird. Die sämmtlichen Einwohner von ganzen Dörfern haben nämlich schon ihre Häuser und ihr Haab und Gut auf mehrere Jahre verlassen müssen, weil ein todter Körper auf ihrem Gebiete gefunden worden war.

In allen Dörfern haben übrigens noch besondere Polizei-Gesetze statt, die sehr verständig und von dem größten Nutzen sind, und welche auch die Einwohner dieser Dörfer in allen ihrem Urtheil unterworfenen Fällen beobachten. Wenn die sämmtlichen Einwohner ein solches Gesetz gemeinschaftlich gemacht haben, so wird es in ihr eigenes Gesetzbuch eingetragen, und hat alsdann für alle diejenigen, die es mit unterzeichnet haben, verbindliche Kraft, und auf die Uebertretung desselben stehen gewöhnlich sehr strenge körperliche und Geldstrafen. Die Folge davon ist, daß eine sehr gute und prompte Justiz ausgeübt wird, denn die Geldstrafen, die aber nicht immer in baarem Gelde, sondern auch in Fleisch, Wein und andern Produkten bestehen, kommen dem ganzen gesammten Dorfe zu gute, und daher sind die jungen Leute, die ihren Theil davon ebenfalls bekommen, immer sogleich bereit, sich vorläufig der Büffel, Ochsen und Schweine des Verbrechers zu bemächtigen, und sie einstweilen in Beschlag zu nehmen. Diese Thiere werden hierauf in das in jedem Dorfe befindliche Gemeindehaus geführt, wo man schon die Messer in Bereitschaft hält, sie zu schlachten, und da in einem solchen Falle jeder

Einwohner sich selbst mit dem Schlachten abgiebt, so ist in sehr kurzer Zeit das ganze Geschäft vollendet. Der Uebertreter eines solchen Polizei-Gesetzes muß daher sehr schnell nachgelaufen kommen, oder wenigstens seine Frau oder eines von seinen Kindern schikken, und der Gemeinde ein Lösegeld anbieten, wenn er seinen Büffel, seinen Ochsen oder seine Kuh wieder haben will.

Durch diese prompten Confiscationen, wobey durchaus kein Richter nöthig ist, haben es sehr viele große Dörfer dahin gebracht, daß sich in denselben von Vater auf Sohn eine pünktliche und wirklich bewundernswürdige Polizei erhalten hat. Es wird nirgends auch nur das allergeringste Obst gestohlen, obgleich die Bäume an den öffentlichen Wegen stehen; niemand wagt es, den geringsten Fluch laut auszustoßen, oder in das Haus einer Wittwe, eines Mädchens oder einer Frau, deren Mann abwesend ist, ohne Begleitung hineinzugehen. Würde sich dergleichen jemand zu Schulden kommen lassen, so wäre gewiß schon in wenigen Stunden sein Schwein von den jungen Leuten des Dorfes, die auch gar keine besondern Befehle von den Aeltesten nöthig haben, um die Uebertretung eines solchen Polizei-Gesetzes unverzüglich zu bestrafen, geschlachtet. Dem Delinquenten werden in einem solchen Falle Hände und Füße zusammengebunden, und ihm eine tüchtige Tracht Schläge mit Bambusröhrchen zugetheilt; alsdann aber wird in dem Hofe seines eigenen Hauses das beste von seinen Schweinen geschlachtet und auch sogleich gekocht, wozu man sich seines Holzes und seines Kessels bedient, und wobei er selbst müßiger Zuschauer bleiben muß. Wenn nach vollendeter Mahlzeit der Delinquent mit diesem provisorischen Urtheile nicht zufrieden ist, so wird er in das Gemeindehaus geführt, und hier muß er vorerst Betel und Arecanüsse, nebst einer gewissen Quan-

Quantität Reiß-Brannewein, auftragen lassen, um den Aeltesten, während sie seine Vertheidigung anhören, Beschäftigung zu geben. Das Urtheil derselben fällt am Ende gewöhnlich dahin aus, daß sie dem Kläger aufgeben, den Geistern ein Sühnopfer zu bringen, sich vor den Aeltesten ehrerbietig nieder zu werfen, und die jungen Leute zu ermahnen, ihrem schlechten Beispiele nicht zu folgen. Sollte der Angeklagte sich an den Mandarin wenden, so schickt ihn dieser sogleich wieder an die Vorsteher des Dorfes zurück, denn wenn das Vergehen in den Polizei-Gesetzen des Dorfes bestimmt ausgedrückt ist, so hat er kein Recht, nach schon gefälltem Urtheile die Sache noch einmal zu untersuchen.

Den jungen Leuten zwischen zwanzig und dreißig Jahren liegt die Verbindlichkeit ob, Tag und Nacht in dem ganzen Gebiete des Dorfes herum zu patrouilliren. Zu diesem Ende theilen sie sich in mehrere einzelne Abtheilungen ein, wovon jede ihren besondern Anführer hat, die von ihnen selbst unter den ältesten und klügsten ausgewählt werden. Jeder Eigenthümer von Grundstücken giebt ihnen dafür von jedem Morgen Landes, das er besitzt, eine gewisse Quantität Reiß, den sie in der Folge unter einander vertheilen. Dagegen sind sie aber auch solidarisch verbunden, jedem Einwohner dasjenige, was ihm auf seinen Feldern und in seinen Gärten an Baumwolle, Reiß, Baumfrüchten u. dergl. gestohlen wird, doppelt zu ersetzen. Deshalb dürfen sie auch ihre gemeinschaftliche Einnahme nicht eher, als bis nach vollendeter Erndte, unter einander vertheilen, weil diese gesammte Einnahme zu einem Unterpfande für die Ersatzleistungen dienen muß, zu denen sie allenfalls verurtheilt werden können.

In den allgemeinen Gesetzen des Reiches ist für die Mädchen oder Wittwen, die schwanger werden,

keine Strafe festgesetzt, sondern diese ist immer der Willkühr der Ortsvorsteher überlassen, welche sich dabei jedesmal nach dem Vermögen richten, das die Eltern von der Strafbaren besitzen. Gewöhnlich beläuft sich die Strafe auf die Hälfte des gesammten Vermögens der Eltern, wenn nämlich die Tochter noch bei ihnen in dem väterlichen Hause wohnt, denn es ist ein allgemein angenommener, und auch in den Gesetzen ausgesprochener Grundsatz, daß die Eltern für die Fehltritte und Unbesonnenheiten ihrer Kinder bezahlen müssen. Wenn aber eine Wittwe in solche Umstände kommt, so hat sie zu erwarten, daß ihr einen Monat nach ihrer Niederkunft eine gewisse Anzahl von Streichen mit Bambusröhrchen öffentlich, und in Gegenwart der sämmtlichen Einwohner des Dorfes, zugetheilt werden.

Außerdem giebt es noch mehrere Gerichte, wo die Prozesse verhandelt werden. Von dem Untergerichte, das aus den Aeltesten des Dorfes besteht, und das unstreitig das allervorzüglichste und gerechteste ist, wird an ein anderes appellirt, das eine Art von Justizamt ist, und wenn man sich mit dem Ausspruche von diesem nicht begnügt, so geht man an ein Oberamt, wovon jedes drei solcher Unterämter in sich begreift. Will man sich auch hierbei noch nicht beruhigen, so wendet man sich an den Statthalter der Provinz, und von diesem endlich an den Königl. Staatsrath. Allein bloße Privatpersonen sind selten reich genug, um ihre Prozesse bis zu dieser letzten Behörde durchführen zu können.

Nach der neuen Eintheilung beläuft sich die Anzahl der Provinzen von Tunkin auf zwölfe; unter ihnen ist jedoch eine, die fast eben so stark bevölkert ist, als alle übrigen zusammen genommen. Dies ist die Provinz Xu-Nam, von welcher das ganze Königreich den Namen Anam erhalten hat. In jeder Provinz ist

ein Kriegs-Gouverneur angestellt, der die Siegel der Regierung in Verwahrung hat, und ein gelehrter Mandarin, der die sämmtlichen Ausfertigungen unterschreibt. Es sind also beide zugleich nöthig, um eine Angelegenheit auszufertigen, allein der gelehrte Gouverneur hat durchgängig mehr Einfluß, und folglich werden auch ihm insgeheim die meisten Geschenke gemacht.

Die Volksmenge in Tunkin ist fast zwanzig Mal stärker als die in Cochinchina und Cambodia zusammen genommen. Nach den dem Könige vorgelegten Verzeichnissen ist sie zwar nur funfzehn Mal stärker, allein es giebt in Tunkin eine große Menge Dörfer, wo kaum die Hälfte oder höchstens ein Drittheil der gesammten Einwohner eingeschrieben wird. Die Bevölkerung in sämmtlichen Staaten von Gia-Long kann man unbedenklich auf achtzehn Millionen Seelen angeben. Alle diese Einwohner sind in zwei Klassen eingetheilt, nämlich in die der Königlichen und in die des Volkes. Die gemeinen Soldaten gehören gewissermaßen zu beiden, denn sie werden aus der Klasse des Volks genommen, und in dieser bleiben auch immerfort ihre Frauen und Kinder, so wie ihre ganze Familie; sie selbst aber gehören für ihre Person in die Klasse der Königlichen, weil sie im Solde des Königes stehen.

Jedes Dorf muß im Verhältniß zu seiner Bevölkerung eine gewisse Anzahl Soldaten liefern. Diese werden immer vorzugsweise aus den reichsten und zahlreichsten Familien genommen, damit ihre Verwandten, im Fall sie entfliehen oder einen Diebstahl begehen, für sie zur Verantwortung gezogen werden, oder anstatt ihrer einen andern Mann stellen können. Wenn der Soldat stirbt, so muß das ganze Dorf einen andern Mann an seine Stelle liefern. In Tunkin wird von sieben in den Registern eingezeich-

neten Mannspersonen einer unter die Soldaten genommen; in Cochinchina aber nimmt man in den neuern Zeiten drei von sieben. Dagegen unterstützt der Kaiser die Dörfer des letztern Reiches in der Unhaltung und Kleidung der Soldaten, was in Tunkin nicht der Fall ist. Mit dem zwanzigsten Jahre ist ein junger Mensch zum Dienste tauglich. Wenn sich ein Soldat durch Tapferkeit und Talente bis zum Unter-Mandarin emporschwingt, so muß sein Dorf einen andern Mann stellen; demjenigen aber, der zu dieser höhern Würde gelangt ist, braucht es nichts weiter, weder für den Unterhalt noch für die Kleidung zu liefern, sondern wenn er in seinen Geburtsort zurück kommt, so müssen ihn bloß die Bewohner desselben höflich behandeln, ihm Beistand leisten, wenn er sich ein schönes Haus bauen will, die Kosten der Opfer über sich nehmen, die den Schutzgöttern und seinen Vorfahren, zum Danke, daß sie ihm Glück verschafft haben, dargebracht werden. Von allen diesen Lasten und Frohnden werden die Einwohner nicht eher wieder befreit, als bis es Sr. Gnaden dem Herrn Mandarin gefällig ist, das Dorf wieder zu verlassen.

Die Klasse der sogenannten Königlichen besteht aus der Königl. Familie, den Günstlingen, den Gelehrten und Kriegs-Mandarinen und den Soldaten. Der jetzige Kaiser hat ungefähr 200000 Mann regulärer Truppen auf den Beinen, allein weil sich die Kriegs-Mandarinen für jeden derselben monatlich zwei Piaster bezahlen lassen, damit sie in ihre Wohnorte gehen und sich mit dem Landbau oder der Handlung beschäftigen dürfen, so befindet sich also kaum die Hälfte von dieser ganzen Anzahl wirklich im Dienste. Die Klasse des Volkes besteht aus den Ackerbauern, Künstlern, Handwerkern und allen denjenigen Einwohnern, die auf dem Wasser leben. Die letztern machen eine sehr starke Anzahl aus, bezahlen

ganz andere Abgaben als die, so auf dem Lande wohnen, und haben auch ihre eigenen Mandarine. Diese Volks-Mandarine müssen in allem, was die Auflagen, die Frohnden und die Stellung, Kleidung und Verpflegung der Soldaten betrifft, die Befehle von den Königlichen Mandarinen einholen. Sie theilen gewöhnlich die sämmtlichen in dem ihnen untergebenen Bezirke befindlichen Einwohner in sogenannte Typarchien oder Dörfer ein. Ist nun ein Dorf allzusehr mit Auflagen überhäuft, so geschieht es sehr häufig, daß die Einwohner insgesammt ihre Häuser und Felder plötzlich verlassen. Nach drei oder vier Jahren finden sie sich nach und nach wieder ein, und zwar immer nur funfzehn bis zwanzig Familien auf einmal; für diese wird hierauf ein ganz neues Register gefertigt, und dabei vorausgesetzt, daß alle übrigen Einwohner vor Hunger und Elend umgekommen oder in andere Provinzen ausgewandert sind. Diese letztern kommen jedoch nach und nach ebenfalls zurück, allein sie wohnen alsdann immer zu zwei oder drei Familien in einem Hause, und bringen es durch dieses Mittel gewöhnlich dahin, daß sie eine Reihe von Jahren hindurch nur geringe Auflagen zu bezahlen und auch wenige Frohnden zu leisten haben.

Sobald die Quantität der Abgaben den Volks-Mandarinen bekannt gemacht worden ist, so schicken die Königlichen Mandarinen eine Anzahl Soldaten, unter Anführung eines Offiziers, der ungefähr mit einem Feldwebel verglichen werden kann, in die Dörfer ihres Distriktes ab. Wenn nun diese die erforderlichen Summen nicht sogleich baar vorfinden, so nehmen sie ihre Zuflucht zu den Bambusrührchen, und beschleunigen die Ablieferung der Abgaben dadurch, daß sie den Volks-Mandarinen tüchtige Schläge auf den Rücken und die Schenkel versetzen. Diese rächen sich dafür auf die nämliche Art an den von den Dör-

sern selbst erwählten Vorstehern, und die letztern wieder an den einzelnen Einwohnern. Diese prügeln aber ihre Weiber und Kinder, damit sie Tag und Nacht arbeiten, um das verlangte Geld zusammen zu bringen, und auf diese Art wälzen sich die Schläge immer fort, von dem einen auf den andern; allein es ist gar nicht zu leugnen, daß dieses Verfahren fast immer die vortrefflichste Wirkung hervorbringt. Sehr häufig wenden auch den Volks-Mandarinen eine leichte Cangue*) an den Hals gehängt, die nun das nämliche über die Vorsteher der Dörfer verfügen, und die letztern gehen in diesem Zustande von Haus zu Haus, um die Abgaben einzutreiben; die Cangue und die Bambusröhrchen sind daher in der That die eigentlichen wirkenden Ursachen, durch welche die Auflagen in Cochinchina eingesammelt werden. Uebrigens ist mit diesen ein wenig raschen Verfahrungsarten nicht die allergeringste Schande verbunden; die Haut leidet ein wenig Schaden dabei, aber die Ehre bleibt unbefleckt. Es geschieht sehr häufig, daß die vornehmen Mandarinen, ja sogar die nächsten Verwandten des Kaisers, auf seinen Befehl öffentlich 30 bis 40 Schläge mit Bambusröhrchen erhalten. Jedes Land hat seine besondern Sitten und Gewohnheiten; in diesem ist es ein allgemeiner Gebrauch, daß diejenigen Soldaten reichlich belohnt werden, die das Talent besitzen, bei Aufzählung der Schläge mit dem Röhrchen recht

*) Die Cangue, oder das hölzerne Joch, besteht aus zwei mehr oder weniger schweren Stücken Holz, die ineinander fugen, aber in der Mitte eine Oeffnung haben, in welche der Kopf des Verbrechers paßt. Diese Last, die er Tag und Nacht trägt, hindert ihn durchaus, die Arme zum Munde zu bringen, so daß er von einem andern genährt werden muß. Das gewöhnliche Gewicht ist 50 Pfd., es steigt aber bis über 100, und der Verbrecher kommt zuweilen darunter um. Auf der Cangue wird stets die Ursache der Strafe schriftlich angegeben, und sehr oft dauert diese Strafe mehrere Monate hindurch.
Der Uebersetzer.

viel Geräusch zu machen, ohne daß die Haut sehr dadurch beschädigt wird. Es ist der Charakterzug aller Einwohner dieses Landes, daß sie gegen einen Vornehmen niederträchtig, und gegen einen Geringern von einem unerträglichen Stolze sind.

Was nun die Religion in Tunkin anbetrifft, so giebt es daselbst, eben so wie in China, zwei ganz verschiedene, nämlich die der Gelehrten und die des Volks. Worin eigentlich die erstere besteht, wäre schwer anzugeben, denn die Vornehmen und Gelehrten, die sich zu derselben bekennen, wohnen allen abergläubischen Ceremonieen, welche die Basis der Volksreligion ausmachen, bei, und haben dessen ungeachtet für alle diese abgöttischen Gebräuche die tiefste Verachtung. Im Grunde wohnen sie ihnen aber auch nur darum bei, um die Ehrenstellen dabei einzunehmen, und sich die besten Stücke von den geschlachteten Opferthieren zuzueignen. Ungeheure Geldsummen werden jährlich auf die Erbauung von Tempeln und auf die Verfertigung von Götzenbildern verwendet, allein dessen ungeachtet glaubt niemand an dieselben, als das gemeine Volk, und besonders die Frauenspersonen; die Vornehmen lachen und spotten unter einander über diese Götzenbilder und über die Verehrung, die ihnen erwiesen wird. Was für eine Religion haben denn aber nun eigentlich die Großen und Vornehmen? Es wäre, wie gesagt, äußerst schwer, etwas bestimmtes und zuverläßiges hierüber anzugeben, allein höchst wahrscheinlich ist es die Religion des Confucius, denn gewöhnlich bekennen sich die Großen eines Reiches zu der des Monarchen, und der Kaiser von Cochinchina kennt und achtet keinen andern Gottesdienst, als der diesen Weltweisen zum Gegenstand hat. Er hat ihm in jeder Provinz seines Reichs auf Kosten des Volkes einen Tempel erbauen lassen, und das letztere muß ihn auch in allem unterhalten. Uebrigens

zeigt er eine höchst ſchädbare Duldung für alle andere Religionen; eigentlich aber glaube ich ihn für einen vollkommenen Atheiſten halten zu können, und er ſcheint mir keinen Gott mehr zu lieben als ſich ſelbſt.

Außer der Lehre des Confucius macht jedoch auch noch der Glaube an ſogenannte geiſtige Könige oder Dämonen, die in allen Dörfern unter den lächerlichſten Namen, nämlich unter denen der verächtlichſten Thiere verehrt werden, einen weſentlichen Theil von der Religion der Vornehmen aus. Sie fürchten dieſelben außerordentlich und müſſen ſie auch fürchten, denn dieſe geiſtigen Könige können allerdings großen Schaden zufügen, die ſämmtlichen Heerden eines Dorfes in der Irre herumjagen, ſie durch Krankheiten aufreiben, und nicht eher mit dieſen Plagen aufhören, als wenn ſich die Einwohner in ihren Tempeln vor ihnen niedergeworfen und ſie durch Opfer verſöhnt haben. Dieſe böſen Genien bringen niemals etwas Gutes hervor, ſondern ſtiften immer nur Böſes; daher liebt man ſie auch nicht, aber man fürchtet ſie. Nur allein die Chriſten machen hiervon eine Ausnahme; dieſe fürchten ſich nicht vor ihnen, und die Dämonen können ihnen auch keinen Schaden zufügen, wie ſie nicht ſelten durch den Mund derer, die von ihnen beſeſſen waren, ſelbſt zu erkennen gegeben haben. Dieſe Beſeſſenen ſtoßen ein fürchterliches Geheul aus, und machen beſonders Sprünge, welche die natürlichen Kräfte des Menſchen weit überſteigen. Bei meiner Ankunft in Tunkin lachte ich über alles, was man mir von ſolchen Beſeſſenen und von anderen Wirkungen dieſer Dämonen erzählte; allein nach einem 17jährigen Aufenthalte daſelbſt, und nachdem ich alles, was ich ſelbſt ſah und hörte, auf das genaueſte unterſuchte, kann ich vernünftiger Weiſe an der Wahrheit dieſer Erzählungen nicht mehr zweifeln. Ich muß allerdings glauben, daß es Beſeſſene giebt, die es nur auf einen

oder zwei Tage sind, und daß manche unter ihnen es durch die Beschwörungen der Zauberer, andere auf die Aufforderung des Volkes, und noch andere durch die bloße üble Laune des Dämons geworden sind. Ich habe viele von solchen Besessenen selbst gesehen, und ihretwegen mehrere Zauberer, die sich zum Evangelium bekehrt hatten, auf das genaueste befragt; besonders aber habe ich einen jungen Menschen über diesen Gegenstand ausgeforscht, der, ehe er ein Christ wurde, seinen Unterhalt damit verdiente, daß er sich beständig in dem Gefolge eines Zauberers befand, und ihm bei Ausübung seiner Künste behülflich war.

Die Zauberkunst hat allerdings in Tunkin einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht; es werden vermittelst derselben die wunderbarsten Wirkungen hervorgebracht, und oft die ungeheuersten Massen mit Hülfe der Dämonen von einem Orte zum andern fortgeführt. Alle diese Zauberer sind höchst arm, allein sie können großen Schaden zufügen; selten besitzen sie die Macht andern zu nützen, und sich selbst niemals. Im Anfange der Regierung des jetzigen Kaisers wurde die Secte derselben auf das strengste verboten, und die Furcht vor Strafen hielt sie auch wirklich eine Zeitlang zurück; sie versteckten sich wo sie konnten, unterließen ihre nächtlichen Ceremonien, die sie beim Schlagen der Trommel zu verrichten pflegen, und ließen die besondern Altäre, die sie in ihren Häusern hatten, durchaus vor niemand mehr sehen. Als sie aber in der Folge sahen, daß kein Beispiel von Bestrafungen statt hatte, und da sie sogar von einigen Mandarinen aufgefordert wurden, ihre Künste in ihrer Gegenwart auszuüben, so haben sie wieder angefangen, ihr bösartiges Gewerbe nach wie vor zu treiben.

Wenn übrigens der Kaiser Gia-Long an nichts glaubt, so ist doch dieses nicht der Fall mit seiner Mutter und seiner Schwester, denn diese haben den

festesten Glauben an die Götzenbilder, und behandeln dieselben in den Tempeln, die sie unter ihren besondern Schutz genommen haben, mit der größten Ehrfurcht. Die kindliche Liebe hat jedoch den Kaiser nicht abgehalten, ohne Vorwissen seiner Mutter einen Entschluß zu fassen, der dieser nach ihrer Denkungsart nothwendig vielen Kummer hat machen müssen. Bei den Königen von Tunkin war es nämlich von langen Zeiten her herkömmlich gewesen, den Schutzgeistern der Dörfer besondere Diplome und Gnadenbriefe zu ertheilen, wodurch sie zu geistigen Königen ernannt wurden, und diese Diplome waren im Verhältniß zu ihren Thaten und nach der Größe der Uebel, wovon sie die Einwohner befreit hatten, mit mehrern oder wenigern Lobsprüchen angefüllt. Alle diese Diplome nun, sowohl die ältern als die neuern, nebst allen darin angeführten, dem gemeinen Wesen geleisteten Dienste, wurden von dem jetzigen Kaiser aufs neue der strengsten Prüfung unterworfen, und in der Folge erging der Befehl, daß die göttliche Verehrung aller derjenigen unter ihnen, deren rechtliche Ansprüche auf dieselbe nicht vollkommen klar erwiesen worden war, abgeschafft, ihre Bilder in den Fluß geworfen und ihre Diplome verbrannt werden sollten. Die Mandarine haben sich jedoch gehütet, diesen Befehl, der den gesunden Begriffen der Religion so ganz angemessen war, genau zu befolgen, denn sie fürchteten sich vor der Rache der Dämonen; sie haben deshalb Geld von den Dörfern angenommen und dafür den letztern ihre Schutzgeister ferner gelassen; nur einige Orte in der Nähe der Hauptstadt machten hiervon eine Ausnahme, weil man doch wenigstens einige Beispiele aufstellen mußte, daß man den Befehl des Kaisers wirklich vollzogen habe.

Das ganze Reich fuhr daher immer fort, diese Genien unter dem Titel der sehr mächtigen Kö-

nige göttlich zu verehren. Manche unter denselben werden unter den Namen von Schlangen, Fröschen, Kröten, großer Fische, Tigern, Hunden, Vögeln, Muschelschaalen, Räubern, dem Kopf oder dem Arm eines Räubers, Huren u. dergl. angebetet. Die Macht des Aberglaubens ist wirklich ganz unbegreiflich groß, denn es läßt sich doch nichts Sonderbareres denken, als wenn ein ganzes Dorf sich in Staatskleidern und in einer feierlichen Prozession zu dem sehr mächtigen König Frosch, oder Hure, hinbegiebt, und ihm göttliche Verehrung erweist. Gewöhnlich wird demselben ein Ochse oder ein geschlachtetes aber noch völlig ganzes Schwein, aus welchem man nur die Eingeweide herausgenommen hat, geopfert. Auch wird ihm eine kleine Portion von derjenigen Nahrung überreicht, die das unter dem Namen des sehr mächtigen Königs des Dorfes verehrte Thier gewöhnlich zu fressen pflegt. Nach vollendetem Opfer stellen sich die sämmtlichen Einwohner nach ihrem Alter um Tische herum, und zwar niemals mehr als vier an einen Tisch; die jungen Leute zerlegen das geopferte Thier, das ganz roh gegessen wird, außer nur die Schweine, die vorher zur Hälfte gekocht werden.

Unter der vorigen Regierung wurde in der Provinz Rü-Nghe, wo ich mich sieben Jahre aufgehalten habe, und in welcher sich, wie man versichert, die mächtigsten Könige oder Genien aufhalten sollen, von dem Gouverneur jährlich der Befehl an alle Aemter erlassen, daß an einem bestimmten Tage ein Wettstreit unter diesen Geistern statt haben solle, und daß man die Sieger mit neuen Vorrechten und großen Geschenken belohnen werde. Hierauf brachten die Bewohner derjenigen Dörfer, welche mächtige Könige zu haben glaubten, die Diplome derselben herbei. Es wurde eine lange und schwere Barke, die auf beiden Seiten mit 16 Rudern versehen war, in den Audienz-

saal hineingebracht, alsdann aber das Diplom von einem dieser Könige, die es wagten, sich in den Wettstreit einzulassen, und deren Anzahl sich niemals über zwanzig bis dreißig belief, auf den Sitz des Steuermannes gelegt, und der Genius, dem es zugehörte, feierlich aufgefordert, die Barke sogleich in Bewegung zu setzen. Die Anwesenden standen dabei ehrerbietig in einer kleinen Entfernung herum, und es gab nun wirklich Diplome, deren Besitzer, ohne daß von außen die geringste wirkende Ursache dazu kam, die Hälfte der Ruder, oder zwei Drittheile derselben, oder auch alle zugleich in Bewegung setzten. Manche unter ihnen machten sogar die Barke fortgehen, einige nur um wenige Zolle, andere aber um mehrere Fuß. Unter allen diesen Königen, oder Wunder verrichtenden höllischen Geistern, ist jedoch der allerberühmteste Teufel derjenige, dessen Tempel sich in dem an dem Meere gelegenen Dorfe, Ké-Cau, befindet, wo ich oftmals selbst gewesen bin. Ihm glückte es jedesmal, die Barke nach Gefallen vor- und rückwärts gehen zu machen, und er erhielt daher auch jedesmal den ersten Preis. Der Kaiser selbst schickte ihm außer den ehrenvollsten Gnadenbriefen die kostbarsten Geschenke zu, und der Tempel desselben ist mit großen Reichthümern angefüllt; in Rücksicht seiner sind auch die sämmtlichen Bewohner des Dorfes von allen Abgaben und Frohnden befreit. Der Name dieses Geistes ist Con-leo-hanh, welches der Name der berüchtigten Hure Hanh ist, die vor mehreren Jahren an den Folgen ihrer Ausschweifungen elend gestorben ist. Alle diese bis jetzt hier mitgetheilten Nachrichten sind offenbare Thatsachen, an deren Wahrheit um so weniger zu zweifeln ist, weil sie durch tausend Augenzeugen erhärtet werden kann.

Nach der Beschreibung der Religion und der gottesdienstlichen Gebräuche dieses Landes will ich nun

mehr auch noch einige kurze Bemerkungen über den Zustand der katholischen Religion daselbst beifügen. Nach den Verzeichnissen, die vor ungefähr sieben oder acht Jahren in Tunkin verfertigt wurden, belief sich damals die Anzahl der dasigen Katholiken auf 300000 Seelen, allein heut zu Tage hat sie sich um ein Beträchtliches vermehrt; in Cochinchina und Cambodia zählt man wenigstens 60000 Christen. Man kann ungefähr annehmen, daß die gesammte Anzahl derselben den funfzigsten Theil der ganzen Bevölkerung des Reiches ausmacht. Es halten sich sechszehn Europäische Missionarien daselbst auf, worunter sich vier Bischöfe befinden, und außerdem giebt es hundert und etliche Priester, die im Lande selbst geboren sind. Ungläcklicher Weise fehlte es aber an den gehörigen Mitteln, um die Schulen und Seminarien zu unterhalten, denn man hat kein anderes Einkommen dazu, als was von frommen und wohlthätigen Personen jährlich geschenkt wird. Allein in diesem philosophischen Jahrhundert nimmt die Anzahl dieser Personen von Jahr zu Jahr immer mehr ab.

Was nun die Sitten und Gebräuche dieses Landes betrifft, so sind dieselben von denen in Europa auffallend verschieden. Man darf es nicht wagen, vor einem Vornehmen zu erscheinen, ohne ihm Geschenke zu bringen, noch ihn zu grüßen, ehe man seine Schuhe ausgezogen hat; wenn auch gleich die letztern mit Gold und Silber auf das köstlichste geflickt wären, so muß dennoch der Geringere, der mit einem Mandarin sprechen will, sie durchaus bei Seite stellen, sich viermal vor ihm auf die Erde niederwerfen und die Erde mit seiner Stirne berühren, ehe er es sich darf einfallen lassen, ihm seine Angelegenheiten vorzulegen. Wenn eine Frauensperson zu einem Mandarin kommt, so muß sie sich mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen auf die Erde niedersetzen, vier tiefe Ver-

sungungen machen, und dabei die Stirne bis auf die Knie herunter senken, ehe sie den Gegenstand, wegen dessen sie gekommen ist, vortragen darf; häufig wartet sie auch stillschweigend ab, bis sie um ihr Anbringen gefragt wird.

Es ist sowohl in Tunkin als in Cochinchina der allgemeine Gebrauch, daß man beständig mit kreutweis untergeschlagenen Beinen sitzt, wie in Europa die Schneider; dies hat bei allen Gesprächen so wie bei allen Mahlzeiten statt; und wird von den sämmtlichen Einwohnern, von dem Kaiser bis auf den letzten seiner Unterthanen herab, gleichmäßig beobachtet. In keinem einzigen Hause im ganzen Reiche ist ein Stuhl oder eine Bank zu finden; bei wohlhabenden Personen wird den Fremden eine Matte hingelegt, um sich auf die eben beschriebene Art darauf nieder zu setzen, und wenn man in Geschäften zu den Mandarinen kommt, so bleiben die Männer nach den vorgeschriebenen Prostrationen stehen, die Frauenspersonen aber setzen sich auf die Erde nieder. Macht man hingegen einem Mandarin einen bloßen Höflichkeits-Besuch, so wird man von ihm eingeladen, sich auf eine auf der Erde liegende Matte zu setzen.

Bei den Mahlzeiten sitzt man auf Brettern, die eine Art von Estrade formiren, wovon eine nach dem Range der Gäste immer höher als die andere ist. Der Herr des Hauses wird immer für den Vornehmsten gehalten, und ißt ganz allein an einem Tische, der auf der allerhöchsten Estrade steht; ist aber noch ein anderer, eben so vornehmer Mann unter den Gästen, so essen sie beide an dem nämlichen Tische. An keinem Tische befinden sich jemals mehr als vier Personen, und es giebt daher nach der Anzahl der Gäste mehr oder weniger solcher kleiner Tische. Sie stehen insgesammt in einer Reihe, sind aber, wie gesagt, in der Höhe von einander verschieden; auf die höhern

werden auch weit mehr Speisen aufgetragen, als auf die niedrigern, und den an den letztern befindlichen Personen wird überhaupt in jeder Rücksicht weniger Achtung bewiesen. Man wird niemals gebeten, sich an einen höhern Tisch zu setzen, denn jedermann weiß schon, welchen Rang er nach seinem Alter und seinem Stande fordern kann.

Bei den öffentlichen Mahlzeiten, die in den Dörfern statt haben, bei den Hochzeit- und Leichenfesten, und bei denen, die auf die Opfer folgen, welche man den Vorfahren oder den geistigen Königen darbringt, steckt jeder Anwesende alles dasjenige, was er von dem ihm zugefallenen Antheil übrig läßt, in den Ermel seines Kleides, um es seiner Familie mit nach Hause zu bringen. Was nun aber am Ende von der ganzen Mahlzeit noch übrig bleibt, wird durch die öffentlichen Ausrufer des Dorfes denjenigen unter den Aeltesten, die sich durch ihre Verdienste um das gemeine Wesen einer solchen Auszeichnung werth gemacht haben, ins Haus getragen. Bei den gewöhnlichen Mahlzeiten hingegen, die von Privatpersonen gegeben werden, darf man durchaus nichts mit sich nach Hause nehmen, allein der Wirth schickt nach Gutdünken der Frau und den Kindern von einem oder dem andern seiner Gäste einige Gerichte von dem Tische zu. Die Frauenspersonen werden niemals zu den öffentlichen Mahlzeiten der Gemeinde und auch nicht einmal zu den Festen der Familien zugelassen. Dem schönen Geschlechte wird überhaupt hier sehr wenig der Hof gemacht, und es ist damit ganz anders wie in Europa, wo man die entgegengesetzten Gebräuche zu weit getrieben hat; man könnte daher auch ganz Tunkin und Cochinchina von einem Ende bis ans andere durchgehen, ohne eine einzige Frau zu finden, die in dem Hause ihres Mannes die Herrschaft führte. Nur allein die Töchter des Königs haben, wenn sie sich un-

ter den Mandarinen einen Mann auswählen, ein Vorrecht zu genießen, das eben so sonderbar als für den Mann beunruhigend und gefährlich ist. Der König, ihr Vater, giebt ihnen nämlich bei ihrer Verheirathung einen Säbel mit, um ihrem Mann, im Fall er sich ein Staatsverbrechen sollte zu Schulden kommen lassen, sogleich den Kopf damit abzuhauen. Dagegen bekommt aber auch der Eidam von seinem Schwiegervater ein zierliches mit Gold beschlagenes, und ungefähr fingerdickes Bambusröhrchen mit, um seine Frau damit zur Ordnung zu bringen, wenn sie ihre Schuldigkeit als Hausfrau nicht gehörig erfüllen sollte.

Alle Frauenspersonen gehen hier wie in Europa nach Gefallen aus, und die Vornehmern unter ihnen haben, nach dem Rang ihres Mannes, immer ein starkes Gefolge von Soldaten und Dienstmägden bei sich. Sie dürfen nicht an dem nämlichen Tische mit ihrem Manne essen, wenn Fremde dabei sind, allein sie haben die Erlaubniß, dabei gegenwärtig zu seyn. Die Männer haben durchgängig nur eine einzige rechtmäßige Frau; dagegen dürfen sie aber so viele untergeordnete Frauen heirathen als sie wollen. Die Polygamie ist also bei ihnen nicht durch das Gesetz verboten, allein dennoch müssen die Kinder der untergeordneten Frauen ihrer leiblichen Mutter den Namen ihrer ältern Schwester beilegen, und die rechtmäßige Frau ihres Vaters Mutter nennen. Uebrigens haben sie insgesammt Antheil an der Erbschaft, und nur der älteste unter ihnen nimmt gleich anfangs den fünften Theil des Ganzen nebst dem besten Hause für sich weg, und bekommt alsdann noch von dem Ueberreste den nämlichen Antheile wie jeder von seinen übrigen Brüdern. Der Grund von diesen großen Vorzügen liegt darin, daß er auch verbunden ist, alle Opfer zu bestreiten, welche die Familie ihren Vorfahren darbringen muß. Die Mädchen hingegen bekommen fast ganz und gar

nichts

nichts von der Erbschaft ihres Vaters, weil sie bestimmt sind, in eine andere Familie überzugehen, von welcher sie unterhalten werden müssen. Wenn sie aber kränklich oder mißgestaltet sind, und daher nicht hoffen können, eine Parthie für sich zu finden, so liegt es ihrem ältesten Bruder ob, für sie zu sorgen. Von dem gesammten Vermögen wird ihnen bloß ein kleines Stückchen Land zugetheilt, nebst einem Hause, das ihnen die Brüder auf gemeinschaftliche Kosten müssen erbauen lassen. Die Mütter, Tanten, Schwestern oder sonstigen Verwandtinnen können ihre Immobilien durchaus nicht veräußern, ohne die ausdrückliche Einwilligung derjenigen Söhne, Neffen, Brüder oder Brüdern, welche für die Oberhäupter der Familie gehalten werden, und die Obliegenheit haben, für die gehörige Darbringung der Familienopfer zu sorgen. Es hat daher auch kein Contract über einen solchen Verkauf gesetzliche Kraft, wenn er nicht von der eigenen Hand dieses Verwandten geschrieben, oder doch wenigstens von ihm in Gegenwart der Vorsteher des Dorfes unterschrieben worden ist.

Nach den Gesetzen ist es einem Manne erlaubt, zwei Schwestern zu gleicher Zeit zu heirathen, und auch die jüngere unter ihnen für seine rechtmäßige Frau anzuerkennen. Die untergeordneten Frauen oder Concubinen sind gewissermaßen die Mägde der rechtmäßigen Frau, wenn sie nämlich mit ihr in dem nämlichen Hause wohnen; wird aber eine von ihnen zur Günstlinginn erhoben und geräth mit ihrer Nebenbuhlerinn in Streit, so läßt ihr der Mann ganz in der Nähe ein eigenes Haus bauen, und hier wird alsdann sehr häufig besser gelebt und ein größerer Aufwand geführt, als in dem Haupthause. Die rechtmäßige Frau kann jedoch, wenn sich der Mann nicht geradezu entgegen setzt, die Kinder der Concubinen, sobald sie entwöhnt sind, zu sich nehmen, und sie nach ihrem Gutdünken

erziehen lassen. Der Mann kann seine rechtmäßige Frau verstoßen, wenn sie allzu lärmend und zänkisch ist, oder wenn sie es in Gegenwart von Fremden an der ihm schuldigen Achtung fehlen läßt. Die Frauen vom zweiten Range hingegen kann er nach Gefallen verschenken oder verkaufen, um das Geld wieder zu bekommen, das ihm die Hochzeit mit ihr gekostet hat; auch darf er seine Kinder verkaufen, jedoch nicht zu Sclaven, sondern vielmehr zu Dienstboten und an Kindesstatt angenommenen Söhnen.

Die vornehmen Frauen besitzen Edelsteine, goldene Kleinodien, seidene Kleider und vortreffliches Weißzeug, aber alles von einer ganz verschiedenen Form, als es in Europa gefunden wird. Anstatt sich durch modische Entblößungen, wie es leider bei uns so häufig der Fall ist, Erkältungen zuzuziehen, bedecken sie sich vielmehr an Galatagen in einem solchen Grade mit Kleidungsstücken, daß sie es dabei vor Hitze kaum müssen aushalten können. Viele unter ihnen haben eine so weiße Farbe, wie sie nur irgendwo in Europa angetroffen wird, allein sie sehen dabei gewöhnlich sehr bläß aus; das Recht sich zu schminken haben übrigens nur allein die Schauspieler und Schauspielerinnen. Man findet sehr häufig Frauensperſonen unter ihnen, die viel Verstand besitzen, und sich im Umgange weit ungezwungener benehmen, als die meisten Europäerinnen, die, wenn sie im großen Staate sind, beständig zu fürchten scheinen, daß sie etwas an ihren Kleidern verderben könnten.

Da die Frauensperſonen in diesem Lande, wenn sie auf dem Felde arbeiten, nur äußerst leicht bekleidet sind, was bei ihnen durch die Hitze des Climas gewissermaßen gerechtfertigt wird, so gerathen die Europäer nicht selten dadurch in die größte Versuchung, und diese Fälle kommen um so häufiger vor, weil die Frauensperſonen die Gewohnheit haben, sich überall, wo sie sind,

ohne Scheu zu baden. Weit strenger ist man dagegen mit dem Sinne des Gefühls, denn Personen von beiden Geschlechtern, wenn sie nicht mit einander verheirathet sind, dürfen einander durchaus niemals berühren, und sich auch sogar nicht einmal bei den Händen anfassen; man würde, wenn man es thäte, den Ruf von guten Sitten sogleich verlieren. Ueberhaupt ist man hier, im Ganzen genommen, zum wenigsten eben so keusch als in Europa, und die Christen sind es in einem weit höhern Grade.

Aller Luxus, in den Häusern wie in der Kleidung, ist auf das strengste verboten. Ein jeder lebt auf eine seinem Rang und seinem Stand angemessene Art, und wenn es einem einfiele, einen größern Aufwand zu machen, als er das Recht hat und als sein Vermögen es erlaubt, so würde der Mandarin nicht unterlassen, ihn so lange und so beträchtlich zu strafen, bis ihm die Lust groß zu thun vergangen wäre. In zwei Provinzen, in welchen beiden Könige des Landes geboren worden sind, ist es sogar auf das strengste verboten, daß keine Häuser, dasjenige ausgenommen, worin den Vorfahren des Königes Opfer dargebracht werden, mit Ziegeln gedeckt werden dürfen. Die Kleider der Reichen haben keinen andern Schnitt und sind von keinen andern Zeugen verfertigt, als die der Armen. Ueberhaupt sehen die Tunkineser niemals auf die Kleider, und der Rang, wornach sie in den Versammlungen ihrer Dorfgemeinde zu sitzen pflegen, richtet sich bloß allein nach dem Alter, es müßte denn seyn, daß einer oder der andere sich das Recht oben an zu sitzen und auch zuerst seine Stimme abzulegen durch irgend einen geleisteten wichtigen Dienst erworben hätte, und dieses Recht ihm durch ein von den sämmtlichen Einwohnern ausgestelltes Schreiben bestätigt worden wäre.

Die Ceremonien-Kleidung der Tunkineser ist sehr ehrwürdig und majestätisch, und hat viele Aehnlichkeit

mit der Chorkleidung der Benediktiner. Wenn sie in diesem Anzuge, wozu noch eine sehr hohe Mütze kommt, versammelt sind, um sich entweder über irgend einen Gegenstand mit einander zu berathschlagen, oder eine vornehme Person feierlich zu empfangen, so herrscht unter ihnen eine solche Würde und Ernsthaftigkeit, daß man sie für den Senat des alten Roms halten sollte. Sobald sie aber wieder nach Hause zurück kommen, so legen sie sogleich ihre lange schwarze Kleidung nebst der Mütze wieder ab, und gehen alsdann, um ihre Geschäfte desto bequemer verrichten zu können, fast gänzlich nackt; sie umgürten sich nämlich die Hüften bloß mit einem Strick, und hängen an diesen ein Stück Zeug, um nur gerade dasjenige zu bedecken, was die Ehrbarkeit durchaus nicht sehen zu lassen erlaubt.

Es würde schwer seyn, irgend ein Land in der Welt zu finden, das eben so fruchtbar wäre wie Tunkin; ich wenigstens, so viel ich auch herum gereist bin, habe nirgends ein ähnliches angetroffen. Die Felder bringen jährlich zwei Reißerndten hervor, und in vielen Gegenden sogar noch eine dritte von Erbsen oder einer Art von Körnern, aus welchen Oel gepreßt wird. Es giebt gegen zwanzigerlei verschiedene Arten von Reis, worunter der Wasserreiß, der Reiß aus dem trockenen Erdboden und der Bergreiß die vorzüglichsten sind; die meisten darunter brauchen vier und einen halben Monat, um zu ihrer völligen Reife zu gelangen, und eine davon kann sogar schon nach drei Monaten eingeerndtet werden. Auch wachsen daselbst in großem Ueberfluß verschiedene Arten von Wurzeln, aus denen Mehl verfertigt wird, ferner vortreffliche Kartoffeln und mehrere medizinische Pflanzen, wie z. B. der Cinnamet u. dgl.

Das Land wird von vielen, zum Theil sehr großen Flüssen durchschnitten, und diese sind eben so wie die Bäche, Seen und Teiche, außerordentlich fischreich.

Man findet darin mehrere Arten von Fischen, die sehr geschmackvoll und in Europa gänzlich unbekannt sind. In Tunkin herrscht auch an den Küsten des Meeres noch ein weit größerer Ueberfluß an Fischen als an denen von Cochinchina; ja mehrere Arten derselben, wie z. B. der Kabeljau und die Sardellen, gehen sogar in einigen großen Flüssen weit in das Land hinauf. Der Reiß und die Fische machen aber auch den vorzüglichsten Theil der Nahrung von dieser so sehr zahlreichen Volksmenge aus. Die Lebensmittel sind daselbst insgesammt so äußerst wohlfeil, daß man für die allergeringste Geldmünze eine ganze Ladung von Früchten bekommt. Für zehn Piaster kann man das ganze Jahr hindurch einen Dienstboten reichlich bezahlen und sehr gut beköstigen. Auch die Kleidung und der Unterhalt unserer Schüler kommen nicht höher zu stehen; dieß ist doch gewiß sehr wenig; allein es ist doch etwas, und wir nehmen neuerlich gar nichts mehr ein.

Das Gold, das aus Tunkin gezogen wird, soll das feinste seyn, das existirt. Ferner giebt es daselbst Silber, Kupfer, Zinn und sehr vieles Eisen; Blei hingegen wird selten gefunden. In den Gebirgen wird auch Salpeter gewonnen, allein die Einwohner sind in der Kunst, ein gutes Schießpulver zu verfertigen, noch sehr weit zurück. Wo eigentlich die Gold- und Silbergruben sind, weiß durchaus niemand, und folglich können dieselben auch nicht bearbeitet werden; alles Gold, das man daselbst bekommt, wird aus dem Sand in den Flüssen gezogen, oder in einzelnen Stükken in den Gebirgen gefunden; ein solches Glück kann aber für den Finder leicht sehr gefährlich werden, wenn nämlich die königlichen Mandarinen Nachricht davon bekommen. Ist einmal in den königlichen Registern bei einem Dorfe die Bemerkung beigefügt, daß dasselbe ein oder das andere Product von Wichtigkeit in seinem Gebiete besitzt, so muß es jährlich eine gewisse Quan-

stükt haben in die Magazine des Kaisers, und mehr noch an die Mandarinen, abliefern. Wenn nun in der Folge das Product sich vermindert, oder gar nicht mehr daselbst gewonnen wird, so dauert dessen ungeachtet die Auflage immer noch fort. Die Einwohner müssen sich alsdann um Geld dafür abfinden, oder es selbst erst in anderen Gegenden aufkaufen; sind sie aber nicht im Stande, dieses zu thun, so bleibt ihnen nichts anderes übrig, als ihre Wohnungen und Felder zu verlassen. Seitdem die Familie Lé von dem Throne verdrängt worden, ist das Volk außerordentlich arm, ob es gleich nach der Fruchtbarkeit des Bodens ein bequemeres Leben sollte führen können, als in irgend einem andern Lande. Es seufzt täglich nach einer Veränderung in der Regierung, denn es ist gegenwärtig mit mehr als doppelt so vielen Frohnden belastet, als es sogar noch unter der Dynastie der Tay-Sons der Fall war. Die Tunkineser sind insgesammt zur Empörung bereit, allein es fehlt ihnen an Energie und besonders an erfahrnen Anführern. Ich will damit nicht sagen, daß sie keinen Muth besitzen, denn wenn sie gut angeführt werden, so sind sie wirklich brave Soldaten, und haben schon vielfältige Beweise von Muth und Unerschrockenheit gegeben. Auch zum Seedienste haben sie viele Neigung und eine vorzügliche Anlage, weshalb sie auch die europäische Art, das Schiff zu regieren und sich des Tackelwerkes zu bedienen, sehr leicht erlernen können. Gegen die Chinesischen Truppen hegen sie eine große Verachtung. Ihre vorzüglichste Geschicklichkeit besteht in dem Gebrauch und in der Abrichtung der Kriegs-Elephanten. Der Kaiser unterhält von diesen Thieren ungefähr 500, die zu militairischen Operationen abgerichtet sind, und häufig darin geübt werden. Unter dieser Anzahl befinden sich jedoch nur vier, die es bis zum Grad eines Mandarins gebracht haben, und deshalb goldne Ringe

an ihren Zähnen tragen. Jeder von ihnen scheint sei-nen vornehmern Rang zu fühlen, und wäre für sich allein im Stande, ein ziemlich beträchtliches Truppen-Corps in die Flucht zu schlagen. Je mehr auf sie ge-schossen wird, desto kühner rücken sie auf den Feind los, und bekümmern sich durchaus nichts um eine oder meh-rere Kugeln, die ihnen in die Haut eindringen. Nur allein auf der Stirne, dicht oberhalb der Augen, be-findet sich eine kleine Stelle, wo eine solche Kugel das Thier sogleich tödten kann.

Mehrere Provinzen von Tunkin haben eine äußerst gesunde und reine Luft, in andern hingegen ist sie sehr schädlich. Eine sonderbare und fast unglaubliche Wir-kung bringt in diesem Lande diejenige Luft hervor, die mit den Ausdünstungen von verwesenden thierischen Körpern geschwängert ist. Wenn ein solcher Körper in der Nähe eines Gartens liegt, so geschieht es nicht sel-ten, daß innerhalb weniger Stunden alle Betelpflan-zen in demselben verdorren, und Menschen, die von dieser Luft auf eine besondere Art und unter gewissen Umständen bestrichen werden, verlieren plötzlich das Gesicht. Daher hat sich auch die Regierung genöthigt gesehen, über die wegen dieses Gegenstandes zu tref-fenden Vorsichtsmaaßregeln die strengsten Polizei-Ge-setze zu erlassen.

Die vorzüglichste Nahrung der Einwohner besteht, wie schon oben gesagt, in Fischen und Reiß. Es giebt vielleicht kein Volk, das eine eben so große Geschicklich-keit im Fischfange besitzt, wie die Tunkineser, und sie haben eine solche Menge von verschiedenen Arten, die Fische zu fangen, daß man eine eigene nicht uninteres-sante Abhandlung darüber schreiben könnte. Bei dis-ser gesunden und überflüssigen Nahrung, welche die Einwohner sich mit geringer Mühe verschaffen können, sind sie auch gänzlich frei von den Vorurtheilen, die in andern Ländern von Kindheit an gegen gewisse Spei-sen gefaßt werden. Sie finden das Fleisch von Hun-den, Katzen, Bergratten, Pferden, Tigern, Affen und Elephanten, sehr gesund und wohlschmeckend; das Hundefleisch aber besonders wird von ihnen für einen wahren Leckerbissen gehalten und theurer als alle übri-gen Arten von Fleisch verkauft. Wenn ein Europäer zum ersten Mal davon ißt, so muß er sich alle mögliche

Gewalt anthun, um den Widerwillen dagegen, den die Einbildungskraft in ihm hervorbringt, zu bekämpfen; allein dies dauert niemals lange, und nach einer kurzen Zeit hat man sich schon daran gewöhnt. Eine andere Tunkinesische Speise, die bei ihnen für eine der vortrefflichsten gehalten, und am theuersten bezahlt wird, und die auch die Europäer, sobald sie nur ihren ersten Widerwillen dagegen besiegt haben, sehr gut und wohlschmeckend finden, sind diejenigen Würmer, die sich in der Puppe der Seidenwürmer befinden, und die einer länglichten Bohne ähnlich sehen. Sie essen aber auch das äußere Häutchen, worin die jungen Thiere, wann sie auf die Welt kommen, noch eingehüllt sind, nachdem es jedoch vorher äußerst sorgfältig gewaschen und gereinigt worden ist; unter diesen wird jedoch das von dem Büffel für weit vorzüglicher und schmackhafter gehalten, als das von dem Kalbe. Wer sollte es jedoch glauben? auch sogar die Nachgeburt der Weiber wird von ihnen nicht weggeworfen, sondern vielmehr als ein specifisches Heilmittel gegen Brustkrankheiten gebraucht.

Die Tunkinesische Sprache ist weich, wohlklingend und für die Schönheiten der Beredsamkeit und sogar auch für die Dichtkunst sehr empfänglich. Die Cochinchinesische Sprache ist eigentlich nur die verdorbene Tunkinesische, und wird außerdem auch auf eine härtere und rauhere Art ausgesprochen; dessen ungeachtet können aber beide Völker einander sehr gut verstehen. Die Gelehrten haben eine besondere, ihnen eigenthümliche Sprache, die man nach Grundsätzen lernt, wie bei uns in Europa das Lateinische; sie ist in diesem Lande so wie in China, die eigentliche gelehrte Sprache, und da sich die Tunkinesischen Gelehrten auch der Chinesischen Charaktere zum Schreiben bedienen, so können sie und die Chinesischen Gelehrten sich einander dadurch verständlich machen und sich ihre Gedanken schriftlich mittheilen. Die ganze Gelehrsamkeit dieser Männer besteht jedoch bloß darin, daß sie die Schriften des Confucius nebst einigen andern lesen können. Man hat die Bemerkung gemacht, daß es den Chinesern weit schwerer fällt, als den Europäern, die Tunkinesische Sprache zu lernen und sie ohne fremden Accent geläufig zu sprechen; es ist zwar in dem Lande eine große

Menge von Chineſern anſäßig, allein wenn ſie auch noch ſo lange daſelbſt wohnen, ſo behalten ſie doch immer ihren vaterländiſchen Accent bei.

Die Tunkineſer verachten die Chineſer im höchſten Grade, und legen ihnen durchgängig den Namen Ngô-Cho, d. h. Chineſiſcher Hunde, bei. Dieſes Schelwort gründen ſie darauf, daß die Chineſer durchgängig weiße Zähne haben, und ſich dieſelben nicht ſchwarz färben, wie es bei ihnen ſelbſt der Fall iſt; überdies behaupten ſie auch noch, daß die Chineſer geiziger, verſtohlener und betrügeriſcher ſind, als ſie.

Die Tunkineſer haben von Natur ein ausgezeichnetes Talent zur Beredſamkeit, und ſind faſt durchgängig gute Sprecher. Dieſes Talent wird bei ihnen um ſo viel mehr entwickelt, weil es das einzige Mittel iſt, wodurch ſie ſich emporſchwingen, ſich auszeichnen, und ſich die drückende Laſt der Frohnden erleichtern können. Auch müſſen ſie in allen Prozeſſen, die ſie bekommen, ihre Sache vor Gericht ſelbſt vertheidigen, und die Advokaten unterſtützen ſie nur ganz insgeheim mit ihren Rathſchlägen. Wenn ſie ſich nun vor den Mandarinen nicht mit Anſtand, Leichtigkeit und Zierlichkeit ausdrücken, ſo laufen ſie Gefahr, nicht nur ihren Prozeß zu verlieren, ſondern auch noch eine Tracht Schläge davon zu tragen. Der Tunkineſer übt ſich deshalb von ſeiner früheſten Jugend an im Sprechen, damit er in der Folge, wenn er in den Fall kommt, öffentlich reden zu müſſen, im Stande iſt, mit Zuverſicht, oder doch wenigſtens ohne zu zittern, aufzutreten.

Die Künſte werden in Tunkin nicht allein nicht aufgemuntert, ſondern vielmehr durch die Tyrannei der Regierungsverfaſſung förmlich unterdrückt. Wenn ſich einer in ſeiner Profeſſion auszeichnet, ſo wird er ſogleich gezwungen, an den Hof zu kommen und ganz umſonſt für denſelben zu arbeiten. Beſitzt jemand einen ſeltenen Baum, ſo muß er ihn in einen Kaſten ſetzen, und ihn dem Könige oder dem Statthalter der Provinz überbringen; wenn er nicht ſelbſt im Stande iſt, die Transportkoſten zu beſtreiten, ſo müſſen die ſämmtlichen Einwohner des Dorfes, worin er wohnt, ihn dabei unterſtützen. Man hat daſelbſt eben ſo wie in China das Geheimniß entdeckt, Porzellain zu verfertigen, allein die Familie des Erfinders hat ſich zuletzt in der

traurigen Nothwendigkeit gesehen, ihr Vaterland zu verlassen, weil sie, ohne sich gänzlich zu Grunde zu richten, nicht mehr im Stande war, alles, was der Kaiser und seine Mandarine verlangten, umsonst zu liefern.

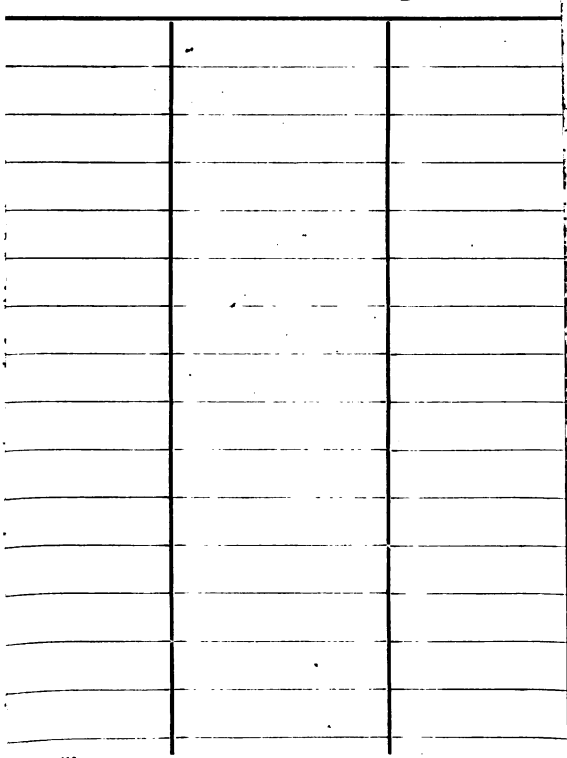
Die Regierung des Landes ist äußerst schwach und furchtsam, und kann sich auf die Zuneigung des Volks, das sie unterdrückt und ausplündert, nicht im geringsten verlassen. Die vorzüglichste Politik des Hofes besteht darin, daß sie das Volk in der tiefsten Armuth erhält, und daß sie die Reichthümer und die Menge von kostbaren Produkten, die das Land hervorbringt, auf alle mögliche Art zu verbergen sucht, aus Furcht, daß andere benachbarte Mächte auf Mittel denken könnten, sich desselben zu bemächtigen. Es ist aber auch in der That nicht zu leugnen, daß dieses Land unermeßliche Schätze in sich enthält, und daß seine Gold- und Silbergruben vielleicht eben so reichhaltig sind, wie die in Peru. Die Theestaude wächst daselbst ebenfalls sehr häufig, und es wird ein allgemeiner Gebrauch von diesem Getränke gemacht; allein die Einwohner verstehen die Kunst nicht, den Thee auf die nämliche Art, wie es in China geschieht, zuzubereiten.

Die sämmtlichen Unterthanen sind durch die schreckliche Tyrannei, worunter sie seufzen, zur Verzweiflung gebracht, und würden das Joch gern abschütteln, wenn sie nicht durch die Furcht vor den grausamen Todesstrafen davon zurückgehalten würden. Diese Todesstrafen habe ich schon oben ausführlicher angegeben, und muß zum Schluß nur noch die Bemerkung beifügen, daß den vornehmsten Mandarinen, und besonders den Prinzen aus der Königl. Familie, bei gewöhnlichen Vergehungen meistentheils ein Stück Seidenzeug, das so eingerichtet ist, daß sie sich daran aufhängen können, ins Gefängniß geschickt wird, und daß sie alsdann jedesmal ein anständiges Begräbniß erhalten. Sobald jedoch die Rede von einer Verschwörung gegen den Staat ist, so haben die oben beschriebenen furchtbaren Todesarten statt, und dies ist der Grund, warum bis jetzt noch keine Revolution in diesem Lande ausgebrochen ist.

1

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building



form 410